



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



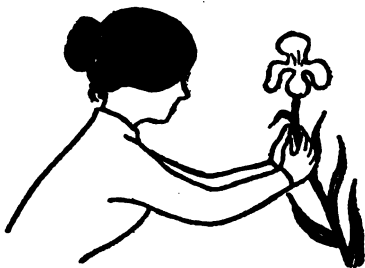
838

B57str

1876

v.2

L. Porcharadt M.^l (XX X) s. l. Lichtwitz M.^l
z. fröhl. Geg. München 9. Dez. 1899



Bücher
von
Otto Julius Bierbaum

* *

Studenten-Beichten, Erste Reihe
3. Auflage

*

Die Schlangendame
Studenten-Novelle, 2. Auflage

*

Stilpe
Roman, 2. Auflage. Mit D. J. B.'s Bildnis

*

Der Bunte Vogel
Illustriertes Kalenderbuch

*

Lobetanz
Ein Bühnenspiel

(Diese fünf Bücher, sowie die beiden Jahrgänge des
von D. J. B. herausgegebenen Modernen Musen-
Almanachs bei Schuster & Loeffler in Berlin)

*

Nemt, Frouwe, disen Kranz
Gebichte
(Bei Gustav Schuhr in Berlin)

*

Pantratus Graunzer der Weiberfeind
Roman
(Bei Hugo Storm in Berlin)

* * *

Der
Studenten=Beichten
zweite Reihe



Otto Julius Bierbaum

Studenten-Beichten

Zweite Reihe

Zweites Tausend



Berlin 1897

Im Verlage von Schuster & Loeffler

Alle Rechte vorbehalten

An

Michael Georg Conrad

in

herzlicher

Verehrung

Berman
Feldman
6-16-44
50485



Lieber Conrad, Sie haben schon manche Beichte von Studenten gehört, wenn sie zu Ihnen kamen und Ihnen erzählten, wie sie durchaus Dichter werden möchten; es gäbe keinen Ausweg mehr, denn der Drang sei zu schrecklich, und überdies hätten sie auch schon die schwere Menge von Erlebnissen erlebt, sodaß es die höchste Zeit sei, nun endlich gedruckt zu werden.

Ich kenne Ihr aufmerksames Lächeln, lieber Freund, mit der Sie solche Beichten hören, und ich weiß, mit was für großen, merkwürdig listigen Blicken Sie solchen Beichtlingen die Seele von den Wienen ablesen, sodaß Sie, glaube ich, zuweilen mehr erfahren, als was Sie hören. Ich war ja auch einmal so ein Student und Beichtkind von Ihnen.

Das ist nun schon fast zehn Jahre her,

und mittlerweile hat sich mancherlei begeben, das Einem so vorkommt, als wären viel mehr als bloß zehn Jahre darüber hingegangen. Wir litterarischen Füchse von damals, denen Sie immer ein so lieber prächtiger Fuchsmajor gewesen sind, und die wir nicht ganz unähnlich jenen alttestamentarischen Füchsen waren, die weiland Simson der Held mit brennenden Schwänzen unter die Philister schickte, wir sind nun auch schon so was wie Alte Herren geworden, und es fehlt unter denen, die nach uns gekommen sind, nicht an solchen, die jetzt uns für die Philister halten. Das ist der Lauf der Welt, und der geht heute sehr schnell.

Wollen wir klagen? Ich sehe Sie lächeln. Und ich denke, das Lächeln trauen Sie auch mir zu. Wir rennen nicht mehr brennend durch das Lager Philisterias, aber wir drehen auch keine Philistermühle, und, wenn es nicht wohl zu leugnen ist, daß wir uns zuweilen in Delilas Schooß gebettet haben, so dürfen wir uns doch rühmen, nicht allzuviel Haare gelassen zu haben.

Wir sind ruhiger geworden, gleichmütiger und gerechter. Daß wir die Philister liebten, da sei Gott vor! Aber

wir fühlen nicht mehr das dringende Bedürfnis, sie gänzlich auszurotten. Wir finden vielmehr, daß sie im Haushalte der Menschheitswelt durchaus nicht zu entbehren sind. Sie sind die große graue Kontrastfläche, von der sich lebhaft und erfreulich alles das abhebt, was uns Freude macht. Ein Hintergrund muß sein; vorm reinen Lichte verschwämme alles Helle.

Ich rede als Mensch der Kunst, der sein Vergnügen an der Wirklichkeit hat unbeschadet zeitweiliger Ausflüge in purpurne Helligkeiten und Finsternisse, wie Sie selber eine so köstlich gemalt haben. Ich mag das Gewimmel der Lebendigen gerne, das sich von jenem Hintergrunde der Schweren abhebt. Darum blicke ich auch immer noch zuweilen mit Vergnügen auf die Zeit des Studentenlebens zurück, wo selbst manche von denen, die später zu den Schweren hinuntersinken, lustig eine Weile im heiteren Lichte leben.

Und nun bringe ich Ihnen ein paar solcher Studentengeschichten, wie sie mir nacheinander von früher her eingefallen sind, dar und möchte gerne, daß Sie darin ein äußeres Zeichen der herzlichen Gefinnung

fähen, mit der ich zu Ihnen stehe. Hoffentlich lesen Sie sie mit Vergnügen und in guter Muße. Sollten Sie gerade im Reichstage sein, wenn das kleine Buch ankommt, so verabsäumen Sie doch ja nicht, es zur Einverleibung in die Reichstagsbibliothek vorzuschlagen. Es giebt unter Ihren Kollegen im Hohen Hause einige Herren, von denen ich glaube, daß sie es mit Frucht lesen könnten. Ein Antrag, es auf Reichskosten alljährlich an sämtliche Abiturienten deutscher Gymnasien und Realschulen verteilen zu lassen, wäre meinen Verlegern nicht unangenehm, in dessen ich zweifle bei den Schwierigkeiten, mit denen der Kultusetat zu kämpfen hat, daß er durchgehen würde, und Epitheta, wie es die waren, mit denen ein preussischer Kultusminister einmal Kellers Romeo und Julia auf dem Lande bedacht hat, kann ich auch so in den Zeitungen lesen.

Und somit herzlichen Gruß!

Ihr

Otto Julius Bierbaum



Selbstzucht





Wir hatten die Ehre und das Vergnügen, einen Königlichen Staatsanwalt unter uns zu sehen, und wir machten dabei die Bemerkung, daß es eine unrichtige Behauptung ist, wenn einige sagen, der Wein werde sauer in Gegenwart eines solchen Würden-trägers. Nein, unser alter Burgunder blieb milde und voll wie er war. Aber das ist richtig: unser Gespräch kriegte was säuerlich Muffiges. Nicht allein, daß auch nicht der geringste Bundesfürst beleidigt wurde, was doch sonst in dieser Zeit der Decomposition aller guten Angewohnheiten häufig ist und, wie ich bemerkt habe, besonders oft beim Rotspon der begüterten Classen vorkommt, nein, man hob auch sonsthin die Lippen mit einer gewöhnlichen Behutsamkeit. Schließlich fing man, und wir waren doch lauter alte Corpsbrüder, die mancherlei miteinander ausgefressen hatten, gar von Moral zu reden an. Zumal der jüngste unter uns, der eben erst Referendar und damit Alter Herr

geworden war, schwang die weiße Fahne der Moral mit fast zu lebhafter Beflissenheit.

— Alles, was recht ist! rief er, Jugend muß austoben, gewiß, natürlich! Aber, wenn man älter wird, muß man sich besinnen und nicht gleich so . . . so . . .

— Losgehen meinen Sie, warf der alte Sanitätsrat Kernschlier ein, der der älteste unter uns war.

— Ja, so ähnlich, oder, na, kurz: Selbstzucht!

— Das ist ein gutes Wort, Herr Corpsbruder, sagte wieder der Sanitätsrat, eins von den auserlesenen guten, die man darum, wie den Namen Gottes, nicht eitel nennen soll. Aber diese heiligen und hohen Dinge haben es wunderbarlich in sich. Erst lehrt man sie uns, und nun glauben wir sie; dann erkämpfen wir sie uns, und plötzlich zweifeln wir an ihnen.

Der kleine Referendar hob den Kopf:

— Zweifeln? An der Notwendigkeit und Heilsamkeit der Selbstzucht zweifeln, Herr Sanitätsrat?

Sein Schnurrbart sträubte sich noch höher, als er schon gebrannt war.

— Nicht so, Herr Corpsbruder, nein, das nicht. Absolut genommen befestigen sich diese Ideale im allgemeinen wohl, so daß sie, als Ideale eben, nicht mehr an-

gefochten werden von uns; aber, sehen Sie, je älter man wird, um so geneigter wird man, die Dinge, auch die hohen, relativ zu nehmen.

Sprach der Sanitätsrat.

Der Referendar, wie ich vermute, verstand das nicht gleich ganz und merkte nur, daß seine Jugend hier nicht als Erkenntnisfactor behandelt wurde, und so erwiderte er:

— Zweifellos bin ich noch nicht alt genug, um den Sinn dieser relativen Auffassung der Dinge zu begreifen, Herr Sanitätsrat, aber es scheint mir eine Auffassung zu sein, die schließlich die Ideale negiert.

Der Staatsanwalt stimmte bei:

— Ein Ideal, wie das der Selbstzucht, hat nur einen Wert, wenn man es in seiner ganzen absoluten Reinheit und Schärfe strikte begreift. (Er liebte das Wort: strikte.) Nur strikte begriffen, haben Ideale überhaupt praktischen Wert.

— Für euch Staatsanwälte, lieber Freund, sagte der Sanitätsrat. Wir anderen Menschen müssen uns mit Relativis begnügen. Ein Jurist darf wie ein Kirchenvater reden, und ein Staatsanwalt muß es wohl. Aber z. B. wir Mediziner, du lieber Gott, woher sollen wir eure Prokuratorenstrenge nehmen, die wir mit dem Fleisch zu thun haben, von dem sogar die Schrift

sagt, daß es schwach sei? Wir kriegen schon von berufswegen einen Sinn fürs Relative oder, wie ich auch sagen möchte, für die Nuance. Es ist ja auch klar: Ihr seid zum Strafen da, und die Peitsche hat einen harten, festen Stil; unser Amt aber ist, zu heilen, und das Fleisch, mit dem wir zu thun haben, ist weich.

Der Staatsanwalt wurde gelinde ärgerlich:

— Du hast ganz die Art unserer bilderreichen Herren Verteidiger, die vor den guten Geschworenen mit Metaphern jonglieren, bis das feste Bild der Wirklichkeit mit ihren stricten Forderungen nicht mehr zu sehen ist. Wo willst du eigentlich hinaus: Soll der Mensch Selbstzucht üben oder soll er sein wie das liebe Vieh, das seinen Trieben oder, wie du sagen möchtest, seinem weichen Fleisch folgt?! Das Fleisch der Schweine ist nämlich ebenso weich, wie das der Menschen.

Der Referendar lächelte. Der Sanitätsrat aber sprach:

— Über das Sollen habe ich kein Amt zu reden. Dafür seid ihr da. Daß ich die Notwendigkeit hochauferichteter Ideale anerkenne, habe ich schon gesagt. Sie sind goldene Ziele, und wer sie erreicht, ist vollkommen. Aber ich habe es nicht bloß aus Büchern gelernt, sondern sehe es täglich

im Leben, daß die Vollkommenheit eine überaus seltene Sache ist, selbst unter sehr anständigen Leuten. Solange ich auch lebe, ich bin noch keinem Heiligen begegnet, weder unter Juristen noch unter Mediziniern; auch unter Theologen nicht; und mit Philosophen habe ich keinen Umgang, weil sie immer seltener werden. Und so habe ich denn auch quoad Selbstzucht gefunden, daß schon eine relative Ausübung dieser Tugend rühmlich ist. Weshalb ich übrigens vorhin, als unser jüngster Konphilister so löblich für das Ideale eintrat, meine Bemerkung machte, das hat seinen Grund in einer persönlichen Erfahrung an mir selber, die ich aber vor einem Staatsanwalt, und wäre er auch mein Corpsbruder und ehemaliger Leibfuchs, nicht mitteilen kann.

— Das wäre noch schöner, rief der dicke Major a. D. Denefe, der seinerzeit aus dem Corps ins Casino umgefattelt war, daß ein Leibbursch sich vor seinem Leibfuchs genieren sollte! Wo bleibt da der Comment? Das ist Nihilismus! Hier gelten die Semester, wenn ich bitten darf.

Und der Staatsanwalt erhob sein Glas und rief:

— Dein Spezielles, Leibbursch! Schieß los!

Der Sanitätsrat that einen guten Zug und sprach:

— Das Ding ist heikel. Aber wenn die Semester gelten, hab' ich hier niemand über mir, und gerade weil ich ein alter Bursch bin, noch aus der Zeit, da man noch das Sonnencerevis trug, darf ich's vielleicht erzählen. Aber unser jüngster alter Herr muß mir versprechen, daß er mich nicht verachtet.

Der kleine Referendar machte eine große Verbeugung und trank sein volles Glas aus.

— Also gut denn! Und zuvor nochmals dies: Ich verehere die Heiligen und bekenne mich, ich darf wohl sagen: jezt mehr denn je, zur Selbstzucht.

Wenn ich dabei auch die andere Seite sehe, thu ich's wie Augustinus, obwohl ich seine radikale Methode, sich vor Anfechtungen zu schützen, nicht billige. Also: Ich war, mein Gott, wie lange das nun her ist, gerade vom Gymnasium frei, und das Gymnasium war eine königlich sächsische Fürstenschule gewesen, ein Internat, meine lieben Leute, von dem sich keiner einen Begriff machen kann, der nach den Schulstunden nach Hause hat gehen dürfen. So alt ich bin, so deutlich fühl ich doch noch, wie scheußlich das im Grunde war. Es giebt ja allerhand köstliche Erinnerungen auch aus diesem Leben, denn man war jung und voll Übermut trotz alledem. Aber nein,

brrr, dieses ewige Gingesperrtsein, diese Klosterhaft in den fastigsten Jahren, wo man über Stock und Stein, Heck und Heide hätte springen mögen und mußte hinter Mauern sitzen, immer zwischen denselben Gesichtern, immer gehalten wie ein kleiner Knabe, immer mit sich allein und den anderen, die gerade auch so hinausbegehrten in die Welt, wo die Freiheit war und die große weite Bahn, zu rennen und zu ringen und den Mädeln um den Hals zu fallen. Weiß Gott, wir haben uns manchmal seltsam umarmt, wir großen Burschen zwischen achtzehn und zwanzig Jahren damals, denen der Bart aus der Backe stach. Und dabei lasen wir Platons Symposion, wo sich die alten Griechen in ihrer verteuflert unchristlichen Art über die Liebe unterhalten. Ich weiß augenblicklich nicht mehr, ob da von Selbstzucht die Rede ist. Es kann sein. Aber gut: Endlich war ich frei und fuhr südwärts der Stadt zu, wo wir alle unter roten Mützen so fidel gewesen sind.

— Stoßt an, Freiburg soll leben, hurrah, hoch! sang der dicke Deneke mit Schmelz und Leidenschaft, und die Gläser fuhren aneinander.

— Aber vorher machte ich in einer kleinen Stadt, ich nenne sie nicht, ihr kennt sie alle, Halt. Ich machte überhaupt oft Halt auf

meiner Reise. Es gefiel mir überaus gut, so in den Hotels abzustiegen und als freier Herr in den fremden Städten herumzuspazieren, eingeschrieben als „mul. med. auf der Reise nach Freiburg. Legitimation: Reisezeugnis der kgl. Fürstenschule zu Meißen in Sachsen“. Das Hotel hieß „Zur goldenen Traube“.

— Ah! erklang's im Kreise:

Ich kenne die Wirtin, ich kenne den Wein,
 Ich kenn auch der Wirtin Töchterlein,
 Wir haben zusammen getrunken
 Und sind uns ans Herz gesunken;
 Da schlief die Kleine ein.

— Ja, ja, aber das Lied ist älter als ich, und der Wirtin Töchterlein ist's nicht gewesen.

— Sondern? fragte in höchster Spannung der dicke Deneke.

— Laß nur, laß! Ja, wie war es doch? richtig: ich kam gerade zur Mittagszeit an und hatte nur eben Zeit, mich zu waschen und umzuziehen, dann ging ich hinunter an die Tafel. Ich sehe mich noch mit meiner Fürstenschüler-Tanzstunden-Verbeugung, wie ich an den Tisch trat und hinten, gerade neben dem Fenster mit dem alten Epheustock, ein junges Mädchen erblickte, das mir augenblicklich so in Herz und Seele gut gefiel, daß ich in ihrer Gegen-

wart kaum zu essen wagte. Vorstellen kann ich sie mir jetzt aber nicht mehr. Nein, wie ich mich auch anstrengte. Es kommt immer bloß so ein glänzendes Idealbild heraus, bei dem man alles empfindet, aber höchstens zu sagen weiß, daß blonde Zöpfe und blaue Augen dazugehörten. Aber ich kann nicht einmal mehr für die Augen einsehen. Sie können auch braun gewesen sein, obwohl ich allerdings glaube, daß sie blau waren.

— Leibbursch! rief der Staatsanwalt, ich glaube, du bist noch verliebt?

Der Sanitätsrat nickte nachdenklich mit dem Kopfe:

— Seltsam, seltsam; wenn ich denke: so zu einander gestoßen wie im Wirbelwind, ineinander geweht wie zwei Flammen, und dann dahin. Vielleicht ist das die Frau gewesen, die ich dann nicht mehr gefunden habe. Vielleicht zur Strafe nicht gefunden.

Es schien, als wollte der alte Herr sehr nachdenklich werden, aber er gab sich einen Ruck:

— Dies, Leibfuchs, zum Beweis, daß ich nicht ohne moralische Gefühle bin. Übrigens, das ist das Alter. Weg damit! Wo war ich doch stehen geblieben . . .? Ja, richtig: also das Mädel gefiel mir sehr gut und ich guckte sie wohl ein bißchen

häufiger an, als es dem Elternpaar, das neben ihr saß, gefallen mochte. Sie brachen mit einer steifen Verbeugung, das Mädchlein bloß mit einem kurzen Kopfnicken, schnell auf und gingen in die Stadt. Ich sah den blonden Zopf mit der blauen Schleife noch lange. So sechzehn, siebzehn Jahre, dacht ich mir. Wie sie nett schwänzelt, und wie der Zopf hin- und herfährt! O, du Schatz, du Schatz! Wirklich, mit diesen Worten, ausgesprochen, dacht ich an sie. Und mir war unbefchreiblich selig zumute.

Ich glaube, der Sanitätsrat schämte sich, wie er das sagte. Wir merkten jedenfalls, daß es ihm nahe ging. Deneké, wie gewöhnlich, fand den rechten Vers, die Stimmung gut ins Glatte zu lösen. Er brummelte:

Und das Bößel ging him-bam,
Und das Herz schlug mir zusamm,
Ach, du liebe Weise!

Der Sanitätsrat trank dem hilfreichen Major dankbar zu und fuhr fort:

— Ich sah sofort im Fremdenbuch nach, wer die Familie wäre, und fand die Eintragung: Zimmer 13 und 14 Rentier Brandeiß mit Frau und Tochter. Hinter das Tochter hatte eine Mädchenhand geschrieben: Lisbeth. Ich könnte die schwächlichen, ganz flach hingelegeten Züge heute

noch nachschreiben. Damals hätt ich sie küssen mögen. Ihr seht also, ich war nach Mulusmöglichkeit verliebt. Es war das erste Mal in meinem Leben. Wirklich. Und es ist nie wieder so gekommen. So blitzschlaghaft. Nein. Nie.

Wieder eine Pause. Es schien, als scheute sich der Sanitätsrat, zu Ende zu erzählen. Da dem Major kein Vers einfiel, dauerte die Pause etwas lange.

Endlich fuhr der Sanitätsrat fort:

— Ich war, weiß Gott ein guter Junge und so unverdorben, als man sein kann, wenn man aus einem Internat kommt. Nicht einmal so eine frühe Jugendliebschaft hatt ich gehabt. Darum entlud sich's hier wohl auch so schnell. Ich lief natürlich der Richtung nach, wohin ich das Mädchen mit ihren Eltern hatte gehen sehen, in die Stadt, aber es gelang mir nicht, mit ihnen zusammenzutreffen. Als ich abends ins Hotel zurückkehrte, hörte ich bei Tisch, die Herrschaften hätten sich in ihrem Zimmer decken lassen. Das bekümmerte mich richtig, und in einer Art von unbewußtem Liebesgram trank ich zwei Flaschen roten Oberingelheimer und ließ mir vom Traubenwirt alles erzählen, was er von den Freiburger Corpsstudenten wußte, die bei ihm verkehrten. Dann ging ich müde, wie man's mit neun-

zehn Jahren so schön sein kann, mit meinem Leuchter hinauf, mich schlafen zu legen. Ich glaube, ich dachte da gar nicht an das Mädel, aber, wie ich den Schlüssel an der Thüre Nr. 12 herumdrehte, sah ich vor der Nachbarthüre rechts, Zimmer 13, ein paar kleine Stiefelchen stehen, und da war mir's wahrhaftig, als schlug mir das Herz plötzlich im Halse. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte mich gebückt und die Stiefeletten geküßt. Jedenfalls stellte ich mich direkt vor sie hin und sah sie, weiß Gott, mit Rührung an. Neben an, vor Thür 14, stand das elterliche Schuhwerk. Es ist unglaublich, aber ich sehe es heute noch vor mir: die Stiefel der Rentiers hatten merkwürdig lange und mit A. B. I. gezeichnete Strippen, die rechts und links wie die langen Ohren eines Vorstehhundes herunterhingen. Mein Gott, dachte ich mir, läßt sich der Kerl sogar die Stiefelstrippen zeichnen. Dann ging ich, ganz aufgereggt, in mein Bett. Aber meine neunzehn Jahre und die beiden Flaschen Oberingelheimer brachten mich bald in Ruhe, obwohl ich vorher an der Thüre, die aus meinem Zimmer nach dem Zimmer Nr. 13 führte, gelauscht und ruhige Athemzüge zu hören geglaubt hatte. Oh, du Schatz! Mit diesen Gedanken, bin ich, glaube ich, eingeschlafen.

Der Sanitätsrat trank sein Glas aus und sah vor sich hin.

— Ja, ist die Geschichte denn schon aus? dachte sich der Referendar mit der Selbstzucht. Will uns die Sanität denn foppen? Und auch der Staatsanwalt fühlte eine Art Beunruhigung bei dem Gedanken, daß es nicht weiterginge. Am Ende will er uns auf die Probe stellen, der alte Fuchs, dachten die übrigen. Bloß Denefe war so ehrlich, geradezu zu fragen:

— Na, und das ist die ganze Selbstzucht?

Der Sanitätsrat sah auf:

— Selbstzucht? Ja, ach so! Problema! Ist es nicht merkwürdig, daß ich damals gar nicht daran gedacht habe? Und die Gelegenheit forderte doch geradezu auf dazu! Aber nein! Plötzlich stand ich an der Thüre zu Nr. 13 . . .

—ardon, Leibbursch, vorher mußt du aufgestanden und zur Thür gegangen sein! warf der Staatsanwalt ein.

— Vermutlich, Leibfuchs, aber ich weiß davon nichts. Ich weiß nur, daß ich mich auf einmal an jener Thüre sah und die Klinke in meiner Hand fühlte.

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf und brummte:

— Vor Gericht dürste ich dir das nicht

glauben. Auf solche Lücken im Bewußtsein berufen sich viele, die für ihre Thaten nicht einstehen wollen. Wohin kämen wir, wenn wir es den Verbrechern erlaubten, sich hinter solche Bewußtseinswolken zurückzuziehen?

Der Sanitätsrat lächelte:

— Mußt du denn immer Fachsimpeln, Leibfuchs? Vorerst weißt du ja noch gar nicht, ob ich was verbrochen habe. Aber ich begreife, daß euch das zur zweiten Natur wird wie den Schauspielern das gerollte K. Übrigens: Bewußtseinswolke ist ein passendes Wort. So wars: als wenn ich eine Wolke im Schädel hätte statt der Gehirnwindungen. Zuweilen hellte sie sich wie durch einen Blitz. Um Gotteswillen, was thust du? frug's in mir, und ein Schreck durchfuhr mich, als wüßte ich: da, im Dunkeln, ist eine offene Fallthüre, und du trittst hinein. Dann wieder, beschwichtigend: Unsinn! Die Thüre ist ja natürlich verschlossen! Aber da drückte ich auch schon behutsam auf die Klinke, und, alle guten Götter! — die Thüre ging leise auf. Mein Gott, mein Gott, was mach ich denn nur, ich kann doch nicht . . . ich werde doch nicht . . . Zurück! zurück! Ich zitterte am ganzen Körper und die Zähne schlugen mir aufeinander. Zugleich aber war mir's, als

höbe, schöbe mich etwas, und plötzlich stand ich in dem Zimmer und war von einer Luft umgeben, von einer seltsam lauen Luft voll eines feuchten Duftes, wie ich sie nie vordem geatmet hatte. Sie wälzte sich in Schwaden über mich, und ich sog sie begierig mit einem unendlichen Wohlgefühl ein. Und doch war es, als müsse ich in ihr ersticken, wenn ich nicht aus mir heraus eine Kraft strömen lassen könnte, die sie zerteilte. Meine Brust hob sich mächtig, ich keuchte und mußte mit beiden Händen meinen Brustkasten zusammenpressen, daß er nicht spränge. Und ich fühlte: komme was mag, ich muß, ich muß . . . es giebt kein Zurück. Langsam setzte ich Fuß vor Fuß, die Hände an mich gepreßt und die Augen schmerzlich aufgerissen. Aber nein! nein!! nein!!! Das ist ja, das ist Wahnsinn! Das geht nicht . . . ich stürze mich ja ins offene Unheil . . . die Eltern, Herrgott, ich höre ja den Alten deutlich schnarchen . . . wenn ich an etwas stoße . . . wenn sie ruft . . . um Gotteswillen . . . Zurück! zurück! . . . Nein: ich stand schon vor dem Bette. Und nun schlug's über mir zusammen und drehte mich hoch. Schreien, schreien hätte ich mögen und mich über sie hintwerfen mit Schluchzen und Jauchzen. Eine unsinnige Sehnsucht, ein Quillen,

Bochen, Stoßen, Heben in mir. Mit furchtbarster Anstrengung hielt ich den Atem an und kniete vor dem Bett nieder. Noch ein letztesmal rief's in mir: nein! nein!! Da fühlte ich unter meinen Händen ihre kleine, heiße Brust, und mein Kopf fiel darauf wie hinterrücks abgeschlagen. Da . . . was für ein sonderbarer Laut . . . es war wie das tonlose Zwitschern eines träumenden Vogels im Neste, ganz leise, ganz leise, ein Hauch, erstaunt und wehrend und unendlich hold: „Wer? Nein! nein! nein! Nicht doch! nicht!“ In diesem Augenblick sah ich sie, obwohl es nicht heller wurde, als es im dunstigen Lichte des versteckten Mondes immer gewesen war. Ich sah zwei große erschreckte Augen und einen bebend offenen Mund. Jetzt wird sie schreien, jetzt, jetzt . . . und nun warf ich mein Gesicht über das ihre und küßte ihre Lippen, die noch unter meinen Küssen bebten, und meine Hände schlossen sich um ihren Hals, daß ich die Schlagadern deutlich spürte. Und doch konnte ich es schwören: ich dachte an nichts weiter. Da aber legten sich ihre Arme linde um meinen Hals und unter meinem Munde flüsterte es: „Leise! leise doch!“ und nun kamen die Küsse von ihr . . . Das war, als würde ich aus mir selbst gesogen, und die dumpfe, stürzende Seh-

sucht von vornhin verstand auf einmal sich und mit brennender Klarheit ihr Ziel, und ich fühlte mich nicht mehr, ich fühlte bloß noch sie, diese anschniegende, ansaugende Wärme, diese höchste, brodelnde Aufregung aus ihrem Innersten, bei vollster, atempressender Stille um uns, dieses Toben des Blutes aus ihr zu mir, aus mir in sie, in uns beiden zu eins . . . Ach, liebe Leute! Und wenn mir der Himmel selber mit glühendem Eisen das Wort Selbstzucht in den Rücken gebrannt hätte, — ich hätt es nicht gespürt und nicht verstanden.

Wir sahen es dem Sanitätsrat an, daß er im tiefsten erregt war, und schwiegen mit ihm. Nur der kleine Referendar fand ein schnelles Wort:

— Das ist ja ein rein pathologischer Parorysmus!

Da lachte der Sanitätsrat und streckte ihm die Hand entgegen:

— Recht so, daß Sie mich alte Punschbowl abfühlen, Herr Corpsbruder. Wenn Sie einmal heiß werden sollten, will ich ein Gleiches thun.

— Na, und dann? fragte Deneke.

— Ach so, der Schluß! Ich dachte, ich wäre schon fertig.

Der Sanitätsrat lächelte sonderbar, indem er das sagte.

— Der Schluß! der Schluß! Ich habe mir ihn früher oft dazu gedichtet: Wie ich die kleine Lisbeth später irgendwo wiederfände, und ich spräche zu ihr: Du hast doch auf mich gewartet, mein liebes Ding? Hast du? Und sie nickte mit lächelndem Munde und strahlenden Augen. Ich aber spräche weiter: Und ich, ich hab dich gesucht all die Zeit, mein Schatz, du, und nun bin ich nicht mehr der kleine, dumme, tappige Mulus, sondern ein Zweibändermann und Doktor der Medizin dazu, und meine Praxis ist groß genug für eine kleine Frau. Wir waren einmal so über alle Begriffe glücklich mit-samm', wie man's nur sein kann, wenn man kein Recht dazu hat; nun wollen wir das Unrecht gut machen, indem wir uns künftig und immerzu mit dem erlaubten Glücke begnügen! . . . Poetische Lizenz! Nichts davon! Ich habe sie nie wieder gesehen seit dem Augenblicke, als ich ihr im Lichte des grauen-den Morgens den langen, langen Abschieds-kuß gab auf ihren kleinen Mund, der wieder so eigen bebte, während in ihren Augen doch ein Schein war wie von innerlichster, seligster Zufriedenheit. Sie hatte die Arme um meinen Nacken geschlungen und hing an mir, als sollte ich sie nehmen und forttragen.

Aber da knarrte drüben ein Bett, und sie fiel erschreckt zurück mit schiefem, ängstlichem Kindermund, und ich wankte davon wie ein Betrunkener . . . Und wie ein Betrunkener schlief ich zehn Stunden lang, ohne aufzuwachen. Wie ich wach wurde, war es vier Uhr nachmittags, und ich begriff erst gar nicht, wo ich war. Auf einmal kam mir die Erinnerung, und es fehlte nicht viel, daß ich, noch berauscht von dieser wunderbaren Nacht, im Hemde hinuntergelaufen wäre, sie zu sehen. Es hätte mir nichts genügt. Schon um zwei Uhr war die Familie Brandeiß abgereist. Als mir die gute Traubenwirtin das sagte, da gab es mir einen Schlag ins Herz, und ich stand wohl da wie Stoffel vor'm leeren Stall, als ihm das Kalb gestohlen war. Ich konnte es gar nicht begreifen. Wohin sind sie denn gereist, die Herrschaften? fragte ich mit unvollkommener Ruhe. — Nach Frankfurt! . . . So, so, nach Frankfurt! Ich war wie verblödet. Na, kurz und gut: am selben Abend war ich in Freiburg, und acht Tage später hatt ich die rote Mütze auf und das Fuchsenband um . . . Nun, Leibfuchs, wie denkst du über den Fall? Sag's stricke!

Der Staatsanwalt zuckte die Achsel:

— Die Jugend!

Und Sie, Herr Korpsbruder?

— Gewiß, Herr Sanitätsrat, relativ betrachtet . . . ! Natürlich . . . Ja, ja, ja freilich . . .

Aber der gute Major sang:

Und als das Mädel sich satt geküßt,

So, so!

Da hab' ich leider davon gemüßt,

Oh, oh!

Der Rapp' war schon gesattelt und scharrte vor
der Thür,

Sie guckte hinter'm Vorhang am Kammerfenster für,

So, so!

Oh, oh!

Bald reiten wir einen Schimmel, bald einen
Rappen, wir!

Wir Reiter, hoho!

Wir Reiter, hoho!

Wir sangen den Refrain heiter mit.

Nur der alte Sanitätsrat schwieg und schien ernst geworden. Und er sagte:

. Aber Sie haben doch recht, Herr Korpsbruder: Selbstzucht! Uns geht's ja leicht hin, wenn wir uns mal vom Blute überrennen lassen. Aber so ein armes Mädel . . . Ich bin manchmal vor Schreck zusammengefahren, wenn ich mir vorstellte, die Kleine könnte . . . Nein, so lange die werthe Welt noch mit Steinen wirft, wo sie die Hand auflegen und die besten Worte vorstehender Liebe haben sollte, solange ist es Pflicht, sich in der Randare zu halten . . . Ich sprach vorhin von einem goldenen Ziele, es ist aber

doch wohl mehr eiserne Kette, und ich fürchte sehr, wir dürfen sie noch nicht sprengen.

— Zum mindesten würde ich mir erlauben müssen, mit allen Kräften dagegen aufzutreten, sagte der Staatsanwalt mit Ernst und Ueberzeugung.

Er hatte, wie billig, das letzte Wort.





Lo=lu=to=lo

oder

Wie Emil Türke wurde







Mein Freund Emil war ein merkwürdiger Referendar: Es genügte ihm nicht, Referendar zu sein. Er wollte durchaus nach China.

Nicht etwa, daß er an einer Stangen'schen Weltreise hätte teilnehmen wollen. Nein, es war nicht eitle Vergnügungssucht oder leichte Neugierde; es war Ehrgeiz.

Emil hatte es sich in den Kopf gesetzt, schnell Karriere zu machen und auf ungewöhnliche Weise. Aber es war ihm nicht verborgen geblieben, daß es bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit, die Mutter Germania in der Erzeugung von Referendaren an den Tag legt, seine Schwierigkeiten hat, selbst durch ungewöhnliche Leuchtkraft juristischen Genies das Anciennetätstempo der Beförderung zu durchbrechen, und außerdem erblickte er, so genau und scharf er sich auch umsah, keine Gelegenheit, auf ungewöhnliche Manier, also außerhalb der offiziellen Klimmleiter, ein höherer Würdenträger zu werden. Denn

er war nicht einmal in einem gewöhnlichen, geschweige denn in einem „besseren“ Corps aktiv gewesen und hieß übrigens bloß Meyer.

Indessen, es fehlte ihm nicht an Findigkeit, und so hatte er entdeckt, daß im auswärtigen juristischen Staatsdienste ein sehr viel schnelleres Tempo des Advancements statthat, und daß dieses Tempo sich im Verhältnis zur Entfernung von Deutschland beschleunigt. Daher beschloß er, kaiserlich deutscher Consul in China werden zu wollen.

Da traf es sich für den kühnen Referendar nun sehr gut, daß just um die Zeit, als er die erste juristische Würde erworben hatte, das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin gegründet wurde, und zwar vornehmlich und ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke, jungen Rechtsbesessenen Gelegenheit zur sprachlichen Ausbildung für den Dienst in den ostasiatischen Ländern zu geben. Es schien fast, als habe das Reich bei dieser Gründung ausdrücklich die Pläne Emils im Auge gehabt, und diesem war nur das Eine fatal dabei, daß das Seminar auch den exotischen Ehrgeiz anderer Jünger der Jurisprudenz aufwecken mußte.

In der That fanden sich in der chinesischen Klasse eine ganze Anzahl junger Juristen zusammen, aber zu seiner Genugthuung konnte Emil konstatieren, daß das zumeist Jünglinge

waren, die das Examenfieb noch nicht passiert hatten. Es war kein Zweifel, daß er mit noch zwei Referendaren als Erster nach Peking geschickt werden würde, um sich dort als Drago-manatsseleve auf Reichskosten noch weiter in der Sprache der Hansöhne auszubilden. Es kam nur darauf an, daß er sich bis zur ersten Diplomprüfung Alles aneignete, was an sprachlichen Grundlagen verlangt wurde.

Emil that, was in seinen Kräften stand. Nicht allein, daß er keine Stunde des Seminars versäumte, er leistete sich auch noch ein Übriges. Fleißig besuchte er den gemüthlichen Mandschumann und Inhaber des violetten Kappenknopfes Herrn Kwei-Lin und unterhielt sich mit ihm, der kein Wort Deutsch verstand, nach Möglichkeit chinesisch, immer das Notizbuch in der Hand und unermüdblich bedacht, mit Bleistift die Zeichen nachzumalen, die der Pinsel des gefälligen Chinesen vormalte. Auch sah man ihn oft mit dem bezopften alten Herrn Straßen-Läden, Sammlungen besuchen, immer nur zu dem Zwecke, bei jedem Dinge zu fragen: Dscho sche schommo (was ist das?) und so sein chinesisches Vocabular zu bereichern.

Es ist klar, daß Emil dabei nicht viel Zeit für die Dinge übrig behielt, die sonst den Referendar in Berlin heiter in Anspruch nehmen. Zumal den Mädchen gegenüber

befleißigte er sich einer strengen, ja eifigen Zurückhaltung, wie man sie sonst gewöhnt ist, mehr bei Predigtamtskandidaten als bei Referendaren vorauszusetzen.

Dies Benehmen muß verdienstlich genannt werden. Denn Emil war eigentlich nicht ohne Anlage für weiblichen Umgang und auch nicht ohne Neigung dazu. Zwar war er ein bißchen klein und hatte in seinen Bewegungen etwas Schüchternes, aber man weiß, daß das manchmal recht beliebt ist. Und dann besaß er einen entzückenden Schnurrbart, und seine Augen, groß und blau, ließen auf die Gabe hingebender Zärtlichkeit schließen. Mit Recht. Emil war wirklich eine zärtliche Natur, und er wäre wahrscheinlich ein ganz verliebter Referendar gewesen, wenn nicht der Ehrgeiz und sehr solide Erziehungsgrundlagen des Gegengewicht zu den zärtlichen Seiten seines Wesens abgegeben hätten. China war es, das ihn gebietend von der Liebe wegwinkte. Er lief vor jeder Verführung davon und rettete sich hinter seine Notzbücher mit ihrem Urwalde von verzwickten, wie Bambushalme neben- und durcheinander aufsprießenden chinesischen Schriftzeichen.

Aber, man weiß es ja, die Liebe würde selbst einen meterdicken Ball bedeckt mit Keilschrift umwerfen. Und flößest Du in das Dickicht der Dschungeln, Emil, ver-

schanztest Du Dich selbst hinter den goldenen Ahnentafeln des Kung-fu-tze, ja, wenn die chinesische Mauer selber Dein Bollwerk wäre gegen die Liebe — sie kriegt Dich doch, wenn's ihr gefällt, Dich kriegen zu wollen.



Eines Abends saß Emil an seinem Schreibtisch und bemühte sich, eine Depesche des Tjung-li-ya-men, wie sich das chinesische Auswärtige Amt in Peking nennt, zu übersetzen. Es ging schon ganz gut; nur ein halb Duzend Zeichen etwa wollten ihm nicht eingehen. Er mußte, um ihrer Bedeutung habhaft zu werden, alle seine Hefte durchsuchen. Keine kleine Mühe das! Man kann nervös dabei werden und den Chinesen ein Alphabet wünschen. Und wenn nun gar im Nebenzimmer, das von dem Deinen nur durch so eine Berliner Papiermaché-Mauer geschieden ist, fortwährend Schritte hin- und hertrippeln, Schubladen aufgezogen, Stühle gerückt und weibliche Seufzer ausgestoßen werden, so magst Du ein noch so strebsamer Referendar sein, Du wirst abgelenkt und fängst an, zu denken: „Na, was hat sie denn da drüben!“

Emil warf seinen Kopf, der eben noch im Kollegheft steckte, mit einem ärgerlichen Zungenschmalzen zurück, trommelte einen

sanft nervösen Generalmarsch auf dem Zettel mit der chinesischen Depesche und wandte sich etwas unwirsch nach der Wand hin, hinter der das Getrippel, Gerücke, Geseufze fort dauerte.

Er hatte Lust, Silentium! zu rufen, aber, mein Gott, es war ja schließlich eine Dame. Zwar bloß eine „höhere Näherin“, wie sie von der Wirtin mit berlinisch nüanciertem Respekt genannt worden war, aber immerhin: ritterlich, Emil, ritterlich!

Er senkte sein suchendes Haupt wieder über das Glanzlederheft und fuhr mit dem rechten Zeigefinger der Hand die Schriftzeichen Säulen auf und ab. Da ging drüben eine Thür, und er hörte die höhere Näherin nach der Wirtin rufen. Einmal, zweimal, dreimal. Aber vergeblich. Nun die Worte: „Gott, ist das dumm!“ Und ein neuerliches Geseufze.

Emil fing an, zu kombinieren: Am Ende fehlt dem Mädchen was; vielleicht ist ihr unwohl; sie seufzt ja in einem fort, und nun ist diese Wirtin nicht da! Ich sollte doch wohl eigentlich fragen, ob ich nicht . . . Unsinn! Sie rennt ja ganz flott im Zimmer hin und her. Hol Dich der . . .

Da hörte er auf einmal ganz deutlich,

wenn es auch nur halb geflüstert wurde:
„Herr Doktor?! . . .“

Emil richtete sich stracks auf: Manu?
Da meint sie wohl mich?

— Herr Doktor? . . . Ach, entschuldigen
Sie . . .

— Befehlen?

— Ach, Herr Doktor, möchten Sie nicht . . .
verzeihen Sie nur . . . ich muß einen Brief
schreiben und finde keine Feder . . . und
Frau Nummer ist ausgegangen . . . und es
ist schon so spät . . .

— Eine Feder möchten Sie? Aber natür-
lich, mit dem größten Vergnügen! Breit
oder spitz?

Er war ganz Hilfsbeflissenheit und ritter-
lich erregt. Die Stimme gefiel ihm übrigens.
Es ist doch nett, wenn ein Mädchen hinter
ihrer Thür Einen aufküstert. Das hat so
was . . . na . . . so was Zutrauliches.

— Ach, bitte, lieber spitz, wenn Sie Aus-
wahl haben.

— Einen Augenblick, Fräulein, ich habe
ganz spitze.

Er warf seine kostbaren Hefte rücksichts-
los durcheinander und suchte mit noch
größerem Eifer, als er eben chinesische
Zeichen gesucht hatte, nach spitzen Federn.
Dabei überlegte er sich, wie er sie überreichen
sollte. Er war schon wirklich ein bißchen

sehr schüchtern. Sollte er durch seine Thür . . ? . . oder erst über den Gang . . ? . . Vielleicht den besseren Rock anziehen . . ? . . Sich in aller Form vorstellen . . ? . . Oder am Ende —: einen Witz machen . . ? . . Ja, einen Witz! Recht forsch! . . . aber — was für einen?

Indessen hatte er die Feder gefunden. Schnell noch an den Spiegel! Und, ja, den besseren Rock! Leise! Merken darf sie das nicht. Auch ein paar Bürstenstriche über den Scheitel und, natürlich, den Schnurrbart gut nach oben! So. Und nun . . . aber wo habe ich doch die Feder hingelegt! In aller Welt, wo hab ich sie nur hin . . . Gottlob, da ist sie. So, nun hinüber . . . nein, nein, nicht durch die direkte Thür; das wäre doch wohl . . . Nein, über den Gang. Soll ich: Mein Name ist . . . oder: Das ist aber nett, daß Sie keine Feder haben! . . . Eigentlich ist diese Geschichte recht fatal. . . .

Er fing an ängstlich zu werden. Wenn ein Dienstmann zur Hand gewesen wäre, hätte er den die Kommission besorgen lassen.

Indessen, das Schicksal hatte ihn schon mit sicherem Griff am Kragen und geleitete ihn, sanft schiebend, an die Thür der höheren Näherin.

— Bitte, Herr Doktor! . . .

Emil rang noch mit einem Witze, als er über die Schwelle trat, aber als er über der Schwelle war, fand er nicht einmal gleich Worte zu einer ganz simplen Einführung.

Verflucht nochmal: diese höhere Näherin sah ja aus wie eine . . . ja . . . wie eine Gräfin! Und das war ja wie ein förmliches Boudoir! Diese reizenden geblühten Vorhänge! Diese netten Möbelchen! Ein Teppich! Spitzengehänge über dem Waschtisch! Und dieses pompöse Gestell da, dieses Gardinenwerk über glitzernden Messingstangen — mein Gott, in so einem Himmelbette schläft eine Näherin! Wo hat sie denn übrigens ihre Nähmaschine? He? Sie wird doch nicht etwa . . .? . . . Dieses Odeur . . .! . . . Der Schlafrock . . .? . . .! . . . Sieh Deine Feder ab, Emil, und fleuch in den Bambuswald Deiner chinesischen Charaktere!

Emils Auge, gewohnt an das kahle schwarze Gewirr seiner Schriftzeichen, sah diese neue Umwelt nicht ganz exakt, sondern mehr in einem Schimmer aus eigener Zuthat, aber so viel war richtig: Fräulein Gertrud Seubert hatte sich recht geschmackvoll und gemütlich, mit einem unverkennbaren Sinn fürs elegant Trauliche, eingerichtet. Sie hatte den Stil ihrer Persönlichkeit auf ihr Zimmer übertragen. Und

dieser Stil, man mußte nur das angenehm läppige, doch nicht übervolle Mädchen ansehen mit ihren schönen blonden Haaren, ihrer weißen Haut, ihren lustigen blauen Augen und den sehr wohlgepflegten kleinen Kinderhänden, dieser Stil war nicht klassisch, nein, gar nicht, sondern eine Art modernes Barock, aufs Amüsante, rundlich Ausgeschwungene, Bunte gehend. Eine Bestalin, das konnte ein Blinder mit Genuß greifen, war sie nicht, aber Emils bange Fragezeichen drehen die Fühler des Argwohn's zu weit. Fräulein Gertrud befand sich in einer sozial unantastbaren Stellung und in einer sehr wichtigen dazu; sie war keineswegs bloß eine höhere Näherin, wie die thörichte Frau Kummer mit der übel angebrachten Verkleinerungssucht der Berlinerin gesagt hatte, sondern sie gehörte dem Generalstabe der Berliner Konfektion an, als welche, wie man weiß, die halbe Welt mit Damengarderobe versorgt: sie war Directrice in einem der ersten Berliner Konfektionsgeschäfte.

Damit ist zugleich gesagt, daß sie das ahnungsblinde Backfischalter schon eine gute Weile hinter sich hatte. Auch im Konfektionsgeschäfte erreicht man die höheren Würden nicht vor einer gewissen Altersreife. In der That, es war nicht mehr lange hin, und diese molligen kleinen Füßchen,

die augenblicklich in moosgrünen Pantöffelchen mit heliotropfarbenen Schleifen steckten, mußten über die bei Frauen wenig beliebte Schwelle, über der die fatale 30 steht. Aber mit so einem munteren Gesichte, mit diesem festen Fleische, diesen alerten Bewegungen und vor allem mit diesem zuversichtlichen Humor, der dem Leben noch die amüsantesten Ueberraschungen zutraut — was verschlägt da so ein thörichter arithmetischer Lebensabschnitt. Amor rechnet nicht mit Zahlen, sondern mit reellen Werthen.

Emil der Referendar fühlte sich also etwas bekümmert im parfümierten Dunstkreise seiner Nachbarin. Du lieber Gott, hier hatte er sich mit einem „Witz“ einführen wollen! Vor des deutschen Gesandten in Peking Excellenz hätte er nicht vertatterter sein können.

Fräulein Gertrud bemerkte die Schüchternheit mit Wohlgefallen. Gerade das hatte sie jetzt gerne. Sie mochte die betont schneidigen Herren nicht mehr, die die Sieselabsätze aneinanderschlagen wie Husarenleutnants und aus der deutschen Sprache ein Schnarrwerk machen. Wie sie den schüchternen Emil so vor sich stehen sah, nicht gerade in der Jammerstellung, wie wir sie bei den betrippten Jünglingen des deutschen Lustspiels wahrnehmen, aber doch

einigermaßen in verlegener Schräge, da hatte sie gleich ein recht angenehmes Gefühl, wie nett sich hier Bemutterung mit anderweiter Bärtlichkeit verbinden lassen möchte.

Da Emil durchaus nichts sagte, sondern nur zwischen Daumen und Mittelfinger der rechten Hand die spitze Stahlfeder ihr entgegenhielt, so meinte sie, daß es gut sei, ihrerseits Worte verlauten zu lassen.

Sie sprach: Jetzt hab ich Sie gewiß in einer wichtigen Arbeit gestört, Herr Doktor! und nahm mit einem hellen Lächeln die ganz warm gewordene Feder aus Emils Fingerklemme.

— Ach, es . . . es ist mir ein Vergnügen, Fräulein. Ich habe nur ein bißchen in meinen Kollegheften nachgesehen.

— Und da hab ich Sie nun mit meiner dreiften Bitte herausgerissen! Ich kann mir schon denken, wie unangenehm das ist. Wer weiß, ob Sie nun gleich wieder hineinkommen in Ihre chinesischen Geschichten. Gott, das muß furchtbar schwer sein!

Emil blickt erstaunt auf.

Das Fräulein lachte.

— Sehen Sie, ich weiß schon, was Sie studieren. Ich hab Sie sogar schon chinesisch reden hören!

Emil wurde immer erstaunter, aber zugleich hatte er ein Gefühl der Genugthuung.

Da er es selber für keine kleine Sache hielt, sich mit einem Chinesen chinesisch unterhalten zu können, so nahm er an, daß das auch anderen respektabel erscheinen müßte.

Er fragte:

— Mich...? Chinesisch...? Aber wodenn?

— Ja, antwortete Fräulein Gertrud, ich habe Sie ganz aus der Nähe bewundert, bei Gerson, in der Frühjahrsausstellung! Aber häßlich ist Ihr alter Chinese! So was von Mann! Sind denn die Chinesen alle so?

Jetzt nahm Emil das Gebahren des Wissenden, heiter Wissenden an. Er lächelte und strich sich den Schnurrbart, indem er sprach:

— Sie sollten da nur einmal meinen Südkinesen sehen, Herrn Pan=Wei=Fu aus Kanton! Der ist sogar sehr nett!

— Ja, haben Sie denn gleich zwei Chinesen?

— Eigentlich geht mich nur der Peking-Mann an, der Alte. Ich studiere nämlich Nordchinesisch, die Beamtensprache . . .

— Gott, haben denn da drüben die Beamten eine Sprache für sich? Das ist doch komisch! Ach, Herr Doktor, erzählen Sie mir doch ein Bißchen!

Die Direktrice hatte es sehr schnell ergriffen, daß dieser schüchterne Herr bei seinen Kenntnissen genommen sein wollte. Der Umweg über China war ihr neu, aber amüsant.

Emil war sofort bereit, die Wißbegierde der Nachbarin zu stillen, die ihm nun gleich anfang, sehr sympathisch zu werden. Er ließ sich gern einladen, auf einem der kleinen blausamntenen gepolsterten Stühle niederzusetzen, und er hielt mit seinen Kenntnissen über das blumige Reich der Mitte nicht zurück. Was Fräulein Gertrud auch fragte, Herr Emil hatte eine Antwort.

So saßen sie im roten Lampenscheine recht angenehm beieinander und schoben sich gemüthlich Frage und Antwort über die wunderbarlichsten Dinge des chinesischen Lebens zu, während das eigentliche Interesse ihres Gespräches sich in konzentrischen Kreisen mehr und mehr an eine nähere Sphäre heranschob. Emil fing schon an, nur noch halb in China zu sein, da stieß Fräulein Gertrud, als es eben auf ihrer Standuhr elf schlug, ein leises Ach! aus:

— Gott, schon elf! Jetzt wird gleich Frau Kummer aus ihrem Kränzchen kommen. Hum, ist das dumm! Nicht? Wir waren so nett im Plaudern! Aber so eine alte Tante . . . na, Sie können sich denken . . . da muß man schon . . . Aber, nicht wahr, Sie erzählen mir 'mal weiter . . . ?

Sie gab ihm über den Tisch weg mit einem ungemein einladenden Blicke die Hand, und die liberale Machart des Schlafrockes

brachte es mit sich, daß dabei der halbe rechte Arm in seiner ganzen weißen Fülle zum Vorschein kam.

Himmel, wie gefiel das dem Referendar! Er ergriff die kleine Hand und — ja, was wollte er denn? — behielt sie eine Weile in der seinen. Währenddessen erklärte er mit großer Bestimmtheit, daß es ihm ein ungemeines Vergnügen sein werde, seinen „Vortrag“ sobald als möglich fortzusetzen. Aber wann?

Die Direktrice lächelte:

— Bringen Sie mir doch den Halter herüber, der zu der Feder gehört, Herr Doktor! So kann ich ja doch nicht schreiben!

— Richtig! rief Emil und ließ die Hand los, um sich an die Stirn zu schlagen. So was! Eine Feder und keinen Halter!

Draußen ging eine Thür.

— Herrgott, die Frau Kummer! Wie komm ich nun wieder hinaus . . . ?

— Pst! machte die Direktrice und schob den Riegel an der Zwischenthür zurück. Und nun, ganz leise, ihm über die Schultern her flüsternd, während sie ihn hinausshob:

— Ich brauche den Halter noch heute. . . In einer Stunde vielleicht . . . Ja? . . .

Die Thüre zu.

Emil stand in seiner Stube. Brühheiße stand er da und sah sich erstaunt um.

Dann lief er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab: In einer Stunde! Ah! . . . Ja . . . aber . . . am Ende . . . Schließlich will sie wirklich bloß . . . Unsinn!

Indessen, er nahm, als die Stunde vorüber war, vorsichtshalber doch den Halter mit.

Die Direktrice hat sich sehr darüber amüsirt:

— Doctörchen, im Dunkeln kann ich doch keinen Brief schreiben!



Emil, oder der verführte Referendar — kein Zweifel, das Schicksal hatte es vor, aus ihm ein ganz absonderliches Exemplar seiner Gattung zu machen. Aber wie bei seinen erstaunlichen chinesischen Studien, so fühlte er sich auch bei seinem erstaunlichen „Verhältnisse“ sehr wohl. Er widmete sich ihm mit derselben stillen und stetigen Hingabe wie der Bekinger Beamtensprache, wenn auch nicht mit demselben guten Gewissen.

Anfangs, am Tage nach dem Abenteuer, hatte er sogar an Flucht gedacht.

Ausziehen! Sofort ausziehen, noch ehe die Direktrice in ihr blauesamtenes Privatmilieu zurückgekehrt war!

Aber das hätte ihm nicht bloß für den angerissenen, sondern auch für den folgenden

Monat doppelte Miete gekostet, denn so viel mußte er sich als Jurist wohl sagen, daß die Nachbarschaft eines liebenswürdig aggressiven Mädchens nicht zu den Fällen rechnet, die zum kündigungslosen Aufgeben eines Mietungsvertrags berechtigen. Und als dann Fräulein Gertrud Abends ein Papierröllchen durch das Schlüsselloch schob, darauf die Worte zu lesen waren: „Wie geht's meinem kleinen Chinesen? Nicht vergessen: 1/2 12 Uhr!“, da fand er die Idee einer heimlichen Flucht überhaupt unwürdig, unmännlich und absurd. Er hat auch nie wieder Anwandlungen dieser Art gehabt. Im Gegenteil: er verliebte sich. So soliden Leuten sind „Verhältnisse“ am gefährlichsten, und wenn ein Schüchterner aufthaut, giebt's gleich einen See.

Feurig und überschwänglich wurde er ja nicht, und zum Versetzen ließ ihm schon das Chinesisch keine Zeit, aber er nahm die Sache gleich tief und bieder. Sein ganzer Grundschatz an Zärtlichkeitsgefühlen schwamm nach oben und lud sich breit und gründlich aus. Die Weiwürze des Unerlaubten, Heimlichen (Frau Kummer!) schmeckte ihm zwar ungewohnt und bedrohlich, aber im Grunde doch auch gut. Auch dem soliden Manne gewährt es ja eine wunderliche Genugthuung, wenn er sich einmal still bekennen zu dürfen glaubt: Siehe da, ich bin doch kein Philister!

Zudem war er wirklich in guten Händen. Die Direktrice wußte der Sache ein allerliebstes Wesen von bürgerlicher Ordnung zu geben. Alles Wilde, Alles, was der guten Kinderstube Emils fatal zuwider hätte sein können, vermied sie. Es war eine säuberliche Art des Unerlaubten. Netter konnte man gar nicht hinter den Kulissen der Moral vergnügt und verliebt sein. Sie ging sogar auf Emils Chinesisch ein. Ihren Namen, Trudel, ließ sie sich chinesisch aufbügeln, so daß To=lu=to=lo daraus wurde, weil ja die Nordchinesen so wunderliche Sprachwerkzeuge haben, daß sie kein R und die meisten anderen Konsonanten wenigstens nicht als Auslaut aussprechen können. Alles das lernte sie mit spaßiger Aufmerksamkeit und auch: wo ai ni (ich liebe Dich) konnte sie sehr hübsch sagen. Emil repetirte direkt mit ihr des Abends, was er in der Frühe im Seminar gelernt hatte, wenigstens, soweit es die Zeit und die Notwendigkeit, in Flüstertönen zu sprechen, erlaubte.

Diese Notwendigkeit fiel nur an den Sonntagen weg, die man zu allerlei Ausflügen benutzte. Man bevorzugte dabei durchaus die Teile der Berliner Umgebung, die nicht völlig mit Butterbrodpapieren und ähnlichen Dokumenten Berlinischer Naturschwärmerei garniert sind. Im Tegeler See

gibt es ein paar kleine heimliche Inseln, wo verliebte Leute die Natur ganz ungestört auf ihre Art genießen können. Da gingen sie gerne hin. Eigentlich waren Lo = lu = to = los Kleider zu elegant für Idyllen, aber da sie vom Metier der schönen Kleider war, hatte sie nicht das Bedürfnis, mit ihnen vor der Welt Staat zu machen.

Ach ja, sie waren sehr glücklich so miteinander. Ein halbes Jahr verfloß in völlig ungetrübter Zärtlichkeit, und Emil nahm, wie an Chinesisch, so auch an Liebe immer noch zu. Der Gedanke, nach China zu gehen, war ihm schon gar nicht mehr sehr verlockend, denn daß ein Dragomanatsseleve sich in Peking mit einer Berliner Direktrice vorstellen sollte, war ebenso ausgeschlossen wie die Möglichkeit, Lo = lu = to = lo ihrer Konfektionsthätigkeit in der Jägerstraße zu entziehen. Bis zur Diplomprüfung war es freilich noch ein ganzes Jahr hin. Aber was ist ein Jahr für ein kümmerlicher Zeitabschnitt, wenn man so verliebt ist wie Emil. Er fing an, China zu verwünschen und auf eine Revolution in Peking zu hoffen, die den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit diesem gefährlichen Lande herbeiführte.

Lo = lu = to = lo war ruhiger. Sie fand den kleinen Chinesen immer noch sehr nett, und wie das Alles in so guten, glatten Ge-

leisen Lief, das behagte ihr schon recht wohl, aber Perspektiven in die Ewigkeit hatte sie von vornherein nicht angelegt, und überdies konnte sie sich vorstellen, daß eine kleine Abwechslung am Ende auch nicht bitter wäre.

Wenn die Sonntagsausflüge jetzt mehr in belebtere Gegenden, am liebsten in Konzertsärten, gerichtet wurden, so war das ausschließlich ihr Werk. Sie wollte plötzlich „Menschen sehen“.

— Man muß sich auch ein bißchen unterhalten, sagte sie.

— Aber hast du nicht mich? sagte er.

— Freilich, mein Süßes, aber Dich hab ich ja auch so, und das mit dem Unterhalten mein ich überhaupt anders.

— Aber wie denn?

— Na ja, so, weißt Du, daß man 'mal neue Gesichter . . . Du, sag 'mal, kannst Du nicht 'mal deinen Chinesen mitbringen? Das stell ich mir riesig drollig vor, mit einem Chinesen unter den Zelten!

— Herr Kuei geht Sonntags nicht gerne hin, wo viele Menschen sind.

— Na, dann bring einfach den anderen Onkel mit, den Süblichen. Oder fürchtet er sich auch vor den Berlinern?

— Nein, aber . . . der Kanton-Mann . . . ich muß Dir offen gestehen . . . der ist mir nicht gerade sehr angenehm . . . Mit Damen

kann man ihn eigentlich nicht gut zusammenbringen. Er . . . weißt Du . . . er hat so orientalische Begriffe . . . ja . . . und er soll manchmal direkt frech werden.

— Na, Gott, wenn er doch ein Chinese ist.

— Ja, ja, Du mußt mich nicht falsch verstehen; ich mache ihm keinen Vorwurf. Er hat eben andere Kulturanschauungen, aber ich mag Dich doch keinen Dummheiten bei ihm aussetzen.

Lo = lu = to = lo lachte:

— Bist Du komisch! Jetzt soll sich eine Berlinerin vor einem Chinesen fürchten! Nu erst recht! Ich will Dir doch zeigen, daß ich mit so einem gelben Dinkel fertig werde.

Und so war denn freilich kein Ausweg; Direktrice kommt von dirigieren. Am Sonntag, der auf dieses Gespräch folgte, traf man sich mit Herrn Pan=Wei=Fu in der Flora zu Charlottenburg.

Der Herr aus Kanton war wirklich ein schöner Chinese. An den Typus des Apollo von Belvedere zu erinnern verbot ihm freilich seine Eigenschaft als mongolischer Mensch, aber mongolisch genommen konnte er sich sehen lassen. Bismlich lang und sehr schlank, in den Bewegungen eine würdevolle Steifheit, leise belebt durch eine gewisse Eleganz von selbstbewußter Grazie; die Gesichtsfarbe durchaus crème; die Augen schwarz und

funkelnd wie überreife Brombeeren, nicht übertrieben schief liegend und auch nicht allzu schmal; die Nase beträchtlich, der Mund etwas aufgeworfen mit sehr vollen Lippen; der bis auf den Hinterkopf glatt rasierte Schädel schmal und lang; der glänzend schwarze Zopf zweifellos echt und voll, bis in die Kniekehlen hangend. Seine Hauptzierde und sein Stolz aber waren die überaus feingegliederten Hände mit den tabellos gehaltenen langen Nägeln.

Er hatte sich, wenn auch nicht mit dem Staatskleid des Gelehrten von Rang, so doch mit einem besonders kostbaren Gewande angethan: das Unterkleid moosgrün, das Oberkleid hechtblau, in den Ärmelöffnungen ultramarin. Statt des gewöhnlichen Klappfächers trug er einen runden Stiefel, der auf gelber Seide reiche bunte Bemalung aufwies. Auf fünf Meter hin verbreitete er ein Gedüfte von Moschus und Kampher.

Hocherhobenen Hauptes trat er auf seinen dick filzsohligen braunen Stiefeln einher, und als ihm To-lu-to-lo vorgestellt wurde, legte er die leise geballten schönen Hände sanft aneinander und schüttelte sie mit vollendetem chinesischem Anstande ein paar Mal der Direktrice entgegen. Dann sagte er sofort:

— China=Mann sehr lieben Berlin=Weib.
Ja! Gewiß! Gewiß! Immer! Sehr!

Dazu machte er ein überaus seriöses Gesicht, indem er Lo-lu-to-lo mit weit geöffneten Augen bis ins Einzelne musterte. Als er damit fertig war, wandte er sich zu Emil und erklärte:

— Gut! Dick! Ja! Sehr!

Die Direktrice fand das reizend und lachte mit vollem Gesicht, indem sie ihre chinesischen Kenntnisse verwendete und fragte:

— Hao-pu-hao? (Wie geht's Ihnen?)

— Hen hao! Hen hao! (Sehr gut!)

antwortete entzückt Herr Pan, schob Emiln, der an Lo-lu-to-lo's Seite ging, entschlossen weg und begab sich an den freigewordenen Platz.

Emil erklärte ihm mit den besten chinesischen Höflichkeitswendungen, daß das des Landes nicht der Brauch sei, aber der Herr aus dem chinesischen Süden erwiderte bloß in einer Art von Hammerhythmus deutsch:

— Das geht! Ja, ja! Das geht!

Er wollte damit sagen: Sie haben ja so recht, aber ich bin aus Kanton.

Emil war entrüstet und hätte gewünscht, daß es Lo-lu-to-lo auch gewesen wäre. Aber die war sehr vergnügt. Sie fand den offenherzigen China-Mann nicht bloß amüßant, sondern auch viel interessanter als den säuberlichen Emil, der immer bloß mit den Augen flüsterte. Er drängte sich ja bedenklich nahe an sie heran, und sein Ge-

ruch war ein bißchen bedrückend, aber sie empfand doch eine sehr eigene, ganz neue und gar nicht unangenehme Sensation. Sie hatte ursprünglich gedacht, der Chineser würde ein bißchen eklig sein, aber nein, gar nicht! Im Gegenteil, anziehend, sehr anziehend! Alles an ihm fand sie so . . . so . . . rätselhaft . . . so angenehm merkwürdig . . . so . . . na ja, daß man ganz dahinterkommen möchte.

Sie gab sich ausschließlich mit Herrn Pan ab und nahm den empörten Referendar nur noch als Dolmetscher in Anspruch:

— Du, sag ihm mal, ich möchte gerne wissen, ob er außer seiner richtigen Frau auch noch ein paar Gemahlinnen zweiten Ranges hat?

— Aber To=lu! Das schickt sich doch nicht! Er mußte aber doch fragen.

Zur Antwort hob Herr Pan drei Finger empor und lachte:

— Ja! Ja! Gewiß! Sehr! Das geht! Das geht!

Und To=lu=to=lo:

— Nun frag ihn 'mal, ob sie nett sind, seine Frauen.

— Aber To=lu! Was muß er sich denn nur von dir denken!

Er mußte aber doch fragen.

Herr Pan wiegte sein schmales Haupt hin und her, dann rief er:

— Das geht! Das geht!

Diesmal sollte das heißen: Wie man's nimmt! Augenblicklich bin ich für Sie, mein Fräulein.

Er wurde aber noch deutlicher in der Zeichensprache. Er nahm To-lu-to-lo's rechten Zeigefinger und plazierte ihn neben die drei Finger, die seine Gattinen vorstellten. To-lu-to-lo wollte sich ausschütten vor Lachen, aber Emil fand diese stumme Werbung schamlos und impertinent. Er ballte seinen chinesischen Wortschatz zu einer zornigen Abkanzlung zusammen, die Herrn Pan an seine Pflichten als Ehemann und an seine Stellung als kaiserlich deutschen Lektor des Südchinesischen am orientalischen Seminar erinnern sollte.

Aber der entartete Gatte und Lektor hatte wieder bloß sein leidenschaftsloses Universalwort:

— Das geht! Das geht!

Ein gewisser Ton darin zeigte deutlich, daß es diesmal heißen sollte: Junger Mann, kümmern Sie sich nicht um chinesische Sittengesetze!

In diesem Stile, an dem To-lu-to-lo sehr viel, Emil aber gar keinen Gefallen fand, ging es fort, bis es Zeit war, die Flora zu verlassen und irgendwo in Berlin zu Nacht zu essen. Emil bemühte sich, dem zügellosen Mann aus Kanton klarzumachen,

daß er es für seine Pflicht halte, ihn vorher in seiner Pension abzuliefern, aber Herr Pan erklärte, daß es die chinesische Höflichkeit nicht zulasse, eher nach Hause zu gehen als eine Dame, mit der man sich gut unterhalten habe. Emil mußte sogar seine Beche bei Kempinsky mitbezahlen und schließlich auch die Droschke, in der er den vom Champagner überfidel gewordenen Gelehrten der sechsten Rangklasse nach Hause schickte. Noch aus dem Droschkenfenster heraus sandte Herr Pan merkwürdig stilisirte Fußhände an To-lu-to-lo, unablässig mit dem Kopfe nickend und laut rufend:

— Das geht! Das geht!



Zwischen Emil und To-lu-to-lo gab es eine Szene.

Der Referendar durchlief dabei die ganze Tonleiter des beleidigten Liebhabers, vom dumpfgrollenden Tremolo des schmerzlichen Vorwurfs bis zu den schrillen Fistelhöhen gebietender Energie. Die Direktrice aber, wenn sie nicht einfach: Das geht, das geht! erwiderte, indem sie sich vor Lachen nicht zu halten wußte, beschränkte sich darauf, in mannigfachen Nuancen den Standpunkt zu betonen, daß sie doch nicht seine Frau sei.

— Ueberhaupt bist Du komisch. Ich habe

Dir ja noch gar nicht gesagt, daß ich in den Chinesen verliebt bin.

— Schämen sollst Du dich, schämen! Erstens vor mir und dann vor dem . . . dem Chinesen!

— Aber so was! Schämen? Weil ich ihn nett finde und Dich langweilig?

— To-lu . . . ! Ich sage Dir . . . !

— Was denn?

— Bring mich nicht um den Verstand!

— Das geht! Das geht!

— To-lu! Das hätt ich nicht von Dir gedacht. Sieh 'mal, wir sind doch immer so nett zusammen gewesen, und Du liebst mich ja doch noch . . .

— Ja, ja, ja! Gewiß! Sehr! Immer!

— To-lu! Ich sage Dir: Das lass ich mir nicht gefallen!

— Nicht?

— Du denkst wohl, ich bin ein kleiner Junge? Wie? Ich sage Dir . . . !

— Na, nu hör aber bloß auf! Bange machen gilt nicht! So was! Schlaf Dein Gift aus! Das mag ich nicht, so ein Ge-thue. Gute Nacht!

Sie waren an ihrem Hause. Die Direktrice ging voran. Er mußte, wie sie es Frau Kummers wegen immer hielten, noch eine Viertelstunde unten bleiben.

Gott, wie fühlte er sich unglücklich, als

er auf dem Trottoir drüben auf= und ab= lief, immer den Blick nach To=lu=to=los Fenster, hinter dessen Gardine er ihre Gestalt sehen konnte. Zum Weinen war ihm, zum Weinen! Aber vielleicht ging Alles noch gut, wenn er nachher in aller Liebe ihr bewiese, wie unrecht sie handelte. Er pries zum ersten Male die Notwendigkeit, zu flüstern. Flüsternd und im vertrauten Dunkel kann man sich doch nicht zanken.

Das Licht in To=lu=to=los Zimmer erlosch. Nun konnte er hinauf. Nie hatte er es so gefühlt, wie lieb sie ihm war, als jetzt, wie er sein Zimmer betrat und in sich die Worte erwog, die leisen, heißen Worte, die er zu ihr sprechen wollte.

Aber der Riegel war vorgeschoben.

Emil erschrak ins Tiefste. Ihm war wie obdachlos.

— To=lu!

Keine Antwort.

— Ich bitte Dich, Tolu!

Er hat noch ein paar Mal gerufen, aber sie hat nicht geantwortet.

Bald hörte er an ihren Atemzügen, daß sie schlief. Er legte sich nicht einmal ins Bett.



Die Wollust des Schmerzes ist eine spezifische Gabe der Lyriker; Referendaren

ist sie meist versagt. Emil dachte nicht einmal daran, sich rhythmisch zu entladen; nein, er schrieb, mit Einhaltung der Höflichkeitsränder oben, unten und an den Seiten, sehr deutlich und mit unverkennbaren Anklängen an jenen Juristenstil, der mit der deutschen Sprache einige Worte gemeinsam hat, einen acht Seiten langen Brief. Darin wies er zwingend nach, wie unrecht die Direktrice handle, indem sie zu ihrem üblen Betragen in der Flora und bei Kempinsky nun auch noch Troß, Hohn und Lieblosigkeit füge. Kein Zweifel, daß es eigentlich an ihr sei, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun; aber sie sei ein Weib, und also wolle er sich nicht auf den Standpunkt kalter Rechtserwägungen stellen. Er habe sie viel zu lieb dazu; hier sei seine Hand; Alles möge vergessen sein. Er werde sie nie daran erinnern, wie weh sie ihm gethan habe. Möge nun aber auch sie ihm mit doppelter Liebe entgegenkommen.

Dieser Brief bereitete ihm dieselbe Genugthuung wie einem Lyriker ein schmerzhaft zärtliches Gedicht. Er fühlte sich, während er ihn schrieb, intensiv und angenehm als stoisch milden, aber doch unentwegten Mann, und als er ihn geschrieben hatte, kam eine große Zuversicht über ihn: Jetzt wird sie erst ganz meine Liebe und meinen Wert

begreifen; gepriesen sei dieser thörichte Chinese, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ihr einmal mehr aus mir zu offenbaren als die untergebene Zärtlichkeit des verliebten Jünglings.

Er schob, als sie nach Hause gekommen war, den Brief durch den Thürspalt und hustete drei Mal energisch dazu.

Die Direktrice hatte so etwas erwartet und lächelte bloß, als sie das Papier niederfallen hörte. Sehr neugierig auf seinen Inhalt war sie nicht. Sie zog sich erst hübsch langsam aus, und zwar bis aufs Hemd, loderte mit dem üblichen Seufzer der Erleichterung (den sich Emil als Neuseufzer auslegte) das Korset und trock in ihren blausamtenen Schlafrock. Dann begab sie sich ans Theemachen, freute sich am blauen Aufschlag der Spiritusflamme, sah wohlgefällig zu, wie das Feuerchen sich um die Nickelkanne schmiegte, wartete, indeß ihre Augen sich im Schauen weiteten, auf die ersten herauspuffenden Stöße des Dampfes und goß dann mit einem Ausdruck von Befriedigung das sprudelnde Wasser über das Kraut. Drei Minuten muß er ziehen, dachte sie sich, ja nicht länger. Nun die schöne, kleine, grüne Kanne mit dem elegant gebogenen Schnabel! So! Und nun das chinesische flache Täßchen — ob das aus Kanton ist? Fein riecht er, der

Thee! Nichts schmeckt besser dazu als Ingwerbiskuits. Die legte sie sich immer schon früh bereit, immer eins halb aufs andere, wie Zinnsoldaten, wenn sie in der Reihe umgefallen sind, auf einer netten Majolikafschale. Nun trinken und schnabulieren! Nachher so ein langes, dünnes Zigarrettchen! . . . Ob die Chinesen eigentlich den Thee auch so machen? Sie sollen keinen Zucker daran thun. Ob das schmeckt? . . . Neel! Bitter! Brr! Ein Stückchen muß hinein! . . . Wenn der Chinese bloß nicht so nach Kampher und Moschus röche. Ob man ihm das abgewöhnen kann? . . . Die Hände sind entschieden das Schönste an ihm . . . Sonst ist er ein bißchen schmal . . . Überhaupt: so merkwürdig unfleischig . . . so wie aus Elfenbein der ganze Mensch . . . Waden hat er wohl überhaupt keine und Muskeln mal sicherlich nicht . . . Aber trotzdem, das ganze Auftreten so bewußt, so bestimmt, so angenehm unverschämt. Drollig! Aber doch, eigentlich lustig kann man sich nicht über ihn machen. Er kann gewiß recht wild werden . . . Und so verliebt . . . ! Ich möchte eigentlich wissen, ob er . . . Na, ich denke . . . Ein bißchen Angst hätte ich schon . . . So ein Chinese! Chi-ne-se! . . . Vier Frauen hat er . . . komisch. Na ja, China! . . . Wie er

Einen ansieht, so durch die Kleider durch . . . eigentlich ist es doch ein bischen . . . Aber es hat was: Weil er eben ein Chinese ist! . . . Einmal ist er mir mit seinen langen Fingern ein Stück in den Ärmel 'raufgefahren — warme Knochen! Ich fühl's noch . . . Merkwürdig, durch und durch ging's . . . Ich kann mir denken, daß er Einen ganz verrückt machen kann . . . Ob er sich eigentlich den Zopf im Bette aufmacht? Gott, muß das aussehen! Der lange, dürre Mensch, und hinten so eine schwarze Haarlatte 'runter bis in die Knie . . . Strümpfe haben sie überhaupt keine und Hemden auch nicht . . . komisches Volk doch . . . Aber ein feiner Kerl ist er! Wenigstens 'mal was Anderes als unsere . . .“

Da fiel ihr der Brief ein, der da an der Thüre lag.

— Der gute Emil. Na ja . . . er ist ja recht nett und lieb. Aber auf die Dauer . . . Und nun will er gar so fein! Was denkt er sich denn eigentlich? Das wollen wir denn doch lieber nicht einführen! — — Also, was schreibt er?!

Sie holte den Brief, zündete sich eine Zigarrette an und las. Kopfschüttelnd. Als sie fertig war, sah sie nach der Thür zu Emils Zimmer und schüttelte den Kopf wieder. So, wie wenn Jemand gar nicht begreifen kann, was der Andere will. Auf-

geregert war sie gar nicht. Nach einer Minute auch schon nicht mehr erstaunt.

Sie ging an ihr kleines Schreibtischchen, wo eine Herde Pinscher und Katzen aus Chenille stand, nahm ein steifes ockergelbes Kärtchen mit Goldschnitt und schrieb darauf: „Du bist wohl nicht ganz munter!!??“

Das ockergelbe Kärtchen ging nicht ganz leicht durch den Thürspalt. Sie mußte es mit Gewalt hineinschieben, aber kaum, daß es ein Stückchen hineingedrungen war, fühlte sie auch schon, daß es drüben ergriffen und herangezogen wurde.

Da mußte sie wieder lächeln.

Emil dagegen . . .

Was ist die Wirkung des blauen Briefes auf einen alten Hauptmann gegenüber der Wirkung dieser gelben Karte auf den jungen Referendar! Er empfand nicht bloß die schnöden Worte als Harpunen in seinem Herzen, sondern, angefüllt mit dem Lehrstoffe der chinesischen Klasse, wie er war, sah er auch in der Wahl der Kartenfarbe schlangenhafte Perfidie: Gelb, die Farbe des chinesischen Drachens!!

— Oh, dieses niederträchtige Weib!

Von der Höhe seiner männlichen Zuversicht fiel er in einen sumpfigen Abgrund der Verzweiflung.

Kein Zweifel, es war endgiltig Alles aus! Verstoßen war er, um eines schlißzügigen,

zopfigen, knochigen, blöden, frechen Chinesen willen verstoßen!

Wollte sie ihn verrückt machen?! Wollte sie ihn . . . ah, oh, . . . was sollte er denn thun?

Die Thür einschlagen? Hinüberstürzen!?

Diese heroische Anwandlung war aber nur wie das letzte Aufblucken der Flamme eines Stearinlichtes. Gleich war's vorbei, und ihm blieb bloß die große Niedergeschlagenheit, dieses Gefühl: Da lieg ich und bleib ich liegen, und wenn ein Lastwagen kommt, ich steh nicht auf. Und: Ach, wenn doch ein Lastwagen käme . . .!



Emil hat noch ein paar Versuche gemacht, die Direktrice wiederzugewinnen. Briefe in einem weniger männlich-logischen Stile, Briefe mit Anflügen von weishevolem Schwung, Briefe ohne Einhaltung der Höflichkeitsränder, kurzum: Briefe, die eine Hyäne besänftigt hätten — aber Fräulein Direktrice fand sie bloß „talbsledern“. Sie hatte wirklich keine Zeit mehr für diesen Referendar mit den wasserblauen Augen und den ewig gleich säntlichen Bärtlichkeiten. Das war ja einmal sehr nett gewesen, und es hatte ihr recht wohl gefallen, so ein großes Baby zu haben, aber kann man neben einer Feuerlilie noch ein Bergißmeinnicht ansehen?

Herr Pan war die gepantere Feuerlilie, die Fräulein Lo-lu-to-lo nun mit viel Sorglichkeit und Liebe in ihr Beet pflanzte. Ganz offenkundig betrieb sie ihre erotische Liebhaberei.

Dieser schamlose Lektor entblödete sich nicht, Sonntags schon früh um acht bei ihr zu erscheinen. Dann fuhren sie um 12 Uhr zusammen aus, in offener Droschke natürlich, ein Skandal und Schauspiel für die Nachbarschaft. Wie ein Pfauhahn sah der Kerl jetzt immer aus, wie ein chinesisches Gigerl! Apfelgrünes Oberkleid mit eingewobenen Pfirsichblütchen, himmelblauer Weinrock mit Goldbrokat. Dazu ein rotes Band in den Zopf geflochten und diese lächerliche goldbraune Tellermütze auf und am Gürtel den rotledernen, dick mit Gold bestickten Pinselköcher und in der Hand einen geradezu wahnwitzigen Sonnenschirm. Das Seminar sollte doch wirklich einschreiten gegen ein so operettenhaftes Betragen! Und sie! Was an Farben ihm etwa fehlte, trug sie an sich. Weil dieser elende Kantonefe das Grelle, Bunte liebte, hielt sie es für nötig, in allen Farben zu schillern wie die Horndecke eines Rosenkäfers. Und die Hüte! Empörend! Schamverlegend! Die Natur scheute sich, Farben von dieser herausfordernden Frechheit hervorzubringen; wenigstens kam es dem

Referendar so vor, als gäbe es dieses „Farbengewieher“ auf der ganzen Welt nicht, außer auf diesen zur höheren Ehre des Herrn Pan komponierten Hüten der Direktrice. Und dabei konnte er sich nicht unklar darüber sein, daß er sie entzückend schön fand, diese „Person“, daß er hinter der Droschke hätte herlaufen mögen, um sie nur länger zu sehen, daß er ach Gott: es blieb ihm ja doch nichts Anderes übrig, als stumm zu dulden.

Freilich, Wand an Wand weiter hier mit ihr in einem Hause zu wohnen, das überstieg seine Kräfte. Noch es nicht durch den Thürspalt nach Kampfer und Moschus? Mußte er nicht zu den schmerzlichsten Schlüssen gezwungen werden, wenn er konstatierte, daß sie niemals mehr abends vor 11 Uhr und Sonntags Nacht überhaupt nicht nach Hause kam?

— Frau Kummer, hier haben Sie die Miete für nächsten Monat; ich ziehe heute aus.

— Ja . . . aber . . . Herr Doktor . . . ?

— Ich . . . ich muß. Es thut mir leid.

— Aber nee, so was! Alle zwei Zimmer leer, und Knall und Fall!

— Was, alle beide Zimmer? . . . ?

— Ja freilich, das Fräulein zieht ja auch! Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! In die

Dorotheenstraße zieht sie, als ob's dort schöner wäre.

— Dorotheenstraße . . . !?

Das war zuviel! Also in die nächste Nähe des Menschen, wenn nicht gar in dasselbe Haus!

— Wann zieht sie denn?

— Die Woche noch, und hat doch das ganze Vierteljahr schon bezahlt. Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! . . . Ungeziefer giebt's keins, reine wird auch Alles gemacht, kein Titelchen fehlt . . . !

Sie zuckte mit dem Kopfe mechanisch hin und her und riß die Augen auf. Auf einmal schien ihr eine Idee zu kommen. Sie unterbrach ihr zuckendes Kopfgeschüttel und sah den Herrn Referendar boshaft fragend an:

— Entschuldigen Sie, Herr Doktor — aber am Ende ziehen Sie auch in die Dorotheenstraße . . . ?

— Nein! Ueberhaupt: ich ziehe gar nicht.

— Na nu aber!

Frau Kummer mußte sich aufs Sopha niedersetzen.

— Jetzt weiß ich gar nichts mehr! Bin ich denn drehend? Aber sagen Sie mir doch nur . . .

Emil sagte nichts. Er fühlte nur immer: Dorotheenstraße!

Die Direktrice war ausgezogen, aber geholfen war dadurch nichts. Denn wenn er auch sie nicht mehr sah, so mußte er doch ihren chinesischen Liebhaber täglich erdulden.

Die südkinesische Klasse war aus Mangel an Teilnehmern geschlossen worden, und Herr Pan wohnte nun den nordchinesischen Stunden bei, weil er wenigstens beim Schreiben mit unterweisen konnte.

Da saß er nun wie ein triumphierender Truthahn dem bedrückten Emil täglich zwei Stunden lang gegenüber und machte sich ein Vergnügen daraus, seine unterweisende Aufmerksamkeit besonders ihm zu widmen. Regelmäßig zu Beginn jeder Stunde richtete er einen Gruß von To-lu-to-lo aus, und die Brombeer-Augen funkelten dabei höhnisch. Aber auch sonst unterließ er es nicht, dem armen Referendar ab und zu ein paar Splitter ins Fleisch zu schieben.

— Bitte lesen das!

Emil sah vier Zeichen auf hochrotem Papier. Schwere Zeichen, seltene. Endlich hatte er das erste: To!

— Sche, sche! (Richtig!)

Das zweite fand er nicht. Sein Nachbar war glücklicher: Lu!

— Sche sche!

Jetzt fühlte Emil den Splitter und verzichtete darauf, sich an der Enträtselung der übrigen Zeichen zu betheiligen.

Lo=lu=to=lo! erklang es im Kreise. Der Chinese hüpfte vor Vergnügen und schrieb's groß an die Wandtafel: Lo=lu=to=lo.

Die Zeichen hießen auf Deutsch: Fremd kommt zu Fremd und wird vertraut.

Das ist wohl wieder eine von diesen chinesischen Gnomen, deren innerer Sinn sich uns versagt, dachten die Übrigen. Emil aber begriff, packte seine Hefte zusammen, empfahl sich bei Herrn Kuei-Vin und ging.

Nein, das konnte er nicht ertragen! Der Verlust des Mädchens allein war seiner Seele schon eine schmerzliche Wunde, aber sich täglich von diesem höhnischen Hallunken mit seinen langen Fingern darin herumstochern zu lassen — nein! Ein Ende! Ein Ende!

— Wenn ich zu ihm ginge und es mir verbäte!? Unsinn!: „Das geht! das geht!“

Und dazu dieses infame Gegrinse.

Fortwährend sah er dieses Gesicht mit dem niederträchtigen dummschlauen Buge vor sich.

Unerträglich! Diese Bisage! Dieser Geruch! Diese Sprache!

Alles Chinesische war ihm plötzlich eine große Widerwärtigkeit.

Oh, diese Rasse! Verlogen! Verkommen! Verseucht! Heimtückisch! Feige! Frech! Grausam! Häßlich! Schadenfroh!

Und diese Sprache! Ein Gebell! Ein

Geklapper mit Holzklößen! Ein ungefüges kindisches Gepappel!

Dann kam das Klima dran, der Fremdenhaß, der Schmutz, der mangelnde Komfort, die weite Entfernung des Landes.

— Ein dummer Streich, weiß Gott, ausgerechnet in das unliebenswürdigste Land der Erde gehen zu wollen! Die Konsulatskarriere — ja: ein guter Grundgedanke! Aber warum gerade unter diesen gelben, verlogenen, verkommenen u. u. Fragen? Da war Japan! Persien! Indien! die Türkei!

— Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

Zumal die Türkei. Er machte es sich klar, daß die Türkei wie für ihn geschaffen wäre. In jeder Hinsicht.

Aber die Hauptsache, die er sich indessen nicht als solche eingestand, war wohl der Umstand, daß die türkischen Stunden Nachmittags lagen, so daß er sicher sein konnte, um diese Zeit keinen Chinesen im Seminar zu sehen.

Ein Ende! Ein Ende! Und wenn das gleich so viel bedeutete, wie etwas Neues anfangen müssen. Nur nichts Chinesisches mehr! Wie Gift lag's in seinem Gehirne, dieses Tsching und Tschang und To und Lo! Hinaus mit ihm! Hinausgekehrt mit türkischem Besen! Hinter die Bücher! Hinter die

Bücher! Nichts hören, nichts sehen, nichts denken als Türkisch!

Und so geschah's. Emil verschwand aus der chinesischen Klasse und tauchte in der türkischen wieder auf. Die chinesisch gebliebenen Referendare wunderten sich sehr darüber und fanden keine Erklärung, dergleichen die Studenten. Aber Herr Pan-Wei-Fu grinste und spielte mit einem ockergelben Zettel, auf dem zinnoberrot die Zeichen standen: To=lu=to=lo.

. . . Fremd kommt zu Fremd und wird vertraut . . .







Leberecht der Gestrenge







In einer kleinen Stadt Niederschlesiens tanzelt als Pastor primarius mein ehemaliger Freund Leberecht Wacker. Der Kreisarzt, der Amtsrichter und der Apotheker, als welche drei die Fahne des Liberalismus in dieser kleinen Stadt hochhalten (meist bei einer merkwürdigen Marke Rotwein, die sich Saint-Julien nennt, aber ganz gewiß aus dem nahegelegenen Grüneberg stammt), heißen ihn bloß Leberecht den Gestrengen und finden, daß er „ganz unangenehm schwarz“ ist. Das geht aber weder auf die Farbe seines Haupthaars noch seines Bartes, denn beide sind ihm sehr blond, fast rötlich, sondern auf seine theologische Seele.

— Stöcker in Duodez! sagt grimmig lächelnd der Amtsrichter.

— Ein anmaßender Mucker! pflichtet der Kreisarzt bei.

— Ein unausstehlicher Pietist! erklärt der Apotheker.

In der That kann nicht geaugnet werden, daß mein ehemaliger Freund keiner von den freundlichen Pastoren ist, die gemüthlich predigen und im Privatleben gutmütig behaglich lächeln. Wenn er so auf der Kanzel steht, sehr steif, zusammengekniffenen Mundes, die kaltblauen Augen unverwandt gerade aus, so fühlt man, auch ehe er spricht, sogleich, daß dieser Mann mehr für den strengen als den linden Kanzelstil ist. Und wenn er anhebt, zu reden, so bläst es kalt über die Häupter der Gemeinde weg, die sich gleich duckt. Er spricht nicht gerade gut und gar nicht leidenschaftlich, er predigt nicht einmal im eigentlichen Sinne, — er dekretiert.

— So und so seid ihr, und so und so solltet ihr sein, also seid ihr auf dem falschen Wege. Ich aber sage euch: kehrt um!

Dann kommen praktische Nuzanwendungen, sowohl allgemeiner als auch sehr spezieller Art, scharfe Anklagen der Zeit und Welt im ganzen und der lutherischen Gemeinde von K. im besonderen. Den Bilderschmuck der Sprache liebt er dabei nicht, lyrische Anwandlungen sind ihm fremd, und was er an Pathos besitzt, braucht er polemisch herbe auf, statt es nach Art der schwärmerisch

gottlobesamen Kanzelredner seelenbrünstig zum Preise der erhabenen Weltordnung aufzurollen als einen gewaltigen Wortteppich. So ist er auf der Kanzel. Noch mehr beinahe steckt er den Gestrengen bei den übrigen Handlungen seines Amtes heraus. Besonders rigoros ist er in Aberkennung des Myrtenkranzes bei Bräuten, die den Termin spezifisch ehelicher Zärtlichkeiten nicht ganz genau eingehalten haben. In diesem Punkte ist er erstaunlich gut unterrichtet, und es heißt, daß er die erotischen Beziehungen seiner Gemeinde von Spionen überwachen läßt, wie der Staat revolutionäre Umtriebe. Soviel ist gewiß, daß er großen Wert darauf legt, das Privatleben seiner Herde, bis unter die Bettdecke genau, zu kennen. Da er sich zu diesem Zwecke der Ohrenbeichte als Lutheraner nicht bedienen kann, und da die guten Leute von X. ihm ihre intimeren Heimlichkeiten nicht freiwillig anvertrauen, so ist er darauf angewiesen, nach Möglichkeit selber nachzusehen, und da mag es wohl sein, daß er denjenigen seiner Gemeindeglieder manchmal etwas lästig erscheint, die, ohne gerade stolze Britten zu sein, dem Grundsatz huldigen: my house is my castle.

Ohne Zweifel thut Leberecht auch mancherlei Gutes, zumal an Kranken, Alten und Armen. Aber er thut es in recht eigentlich unmilder

Art. Indem er unterstützt, erhebt er nicht zugleich, sondern drückt eher nieder. Wenn er in ein Haus tritt und die Mitteilung einer Unterstützung bringt, so verbreitet er doch nicht Licht und Wärme und macht keine helle Freude. Denn es ist keine Wärme, kein Licht, keine Freude in ihm. Er hat nicht das Lächeln und die leicht ausliegende Hand des geistlichen Freundes, sondern er ist immer der geistliche Lehrer und Richter, der stets auch züchtigt, indem er mittheilt.

In seinem eigenen Hause handelt er nicht anders. Wie er selbst die Gabe des Lachens nicht besitzt, ja nicht einmal richtig zu lächeln weiß, so trägt auch seine Frau, die magere Pauline, beständig einen tief eingegrabenen Ernst zur Schau, und selbst seine Kinder, der sechsjährige Fürchtegott und die fünfjährige Johanna, haben schon Leberrecht= und Paulinengesichter. Man wundert sich fast, wenn sie Vater und Mutter sagen; man erwartet, daß sie ihre Eltern mit Herrn Pastor und Frau Pastor anreden werden. Die Dienstboten halten es in Leberrechts Hause nur kurze Zeit aus, obwohl die Küche dort gut und die Arbeit nicht übermäßig ist. Denn sie dürfen nie auf den Tanzboden gehen, und das Singen bei der Arbeit ist durchaus verpönt.

Für das ganze Wesen Leberechts giebt es eigentlich kein deutsches Wort; man kann nur triste sagen. Es ist der vollkommene Ausschluß alles Heiteren, der diesem Wesen sein Gepräge giebt. Mir ist es immer so vorgekommen, als fehlte es meinem ehemaligen Freunde, seitdem er Pastor ist, am Eigentlichen des christlichen Menschen. Er ist ein strenger Diener seiner Kirche, ein theologischer Beamter von äußerster Gewissenhaftigkeit, ein dogmatischer Bureaukrat. Es fehlen keineswegs die respektablen Eigenschaften dieser Menschenklasse, er ist, wie er ist, geradezu musterhaft für diesen ganzen Menschenschlag, es fehlen aber auch nicht die weniger lobwürdigen Eigenschaften des Bureaukraten, der bloß Bureaukrat ist. Besonders Bedanterie und Herrschsucht treten deutlich hervor. So ist Leberecht in der That keine gerade angenehme Figur, und auch ich, der ich durchaus keine Generalantipathie gegen die Theologen unter den Menschen empfinde, nehme meinen Weg gerne auf dem rechten Bürgersteige, wenn er auf dem linken geht.

Den zornigen und abschätigen Diatriben des liberalen Triumvirates schließe ich mich aber doch nicht an. Das kommt daher, weil ich Leberechts Geschichte kenne. Ich weiß, wie es gekommen ist, daß er gar

so trüfte wurde, und ich kann mir nicht helfen: er thut mir leid.

Ich kannte ihn schon als Knaben. Er war ein frischer rotbäckiger Bauernjunge mit hellen, gescheidten Augen. Wenn ich in den Ferien zu meinem Onkel, dem Rittergutsverwalter, aufs Dorf durfte, war er mein liebster Gefelle. Ich erzählte ihm von der großen Stadt, wo ich bei meinen Eltern wohnte, und er lauschte meinen Worten, als verkündete ich ihm eitel Märchen und Wunder.

Eine Pferdebahn, — was für ein erstaunliches Ding! Brennende Luft auf Säulen von Metall leuchtend, — wie kann das nur sein! Kirchen, in denen tausend Menschen sitzen und zu den Klängen einer Orgel singen, deren große Pfeifen so dick und hoch sind wie die Stämme der Erlen am Gutsbache, — ist das auch wahr?

Ich sehe ihn noch mir gegenüber im Graße sitzen und seine großen blauen Augen auf mich richten, die sich weiteten in dem Bestreben, eine Vorstellung des Vernommenen zu gewinnen. Dann kam er immer schnell auf die Schule zu sprechen und fragte in seiner harten schlesischen Sprache: Is wul schwar in dar Schule?

Natürlich that ich darauf erstaunlich weise und entwickelte gewaltige Lehrpläne, indem

ich die unabsehbaren Schwierigkeitsgefilde besonders der Geographie und römischen Geschichte mit ein paar kühnen großen Linien entwarf. Aber statt ihn damit abzuschrecken, erweckte ich in ihm nur die Begier, all diese geheimnißvollen und fremden Dinge auch zu lernen.

Bald waren meine Schulbücher, die ich mir immer mit dem heilsten Eifer des guten Vorsatzes mitzunehmen pflegte, ohne mich doch jemals beim Dunkel durch sie von ländlicher Muße abhalten zu lassen, mehr, viel mehr in seinen Händen, als in meinen, und selbst ich merkte es, so jung ich doch war, daß Leberecht auffällig schnell begriff, was er las, und es ging mir durch den Kopf: Warum darf eigentlich Leberecht nichts lernen?

Ich fragte meinen Onkel.

— Tja, sagte der, Leberecht ist ein armer Junge; seine Eltern können ihn nicht in eine Stadtschule schicken. Sie werden froh sein, wenn er hier fertig ist, damit er bald etwas verdient. Er wird aber wohl kein tüchtiger Knecht werden. Er sieht recht spärlich aus.

Das hinterbrachte ich in aller Einfachheit und kindischen Grausamkeit meinem Freund:

— Lern doch nicht immer in meinen Büchern! Deine Eltern können dich doch nicht in die Schule schicken. Du mußt ein

Knecht werden. Natürlich mußt du erst mehr Kräfte kriegen.

Ich entfinne mich des Blickes noch, den er auf mich warf, als ich das so kalt hin und nicht ohne den Hochmut des Stadtkindes sagte, das sich seiner Vorzüge bewußt ist. Es war kein freundlicher Blick.

Ich suchte auch gleich wieder gut zu machen, was ich angerichtet hatte, denn ich fühlte wohl, daß es nicht recht von mir gewesen war, ihm das zu sagen. Ich versuchte ihn zu trösten, indem ich ihm schilderte, wie langweilig die Schule sei, die Lehrer wie streng, das Leben in der Stadt wie öde gegenüber diesem freien Umherstreifen in Wiese und Wald. Er schüttelte bloß den Kopf und sah sehr traurig aus.

Seit diesem Gespräch, das hat er mir später oftmals gesagt, hat er nicht aufgehört, seine Eltern zu bedrängen, daß sie ihn in die Stadt auf die Schule schicken sollten. Er hat dafür von seinem Vater nur Prügel gekriegt, aber die Mutter, eine auffällig zarte Frau, hat ein Ohr für diese Bitten gehabt, und sie hat sich, als sie fühlte, daß der Junge nicht ablassen würde von seinem Wunsch, als sie merkte, daß er krank darüber wurde, an den Pastor des Dorfes gewandt, ihn zu fragen, was denn in diesem unglückseligen Falle zu thun sei.

Der alte Pastor Kuhn war ein milder, gütiger Herr. Er hat sich den Jungen kommen lassen und ihn mit Lindigkeit ins Gebet genommen. Er wollte ihm die thörichte Einbildung ausreden, denn an etwas anderes dachte er nicht, ehe er Leberecht vor sich hatte. Aber als der zu reden anfang, da hat er sogleich gemerkt, daß hier ein Trieb lebendig war, für den es einen festen Grund im Wesen dieses absonderlichen Bauernjungen gab: Begabung und ernstlichen Ehrgeiz.

Darum hat er sich sogleich vorgenommen, Sorge zu tragen, daß dieser Trieb nicht ausgeprügelt, sondern vielmehr thätig gefördert würde. Er hat dies selbst begonnen, indem er den Jungen bei sich in die Schule nahm, und wie er dann von Tag zu Tag deutlicher merkte, daß Eifer und Fähigkeit zum Lernen gleich groß in ihm waren, da hat er nicht eher Ruhe gegeben, als bis der alte kinderlose Graf, der das Rittergut besaß, eine Summe für Leberecht festlegte, genügend, die Kosten zu seiner Ausbildung bis zur Absolvierung eines Gymnasiums zu bestreiten.

So ist Leberecht erst in die Stadtschule und dann aufs Gymnasium gekommen, und so schnell und gut hat er gelernt, daß er, der nur ein Jahr älter als ich war, trotz meines Vorsprungs mich doch schon in der

Untertertia einholte. Ich war erstaunt, wie er sich umgewandelt hatte. Er war gar nicht der Bauernjunge mehr, als den ich ihn mir immer noch vorstellte; er hatte vielmehr etwas sehr Zartes und Blattes; in seinen Bewegungen drückte sich eine sonderbare Scheu aus, in seinen Augen lag immer etwas wie Furcht. Unablässig war er in Angst, es möchte ihm ein schlesischer Dialektausdruck entfallen, und immer wiederholte er mir die inständige Bitte, ich möchte den anderen Tertianern nichts davon sagen, daß er noch vor ein paar Jahren ein Bauernjunge gewesen war. Als er in der Klasse den Stand seines Vaters angeben mußte, stockte er erst und sagte dann mit geschickter Vermeidung des Wortes Bauer: Landmann.

Ich mochte ihn auch als Schulkameraden ganz gut leiden, denn er behielt mir gegenüber immer ein gewisses Wesen bei, das ich nicht Unterwürfigkeit nennen mag, das aber einen leisen Schein davon hatte, der mir recht wohl behagte. Ich spielte mich dafür als den flotten Stadtjungen auf, dem es nie fehlen kann, und ließ ihn voll Schuld an manchen Annehmlichkeiten meiner besseren Umstände teilnehmen. Sonntags ließen ihn meine Eltern zu Tische laden, und stets war in meiner Frühstücksbüchse auch etwas für ihn, der von seinen Pensionseletern nie

etwas anderes als eine trockene Semmel mitbekam.

So ging es durch die Tertianerjahre. In der Sekunda schieden sich unsere Wege etwas, weil ich mich gewaltig in jene Unternehmungen von Wucht und Nachdruck warf, die um diese Zeit den werdenden Jüngling bewegen: litterarische Kränzchen in Verbindung mit viel Bierkomment. Leberecht that da nicht mit. Es lag ihm nicht und schien ihm überdies unerlaubt. Dafür arbeitete er um so fleißiger, und als wir in die Prima eintraten, war er Primus der Klasse. Da wurde er mir natürlich unsympathisch, und ich nannte ihn empört einen Streber.

— Dohse doch nicht immer so blödwitzig! sagte ich ihm. Du bist ja ein Stumpfhuhn.

Und ich erzählte ihm von meiner blonden Flamme, der ich mit violetter Tinte Sonette auf rosa Papier schrieb.

Aber dafür hatte er ebensowenig Sinn, wie für unsre litterarische Kneipzeitung, in der ich ihn auf das Schauerhafteste mit Epigrammen verfolgte. Er erklärte mir kurz und gut, daß er solche Alotria lächerlich fände, aber mir schien es manchmal, als hätte er eigentlich ganz gerne mitgemacht, wenn ihm nur nicht die Schneid dazu gefehlt

hätte. Ich empfand im Grunde ganz richtig. Es war bei ihm das Gefühl, daß er sich derlei nicht erlauben durfte, da er doch ein armer Bursche war, bei dem es noch gar nicht einmal feststand, ob sich überhaupt nach bestandnem Abiturientenexamen die Mittel zum Studieren finden würden. Immer drohte dieser eine Gedanke über ihm.

Der Graf kümmerte sich persönlich gar nicht um seinen „lateinischen Lämmel“, wie er ihn nannte. Zwar hatte er dem Pastor gegenüber erklärt, er werde ihm auch die Möglichkeit zum Studieren geben, aber etwas Bestimmtes lag nicht vor, und die Eltern Leberechts, zumal der Vater, hörten nicht auf, dem armen Burschen in jedem Briefe das Unglück vorzustellen, das nun eintreten würde, wenn der Graf nicht Wort hielte.

Und das war nun die Zeit, wo wir anderen kein besseres Thema wußten, als von unserem künftigen Studium zu reden und von der Freiheit des Studentenlebens. Da fuhr denn auch ihm manchmal die Frage entgegen: Was willst du denn eigentlich studieren, Wacker?

— Ich? . . Ich weiß noch nicht, antwortete er dann und that gleichgültig.

Aber er wußte es sehr wohl: die klassische Philologie hatte es ihm angethan. Ein Professor wäre er gerne geworden

Die Lehrer sagten es ihm ja selber, wie er dazu in jeder Hinsicht bestimmt zu sein scheine, er, dessen lateinischer Stil nie von Cicero abirrte, und der jede Sallustianische Wendung schon genau so als feuilletonistisch empfand wie der Herr Rektor. Die klassische Philologie und das klassische Altertum überhaupt, das schien ihm ein gar herrliches Arbeitsfeld. Er hatte die Ideale der leitenden Professoren unserer Schule einfach übernommen, weil seine Phantasie ihm keine anderen eingeben konnte. Er sah nichts Höheres als einen Scholarchen, und einmal Gymnasialrektor zu werden, das schien ihm ein Ziel über allen Zielen.

Aber er wagte es nicht, sich diesem Ideale hinzugeben, denn er wußte ja, daß nicht er der Herr seiner Entscheidungen war, sondern der alte Graf in Berlin, der noch niemals daran gedacht hatte, ihn zu fragen, welches Studium er sich erwählen möchte.

So brachte er das letzte Gymnasialjahr in Bangen und Ungewißheit zu, und selbst in dem Augenblicke, als er nach bestandener Reifeprüfung als primus omnium zuerst gefragt wurde, bei welcher Fakultät er sich einschreiben lassen wolle, wußte er keine bestimmte Antwort zu geben.

An diesem Tage war es, daß er mir sein Herz ausschüttete.

Ich war ja ein hinlänglich leichtsinniger Mulus und mußte eigentlich auch noch nicht genau, welche Fakultät ich beehren wollte, aber ich fühlte doch, wie bitter die Lage dieses Menschen war, der, obgleich mit einer Prämie und dem besten Zeugnis entlassen, sich plötzlich wie verstoßen fühlte.

— Was soll ich nun thun, wenn der Graf kein Geld mehr giebt? Und wenn er nun verlangt, ich soll Jurist oder gar Theologe werden?

— Na, Gott, Pastor ist doch ganz nett.

— Nein, ich sage dir . . . Weißt du: ich kann bloß Philologe werden . . . Alles andre ist mir schrecklich. Die ganze Zeit über habe ich immer bloß an Philologie gedacht, und ich weiß ja, daß ich bloß dazu passe. Ich . . . ich glaube auch ganz sicher, daß ich dazu . . . daß ich Talent dazu habe, und überhaupt: wenn man so an einer Sache hängt! Die ganze Welt ist mir ja gleichgültig dagegen. Ich interessiere mich ja bloß für das Altertum.

— Gott, das bildest du dir wahrscheinlich bloß ein. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sich unsereins für diese schöne Gegend ordentlich interessieren kann. Siehst du, wenn du damals in unser Litteratur-Kränzchen eingespungen wärst, da hättest du auch andere . . .

— Nein! Nein! Seit Untersekunda

schon steht es bei mir fest. Und Du mußt nicht denken, daß es bloß die Philologie ist. Mein: das Altertum selber! Diese große Zeit! Diese herrliche Welt! Ich kann mir überhaupt gar keine anderen Gelehrten denken als die, die die Geheimnisse dieser wunderbaren Reste erforschen, von denen jeder heilig ist.

— Na, weißt Du, das finde ich doch ein bißchen komisch, so aufgereggt von dem Zeug zu reden, mit dem sie Einen acht Jahre lang vollgenudelt haben, bis es Einem am Halse steht. Einfach scheußlich ist der Kram! Ich bin froh, daß ich ihn los bin. Natürlich: Homer, — eine feine Nummer! Aber jetzt 'mal was anderes. Kennst Du Ibsen?

Ich kann auch Zola gesagt haben. So ein Mulus springt possierlich durch die Litteraturgeschichte.

Leberecht aber machte bloß ein bekümmertes Gesicht. Meiner Einladung, mein Gast bei der Münchner Kathi zu sein, leistete er keine Folge.

Die Mulusferien gingen mir recht angenehm dahin, dann fuhr ich nach Zürich und belegte eine erkleckliche Anzahl von Kollegs aus verschiedenen Fakultäten. Logik und Anthropologie, altprovençalische Grammatik und Scherrische Universalgeschichte

bildeten einen bunten Ringelreihen um mich, dem ich mich aber bald entzog, um in Oberstraf bei ein paar Nihilisten und Nihilistinnen Russisch zu treiben und in vergnüglichen Gartenetablissements des Lebens hochgeschürzte Seite kennen zu lernen.

Da erhielt ich eines Tages folgenden Brief von Leberecht:

Lieber Freund!

Heute habe ich durch Zufall deine Züricher Adresse erfahren und gehört, daß Du in der freien Schweiz ein freies, fröhliches Leben führst. Vielleicht interessiert es Dich, auch etwas von mir zu erfahren.

Mein Leben ist nicht so frei und fröhlich, wie das Deine, aber Student habe ich doch wenigstens werden dürfen. Und so habe ich schließlich doch auch Ursache, Gott zu danken. Deun beinahe wäre es anders gekommen.

Als ich nach dem Examen nach Hause kam, wurde ich nicht so empfangen, wie es Dir und den anderen wahrscheinlich im Elternhause geschehen ist.

„Was soll nun bloß werden?“ das war das A und O in den Reden meiner Eltern. Meine Mutter hat geweint, und der Vater hat geflucht und ausgespuckt. Ich habe vergeblich versucht, ihnen klar zu

machen, wohin mein Sehnen stand. Sie können es ja auch nicht verstehen.

Es wurde mir bald klar, daß sie nur immer das Eine gehofft hatten, in mir einmal einen Pastor zu sehen, wenn der Herr Graf so gnädig wäre, das zu erlauben, und alles andere schien ihnen ohne weiteres unverschämte Phantasterei. Auch der gute Pastor Ruhn hatte nichts anderes im Auge, und er hielt es für selbstverständlich, daß ich den Grafen um nichts anderes bitten dürfte, als um die Unterstützung zum theologischen Studium.

Es half nichts, daß ich ihm erklärte, keine Neigung zu diesem Berufe zu haben, ja, daß ich der Kirche eigentlich kalt gegenüber stünde. In seiner milden Weise erwiderte er mir darauf, daß der Zweifel, von dem ich aber gar nicht gesprochen hatte, denn ich stehe ja eben der Theologie wie allem übrigen einfach gleichgiltig gegenüber, die stärkste Brücke zum Glauben sei bei rechten Gotteskämpfern, deren jeder durch die Überwindung dieser schlimmsten Schwachheit des Geistes nur an Kräften gewinne zur endlichen Erstreitung der göttlichen Wahrheit.

Trotzdem habe ich es versucht, vom Grafen die Erfüllung meines sehnlichsten Herzenswunsches zu erbitten, nein, zu erstreben. Ich habe ihm einen vierzig Seiten langen

Brief geschrieben und alles auseinander-gesetzt und dargelegt, was mich erfüllte. Mein Brief kam mit folgender Randnote wieder an mich: Brevi manu mit dem Bemerkten zurück, daß Brieffschreiber Theologie zu studieren hat, wenn ich ihn unterstützen soll.

Gleichzeitig hat er dem Pastor geschrieben, daß er aus meinem Briefe mit Bedauern den Geist moderner Begehrlichkeit und Überhobenheit gespürt habe, daß er aber trotzdem, da er nun einmal „leider“ seine Hand dazu geboten habe, mich aus den Gleisen meiner eigentlichen Bestimmung ausspringen zu lassen, bereit sei, mich auf die Dauer von sechs Semestern, nicht länger, zu unterstützen, vorausgesetzt, daß ich in Breslau dem Studium der Theologie obliegen werde.

Du kannst dir denken, wie mich das niedergeschlagen hat. Ich wollte mich anfangs direkt auflehnen und legte mir allerhand Möglichkeiten zurecht, wie ich vielleicht doch mit Hilfe von Stipendien und Privatstundenhonoraren meinen Lebenswunsch durchsetzen könnte, aber da stieß ich nun natürlich wieder auf das Weinen meiner Mutter und das Fluchen meines Vaters, und selbst der alte gute Pastor Ruhn wollte mir das Haus verbieten.

Da hab ich denn einen Strich quer durch

alle meine Wünsche gemacht und habe einen — Dankbrief an den Grafen geschrieben.

Ich bin nun einmal „der aus seinem Gleise gesprungene“ Bauernjunge, der froh sein muß, kein Knecht werden zu müssen, und mir ziemt es, die Hände zu küssen, die mir ins Gesicht geschlagen haben.

Aber nein: es ist unrecht von mir, in diesem Tone zu reden, denn bei all dem Leide ist mir auch ein großes Glück widerfahren, ein Glück, ohne das ich freilich diesen Schlag wahrscheinlich überhaupt nicht verwunden hätte.

Denke dir, — aber ich bitte dich, sage Niemand etwas davon, — Pastor Kuhns Ida und ich haben uns heimlich verlobt. Ich kann dir nicht sagen, wie das gekommen ist, denn ich bin nicht imstande, mit Worten dieses Herrliche zu schildern, aber dies eine magst du wissen: mit diesem Troste in der Seele will ich und werde ich das Schwere eines aufgezwungenen Berufes mannhaft tragen und schließlich, wenn auch nicht im Ganzen meines Lebens, so doch in einem guten Teile glücklich werden.

Dein

alter Schulkamerad und Freund,
der, Gott sei's geklagt, Student
der Theologie

Leberecht Wacker.

So so, dachte ich mir, Theologe und verliebt dazu, — der arme Kerl! Im Übrigen verachtete ich ihn, daß er dem Grafen einen Dankbrief geschrieben hatte. Im ersten Semester ist man ein sehr entschiedener Herr.

Dann habe ich Leberecht eine ganze Weile aus den Augen verloren, denn ich mußte eine dunkelrote Mütze tragen und sehr häufig auf dem Mensurcruz stehen. Hatte auch viel mit mancherlei Mädchen zu thun, die mir interessanter waren als Leberecht.

So würde ich kaum in der Lage sein, über seine weitere Entwicklung zu berichten, wenn ich ihn nicht doch in bestimmten Zwischenräumen während der Ferien immer wieder gesehen hätte.

Das erste Mal traf ich ihn als einen stillen Menschen von allzu deutlich betonter Bescheidenheit an, der zwar, das merkte man gleich, in unbehaglichen Verhältnissen lebte, für den es aber eine seelische Zuflucht gab, die ihn immer wieder aufrichtete. Nicht zur Fröhlichkeit zwar, aber doch zu einer trostvollen Hoffnung.

— Na, hast du die Trennung von den braven Griechen und Römern glücklich verwunden? fragte ich ihn in meinem damaligen Fuchsentone, den ich sehr forsch fand, gleich beim ersten Wiedersehen.

— Ach, bitte, antwortete er, laß das. Ich denke nicht mehr daran, weil ich nicht mehr daran denken darf. Ich studiere Theologie und suche das Andere zu vergessen. Es geht schon. Übrigens ist das Hebräische wirklich sehr interessant.

— Na also! Die alten Juden waren auch nicht von Pappe, und ob man nun Zeus sagt oder Jahveh, es kommt immer auf dieselbe Couleur hinaus.

— Ich bitte dich, sprich nicht in diesem Tone. Da ich nun doch Theologe bin, darf ich so mich nicht unterhalten.

— Ach so, du bist auch gleich fromm geworden? Muß das denn sein? Aber bon, ich will deine Fakultätsbedenken respektieren. Reden wir also nicht vom Gotte der alten Juden! Wie geht's dir denn sonst?

— Wie soll mir's gehen? Ich duche mich und sage sehr oft: meinen herzlichsten Dank!

— Wieso?

— Mein Gott, ich lebe doch von anderer Leute Gnade.

— Ach so, der Graf . . .

— Nicht bloß der. Den sehe ich wenigstens nicht, und er hat sich ausdrücklich alle Dankesbezeugung von mir verbeten. Bloß immer zu Neujahr muß ich ihm schreiben. Das ist leicht. Aber sonst . . .

In seinen Augen war ein unangenehmes Irren, wie wenn er Jemand voll Haß suchte. So ein verbitterter Sklavenblick.

Ich drang in ihn, mir zu erzählen, worunter er denn so litte.

Und er erzählte mir. Es war keine Leidenschaft, kein Aufbäumen in Ton und Wort, aber eine tiefe Erbitterung in seiner Rede. Ich sah, dieser Mensch leidet stumm und denkt an Rache, ohne es klar zu wissen. Er läßt sich treten und wagt nicht einmal auszuweichen, aber er ist keiner von denen, die unempfindlich gegen Demütigungen sind. Nur fehlt es ihm an Temperament und Kraft, auszubrechen aus dem Käfig. Er fühlt seine Kraftlosigkeit und hat nur den einen Trost: später, später!

Es war die jämmerliche Tragödie des Freitischen. Mir erscheint es nicht zweifelhaft, daß das, was er so tragisch empfand, für andere nur komisch gewesen wäre, für andere, die ein bißchen Humor, starke Selbstzuversicht, eigene Freiheit und Frische in sich haben. Aber es war nun eben so, daß Leberecht diese Eigenschaften nicht besaß.

Er war schon damals halb aufgerieben, ein Entwurzelter. Dazu kam, daß er entschieden besonders Pech mit seinen Freitischen hatte.

Da war der erste, bei einem städtischen

Bureaubeamten. Dem hatte ein verstorbener Bruder, der Pastor gewesen war, sein Vermögen hinterlassen, doch mit der Bestimmung, daß er zweimal in der Woche einem Studenten der Theologie Freitisch gewähren solle. Er that es auch, aber mit Wut im Herzen gegen gegen den Freitischler, der, wie er meinte, langsam aber sicher „das lappige Vermächtnis auftraß.“ Er war ein sehr unangenehmer Herr, der gleich bei Annahme Leberechts erklärte, daß ihm diese Freitischgewährung kein hervorragendes Vergnügen bereitere. Er aß wohl auch sonst nicht lukullisch, denn er war geizig, aber an den Freitischtagen herrschte die äußerste Knappheit demonstrativ als Prinzip. Daher sahen auch die übrigen Familienglieder mit Ärger auf den „Suppenkandidaten“, den sie als Grund der besonderen Fasttage erkennen mußten. Kaum, daß ein Wort bei Tische gesprochen wurde. Selbst das Klappern der Löffel schien für Leberecht einen feindseligen Klang zu haben. War der Hausherr in besonders übler Laune, so ließ er es auch nicht an höhnischen Reden fehlen. „Sie stochern ja so am Fleische herum, Herr Kandidat! Es thut mir recht leid, daß ich Ihnen kein Filet vorsezen kann. Na, später werden Sie es ja nachholen. Die Herren Pastoren lassen sich nichts abgehen.“

Dagegen war Nummero Zwei ein früh-

licher Herr. Der war ein ebenso freisinniger wie witziger Kaufmann, der gerne sein Späßchen hatte und sich seinen theologischen Freitischler als eine Art Hofnarren hielt. „Liebet Eure Feinde!“ sagte er, „und darum füttere ich einen Kandidaten.“ Es gab gut bei ihm zu essen, aber Leberecht mußte sich viel gefallen lassen. Bald stellte Herr Meyer die ernsthafte Frage, ob das Kalb, dessen Nierenstück da in saurer Sahnesauce lag, auch eine unsterbliche Seele gehabt habe, und, wenn, ob diese besagte Seele nun auch im Himmel sei? Bald schärfte er seinen etwas stumpfen, aber recht scharfzahnigen Witz direkt an Äußerlichkeiten Leberechts und fragte, ob es für Theologen ein paragraphiertes Gesetzbuch gäbe, nach dem sie verpflichtet wären, ihren Konfirmationsrock bis zum Staatsexamen zu tragen. Bald forderte er Leberecht auf, eine kleine Predigt oder wenigstens eine Vorlesung über dogmatische Gegenstände zu halten. Und alles, was Leberecht sagte, war ihm eine Quelle erstaunlicher Heiterkeit. Im einfachsten Worte, in der knappestn Antwort fand er durch die infame Kunst des Witzboldes, alles zu verdrehen und zu verzerren, eine Albernheit oder Schiefheit. „Hört nur den Kandidaten! Hahahaha! Ja, so ein Theolog rechnet uns aus, wieviel Engel auf einer Nadelspitze

tanzten können. Das ist historisch! Nicht wahr, Herr Pastor? Sagen Sie mal: Wenn ein Engel Schnupfen hat, niest er dann?" Und mit ihm sah die ganze Familie Meyer in Leberecht eine komische Figur. Selbst die Kinder erlaubten sich ungezogene Scherze mit ihm, und der Alte wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn auf Leberechts Rücken ein Freidekreuz von der Hand des Jüngsten prangte.

Der dritte Freitisch dagegen war fromm. Es waren zwei alte unverehelichte Damen, die ihn hielten. Sie hatten jeden Tag einen andern Theologen bei sich zu Gaste, und die Technik ihrer unausstehlichen frommen Tadelssucht bestand darin, daß immer der Theologe von gestern dem Theologen von heute als Muster vorgeführt wurde. Raum war das Amen des Tischgebetes verflungen, so ging es los:

„Nein, Herr Wacker, wie gleichgültig beten Sie zu unserm Herrgott! Ein zukünftiger Pastor sollte wahrlich schönere Worte finden und nicht in diesem kalten Tone zum Geber aller Gaben reden, ohn den nichts ist, das ist, von dem wir Alles haben. Ach, wenn Sie einmal Herrn Stellmacher beten hörten! Herr Stellmacher, ach, der betet so innig, der hat so einen Tonfall des Herzens, und seine Augen, seine Augen,

die sind so . . . Ja, Herr Stellmacher könnten Sie sich zum Muster nehmen. Herr Stellmacher, das ist ein Theologe, wie er sein soll. Herr Stellmacher, das wird einmal ein Pastor! Schon in seinen Bewegungen zeigt Herr Stellmacher den Knecht Gottes, und es ist immer so erbaulich, wie er das Mahl mit schönen Sprüchen würzt und nicht bloß immer darauf bedacht ist, zu nehmen und zu essen. Nicht wahr, Amalie?" Und dann begann Amalie das Lob des Herrn Stellmacher auf dem dunklen Hintergrunde der Leberechtischen Gebrechen hell und herrlich aufzutuschen in eitel Glorie und Glanz. Leberecht ging nie anders von diesem frommen Tische, als zerknirscht und tief bedrückt von einem Gefühle grenzenloser Unzulänglichkeit.

Selbst beim vierten Freitisch, im Hause eines reichen Rentiers, der ihn aus guterherziger Laune hielt, litt Leberecht. Dort hielt man ihm nichts vor, verspottete ihn nicht, behandelte ihn nicht feindselig. Alle, der behäbige Hausherr, die stattliche Hausfrau, die beiden hübschen Töchter, und der Sohn, ein flotter Jurist im dritten Semester, kamen ihm freundlich und heiter entgegen. Die Speisen waren zahlreich und gut, es gab Wein bei Tische, nach dem Essen musfizierten die Mädchen, und die drei Männer

safen rauchend beim Kaffee. Es wurde viel gelacht und geneckt, vom Theater, Konzerten, Bällen geplaudert, Toilettefragen behandelt, Pläne zu Sommerreisen entworfen. Ein junger Mann, der, aus ähnlichen Verhältnissen stammend, hier zu Gaste gewesen wäre, hätte sich sehr wohl fühlen müssen. Aber Leberecht fühlte nur, wie fremd er diesem Allen war, eine wie schlechte Figur er in dieser Umgebung machte. Man ließ ihm gewiß nichts merken, aber er wurde das Gefühl nicht los, daß hier an ihm Barmherzigkeit geübt wurde, ohne daß man sich im Übrigen um sein Wesen eigentlich kümmerte. Man war sehr nett zu ihm, aber es schien ihm, mit großem Unrecht wahrscheinlich, als wollte sich hier der Reichtum vor der Armut produzieren. Er hatte die Empfindung, als seien diese reichen Leute raffiniert grausam ihm gegenüber. Ihre Heiterkeit, ihr schönes Wesen, ihre guten Formen, sogar ihre Lebenswürdigkeit schmerzten ihn, denn alles dies besaß er nicht, und er fühlte wohl, daß er es nie besitzen würde. Und bald erschien ihm ihre Heiterkeit als Frivolität und alles übrige als Außerlichkeit ohne Gehalt und inneren Wert, das ganze Verhältnis aber zwischen ihm und ihnen als Ungerechtigkeit. Er litt in diesem Hause mehr, als in allen übrigen.

Am liebsten war ihm noch der fünfte

Freitisch, wo er für die einmalige AbSpeisung in der Woche unverhältnismäßig viel zu leisten hatte, da man als Entgelt von ihm täglich eine Nachhilfestunde für den Sohn des Hauses verlangte, einen in seiner Klasse zurückgebliebenen Tertianer.

Das war die Erzählung Leberechts in den ersten Universitätsferien. Als er damit zu Ende war, gab er mir die Hand und sagte:

— Trotz alledem will ich aber nicht klagen, denn du weißt ja, was ich dir damals geschrieben habe: Ich bin verlobt. Du kennst ja Kuhns Ida. Wenn ich an sie denke, dann vergesse ich das alles. Wir lieben uns treu, und wenn sie einmal meine Frau wird, dann ist alles gut. Ach, du glaubst nicht, wie mich dieser Gedanke mit Hoffnung und Glück erfüllt. Sage aber noch zu Niemand etwas, gieb mir deine Hand darauf! Vielleicht schon in einem Jahre kann ich dich von dem Versprechen entbinden.

Er war ein ganz anderer Mensch, wie er das sagte, und ich fand, daß so eine Art von Verliebtheit, die ich eigentlich als Philistrität zu verwerfen verpflichtet gewesen wäre, doch etwas hatte, das meinen vielfältigen Verhältnissen nicht eigen war. Ich wünschte ihm aufrichtig alles Glück und nahm mir vor, es nächstens auch einmal auf

diese Manier à la Ida zu versuchen. Es ist mir erst geraume Zeit später geglückt.

Einstweilen fuhr ich nach Leipzig zurück, trug meine dunkelrote Mütze weiter und vergaß Leberecht wieder, bis ich ihn nach einem Jahre aufs Neue in den Ferien traf.

Wie war der Mensch verändert! Er sah mich feindselig an, schon wie er mich begrüßte, und wollte einfach vorüber gehen. Mir fiel besonders auf, daß sein Gesicht fast lippenlos erschien. Es war etwas Verkümmertes an ihm, und selbst seine Augen schien er nicht ganz zu öffnen. Ich dachte anfangs, es sei das nur so der theologische Duktus, und ich genierte mich auch nicht, ihm meine physiognomische Meinung zu unterbreiten.

— Aber Leberecht! So jung und schon so sauer! Es scheint, du hast deinen Frieden mit der Gottesgelehrsamkeit gemacht. Geh, zieh deine Falten auf! Du hast ja Ferien.

— Wenn ich Dir nicht gefalle, warum redest du mich an? Wenn du die Theologen verachtest, warum läßt du mich nicht vorübergehen? Ich will nichts von dir.

— Beim Zeus von Offenbach, — was redest du denn jetzt für einen Stil? Mensch, bedenke, daß ich seit drei Wochen C. B. bin. Aber im Ernste: was fehlt dir denn?

— Mir fehlt nichts.

— Dann mach ein andres Gesicht!

— Was hast du mit meinem Gesicht!
Ich habe keine Ursache, zu lachen.

— Aber du kannst doch wenigstens wie ein Mensch aussehen. Nimm dir ein Beispiel am alten Kuhn! Wie Butter in der Sonne zerfließt, geht sein Pastorenantlitz auseinander vor heiterer Laune.

In dem Augenblicke, wie ich das sagte, fiel mir plötzlich etwas ein, an das ich gar nicht mehr gedacht hatte, und ich wußte auf einmal, warum Leberecht diese steilen Falten im Gesichte hatte: Kuhns Ida hatte sich ja vor einem halben Jahre mit einem kleinen Gutsbesitzer in der Nachbarschaft verlobt . . .

Ich mußte Leberecht ansehen, wie ich meine Entdeckung gemacht hatte. Er stand steif da und sah unter sich. Ich gab ihm die Hand und sagte:

— Ach Unsinn! Deshalb! Du! Deshalb muß man doch nicht gleich leichenbittern! Das wäre noch schöner! Froh mußt du sein! Froh! Hat sie Dich so schnell aufgeben können, so wäre das auch keine richtige Ehe geworden. Danke deinem Gott!

Aber Leberecht schüttelte den Kopf. Dann sagte er, immer, ohne mich anzusehen:

— Dein Trost trifft nicht. Es ist nicht so. Es ist nur wieder das, daß mir Alles genommen werden soll, das zu mir steht

und stimmt. Ich soll nichts haben, was mir lieb ist, auch dann nicht, wenn es ein Mensch ist, der mich liebt. Erst das Studium. Das hab ich überwunden. Aber nun das Mädchen. Darüber komme ich nicht weg. Wie ein Verrückter studiere ich und suche Trost, aber es ist blos Betäubung. Ich kann, nein, ich kann nicht glauben, daß es für mich auch die Liebe nicht geben soll. Ich muß doch auch

Wir schien es, als könne er vor innerer Erregung nicht weiter reden, und ich wußte vor diesem Schmerz kein Wort zu finden.

Plötzlich nahm er meine Hand und drückte sie:

— Dein lächelnder Pastor hat sie von mir weggerissen! Aus gemeinen Materialismus! Weil dieser Herr Fricke Geld hat und ich keins! Nein! Das ist nicht christlich! Das ist nicht evangelische Liebe!

— Ja aber ich bitte dich, weißt du denn Hast du denn mit ihm gesprochen?

— Ich? Nein.

— Aber das hättest du doch thun müssen!

— Sie hat mich gebeten, es nicht zu thun.

— Trotzdem hättest du es thun müssen.

— Ich bin wie zerschmettert gewesen.

Ich . . . ich mußte . . . Siehst du: ich bin so . . . unkräftig . . . Ich fühle: was über mich kommt, ist immer stärker als ich, und ich muß erst warten, bis ich Kraft gewinne, nicht aus mir, sondern aus Gott, aus Gott, um den ich ringe; aus Gott muß ich Kraft gewinnen, aus ihm, dem ich nun danke, daß er Alles so gefügt hat, daß er mich zu sich gezwungen hat in leidvollen Fügungen.

Was war denn über diesen Menschen gekommen? Er leuchte ja und war wie befeffen!

Ich erschrak. Er fuhr fort:

— Laß fahren dahin! Sie liebt mich und muß leiden, denn sie hat dem zu folgen, der ihr Herr sein soll nach Gottes Rat und Schluß. Und ich . . . ich . . . ich darf sie nicht mehr lieben . . . Nein! Ich habe zu lernen, ich habe zu ringen . . . Ich bin noch schwach. Aber der, um den ich ringe, wird mir im Kampfe mit ihm Kraft geben . . . Ich werde stark sein und ihn haben als mein Gut und meine Kraft. Mein Gut und meine Kraft. Für mich giebt es nur ihn. Er sei darum gepriesen!

Ich konnte nur den Kopf schütteln und mußte ihn gehen lassen, der sich einfach umwandte und mich stehen ließ.

Schon damals sagte ich mir: So wird man also einer von den Strengen. Aber

ich fühlte doch auch, daß das für's Erste nur Exaltation war. Hatte er nicht mit auflehrenden Worten begonnen? Hatte er nicht selber von Betäubung gesprochen? Gewiß, so war es: Er exaltirte sich in eine wütende Theologie, um sich zu betäuben. Wenn ihm endlich das Leben einmal lächelte, vielleicht, daß er doch noch zu einem besseren Frieden käme, als diesem Gottesfrieden voll Erbitterung.

Aber das Leben hat es auch weiterhin übel gemeint mit Leberecht Wacker.

Als ich ihn nach wiederum einem Jahre in den Ferien sah, da war er mit seinen sechs Semestern fertig und bereitete sich auf das Examen vor. Jetzt hatte er etwas, ich kann es nicht anders nennen: Hochmütiges, aber es war nicht die Hochmütigkeit dessen, der Lust an seinem stolzen Ich hat, sondern jener verzweifelte und fatale Hochmut, den man allzubald als Zuflucht eines oft Gedeemühtigen erkennt, der nun mit einem kümmerlichen Wischen von Errungenschaft schaltet, als hätte er Schätze in sich. Seine Errungenschaft war die Anschauung von der Welt als von etwas unendlich Schlechtem und dann die bornirte Anmaßung des vom Leben Mißhandelten, als sei er allein schon durch seine Demütigungen emporgehoben über Alle, denen es besser ergangen

war. Diese verkehrteste Wendung des christlichen Gefühles war bei ihm bereits schroff und fest Gefühlsrichtung geworden. Er war sich dessen sicherlich nicht bewußt, aber er stand schon im Beginne der Zeit seiner Rache.

Diesmal kamen wir nicht so gut auseinander. Anfangs wollte ich seinen Kanzelton mit Humor parieren, aber wie er anfing, impertinent zu predigen, da wurde ich grob:

— Nein, mein Teurer, das kannst du mal deinen Bauern erzählen, und ich hoffe sehr, daß sie es vorziehen werden, Schafskopf zu spielen, als sich von dir die Welt vereteln zu lassen. Woher nimmst du das Recht, deine Erfahrungen zum Maßstab der Welt zu machen? Was, weil du nicht die Aurasche und Schneid gehabt hast, zuzugreifen, wo ein guter Griff gute Beute an Lebensgefühl und Menschenglück bringt, darum sollen die andern mit dir zusammen sauer sehen? Denkst du denn, du kennst das Leben, weil du kein Talent dafür hast? Köstlich! Der Blinde, der die Welt schwarz heißt! Hätte Dir dein Herrgott einmal ein hübsches Mädchel in den Weg laufen lassen, vielleicht sprächst du dann anders.

— So! Also darauf kommt's an!? Und wenn ich Dir nun sage, daß Gott mir in

der That auch diese Erfahrung geschenkt hat? Wenn ich dir nun sage, daß eben dies seine beste, die große Gnade war, der ich es verdanke, daß ich nun der geworden bin, der ich bin? Ah, wie ich dich an diesem Trumpf erkenne! Pfui, sag ich! Pfui! Wisse: Eben das, was dich und deinesgleichen zum Heiden, zum Götzendiener der Lust macht, hat mich zum erkennenden Knecht der Wahrheit werden lassen. Wenn ich noch hoffen dürfte, dich befehren zu können, würde ich dir dieses lehrreiche Erlebnis, das mich hart an den Rand der Sünde gebracht hat, erzählen. So aber, da ich weiß, daß es Dir nur Anlaß zum Spotte geben würde, muß ich darauf verzichten und mich damit begnügen, Gott zu danken, daß er wenigstens mich an diesem Abgrund vorbeigeleitet hat.

Er ging steif und zufrieden von dannen. Mir aber saß der Floh im Ohr, daß ich gerne erfahren hätte, wie es in der Nähe des Abgrundes ausgesehen haben möchte, in den Leberecht, Gott sei gedankt, nicht gefallen war.

Der Zufall war mir günstig, denn ein Corpsbruder von mir, der im nächsten Semester von Breslau nach Leipzig zurückkehrte, konnte mir die Geschichte authentisch genug erzählen, da er der Nachfolger Leberechts in der Gunst jenes Mädchens war,

daß diesem, wie er meinte, Gott als letzten Wegweiser zum Lande der wahren Erkenntnis von der Schauerhaftigkeit der Welt in den Weg gestellt hatte.

Indessen: ich will wirklich nicht spotten. Es ist zwar manchmal schwer, sich nicht auf die Bank der Spötter zu setzen, aber in dieser Hinsicht soll man sich überwinden.

Die Geschichte ist kurz genug erzählt und hat keinerlei besonders interessante Momente. Und doch ist sie es zweifellos gewesen, die Leberecht den letzten Stoß gegeben hat.

Das Mädchen hat sie meinem Corpsbruder selbst erzählt und mit einer Reihe feierlicher Briefe Leberechts belegt.

Es war eines von den vielen leichtsinnigen, schnell verliebten Dingen, wie sie in jeder Universitätsstadt zahlreich genug vorkommen, um der flatterhaften Erotik der akademischen Bürger ausgiebig Gelegenheit zur Bethätigung zu geben. Ein Nähmädchen, zwanzig Jahre alt, blond, nett, sitzsam im Auftreten, aber unverbindlichen Verhältnissen nicht abgeneigt. Die nun hatte Leberechts Wohlgefallen so sehr erregt, daß er offenbar gemeint hatte, in ihr Ersatz für Kuhns Ida zu finden, seine künftige Frau Pastorin. Das hatte sie bald bemerkt, und da sie, wie nun das genäsichige Wesen der kleinen

Mädchen manchmal auf sonderbare Geschmackswünsche verfällt, es gerne auch einmal mit einem Theologen versuchen wollte, als welchen sie Leberecht natürlich gleich erkannte, so war, viel mehr durch ihr als sein Bemühen, bald eine Annäherung geschehen.

Es braucht nicht geschildert zu werden, wie sich Leberecht im Anfang benahm. Da war er ganz der immer ernste, immer zärtliche, immer schüchterne Liebhaber gewesen. Hatte nichts gewollt, nichts versucht, nicht einmal einen Anlauf zum Duzen. Aber sehr bald schon hatte er in verschleierter Ferne ein kleines Pfarrhaus leuchten lassen und war immer sehr innig geworden bei leisen Andeutungen der Zukunft.

Isibeth, so hieß die Kleine, war erst verblüfft gewesen über diese Zurückhaltung und die Solidität in der Anlage dieses absonderlichen Verhältnisses, aber sie hatte sich dann gesagt: das ist eben das Theologische. Und schließlich hatte sie die Perspektive ins Pfarrhaus recht nett gefunden. So waren sie sich näher gekommen, und weil sie sich immer versprach und du sagte, hatte er das schließlich auch acceptiert.

Aber nun, wie sie ihre Gewalt über ihn immer wachsen fühlte, hat sie beginnen wollen, ihn ein bißchen nach sich zu modeln.

Mit seinem Anzug hat sie angefangen und hat es auch wirklich dahin gebracht, daß er seinen Sonntagsrock zuweilen in der Woche anzog. Die Krawatten dazu hat sie ihm geschenkt, aber sie mußten schwarz sein. Andre wollte er durchaus nicht. Dann hat sie ihn das Klüffen gelehrt. Das war schwer, aber schließlich hat er's ganz gut gekonnt. Nun aber wollte sie weiter gehen. Ob er denn auch tanzen könnte? Da ist er schon sehr streng geworden. Aber in ein Theater könnte er sie doch mal führen? Nicht um die Welt! Ob sie denn sein zukünftiges Amt vergäße?

Da hat sie sich denn gedacht: was kann da sein, und sie hat versucht, mit einem großen Hauptschlage eine durchgreifende Reform seines Wesens zu begründen. Und nun begannen, ins Lutherisch-Leberechtische übersezt, die Versuchungen des heiligen Antonius.

Ich habe die Briefe Leberechts gelesen, die dieser schwierigen Epoche angehörten, und ich muß sagen: er hat mir rechtsschaffen leid gethan. Diese Leute haben den Teufel zwar nicht im Leibe, aber in der Seele, und das ist sicher das Schlimmere. Wie hat der arme Kerl sich abgeraut mit dem, was er die böse Lust nannte. Zwar hat er dem Teufel kein Tintenfaß an den Kopf

geworfen, aber ausgeschrieben hat er mehr als ein Tintenfaß, um ihn zu bannen. Armer Teufel! Ich meine Leberechten.

Der Schluß war mein Corpsbruder. Er kam gerade in dem kritischen Augenblicke, als Lisbeth genug Briefe hatte und einsah, es werd: ihr nie gelingen, diese Korrespondenz zu parieren. Sie griff mit beiden Händen nach dem flotten Mann mit den lachenden Augen und konnte es sich leider nicht versagen, an Leberecht einen recht wenig netten Brief zu schreiben.

Ein anderer wäre vor das Mädchel hingetreten und hätte ihr in angemessenen Tone die Leviten gelesen, — Leberecht that wie immer: er verkroch sich in sich selber und bebrütete sein Mißgeschick. Als er damit fertig war, war auch sein tristes Wesen von Strenge und Säure fertig. Es fehlte bloß noch das Examen, die Anstellung und Pauline. Die haben dann den Essig zur ganzen Schärfe gebracht, und ich fürchte sehr, es ist einer von den schlechten Essigen, die nie milde werden.

Das ist nun so: Aus den einen Trauben kocht die Sonne Malvasier und aus den anderen quetscht die harte Kelter einen Saft, der kaum gut genug ist, Salat damit anzumachen. Das ist der Wehe-Wein.

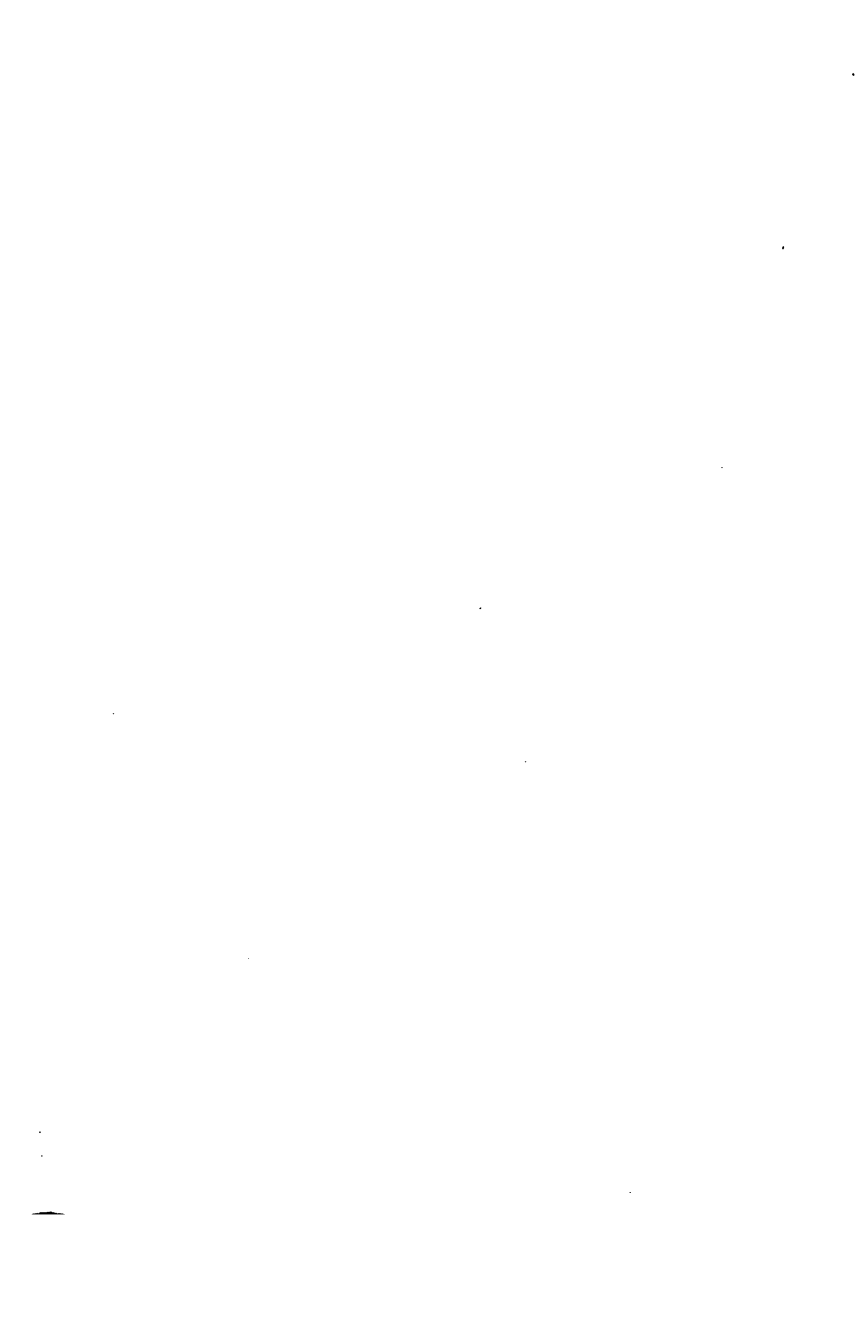
Selig sind, die ihn nicht trinken müssen.





Zwei Äpfel







Dicht unter dem senkrecht aufsteigenden Ansaße des schönen Mendelzuges, der den großen Wein- und Obstgarten des Über-Ettsch wie eine Miesenmauer gegen Westen abgrenzt, liegt glücklich abgeschieden von allen Touristenstraßen das kleine Dorf Perdonig. Es ist so wenig auf Fremdenbesuch eingerichtet, daß man in seinem Gasthose nicht einmal immer Brot erhalten kann, und der Expositurprieester, der dort oben in der Kirche selber wohnt, denn Kirche und Pfarrhaus stehen unter einem Dache, ist ein lebendiger Beweis dafür, daß es auch andere Kleriker giebt, als die auf Eduard Grügners grinsenden Gemälden pfarrherrlicher Wohlbeleibtheit und Wohllebigkeit.

Und gerade darum, weil dieses Dorf und seine Umgebung so sehr von den üppigen Reizen der Eppaner Landschaft abstecken, führe ich meine Freunde, wenn sie mich besuchen, gerne dort hinauf. Nach den un-absehbaren Weinleiten des ältesten Landes

deutscher Rebkultur sieht man mit Vergnügen auch wieder einmal Äcker und Wiesen. Aber es kommt noch etwas hinzu. Steigt man nämlich zu den Ruinen der alten romanischen Kirche Perdonigs empor, so gewinnt man von einem Vorsprung des Berges aus einen ganz einzigartigen Blick: Meran und Bozen, die man sonst nur von viel größeren Höhen gleichzeitig sehen kann, liegen als Endpunkte eines lang hingebreiteten wunderbar schönen Landschaftsbildes vor Einem. Es ist ein Bild, das im ästhetischen Sinne gleichzeitig groß und intim ist; ich wünschte wohl, daß ich imstande wäre, es zu malen. Mit Worten kommt man da nicht aus.

Noch immer, wenn ich Jemand da hinaufführte, lohnte mich ein Ausruf des Entzückens, und, wie das schon so ist: dieser Ausdruck thut mir immer so wohl, als wenn ich ein Verdienst an der Schönheit dieses Bildes hätte; den ganzen Weg über freue ich mich schon auf den Augenblick, da ich ihn einheimen werde.

Da war ich nun kürzlich recht ernüchtert, als mein Freund Franz, dem ich als Privatdozenten der Kunstgeschichte eigentlich eine besonders lebhaft ergriffenheit zugetraut hatte, erst gar nichts sagte und dann, während er seine Blicke immer links in Meran ließ, die merkwürdige Frage that:

— Sag mal, hast du Calville-Äpfel in deinem Garten?

— Nein, aber meine Tante hat einen Gummibaum in ihrer guten Stube, antwortete ich etwas ärgerlich.

Da lachte er:

— Ach so, du wunderst dich natürlich, wie ich hier auf so eine Frage komme. Sie ist mir auch wahrhaftig nur so herausgefahren. Du mußt nämlich wissen: Ich brauche Meran gar nicht, wie hier in dieser herrlichen Landschaft (na endlich! dacht ich mir) zu sehen, ich brauche nur das Wort Meran zu lesen, ja manchmal genügt schon ein großes M, und ich sehe zwei Calville-Äpfel vor mir, zwei große gelbe Calville-Äpfel mit diesen schönen scharfen Einkerbungen, die diesem Apfel so etwas Vornehmes, Extraes geben.

— Sonderbar! Höchst sonderbar! Du mußt in Meran zwei solcher Äpfel von ganz besonderer Güte erlebt haben, und zwar nicht bloß als Äpfel an sich, sondern in einer verteufelt innigen Beziehung zu irgend etwas anderem, das auch nicht ohne war. Ich ahne ein Erotikon.

— Du bist ein gewaltiger Ahner und Zeichendeuter, und du hast recht. Ja, — die beiden Äpfel . . .

— Also: genier dich nicht und erzähle!

— Ja du lieber Gott, da ist eigentlich

nicht viel zu erzählen. Du mußt nicht denken, daß ein Roman für dich abfällt.

— Ich bin schon mit einer Novelle zufrieden.

— Es ist auch keine Novelle . . . d. h. ich weiß nicht recht, was man heute eine Novelle nennt.

— Ich auch nicht, und übrigens bleibt sich das ganz egal. „Nenn's Gott, nenn's Liebe!“ — wenn's nur gut ist.

— Gut war's. Wenigstens für mich. Ich werd es nie vergessen. Es war ein richtiges Geschenk, und heute noch staune ich, wie Einem manchmal die Gnade in den Schooß fällt, und man hat sie genossen und ging weiter, als wär es gar nichts gewesen. So passieren Einem die schönsten Sachen in der Zeit, wo man am dümmsten ist, nämlich in der Jugend.

— Hopla! Es giebt nichts Gescheidteres als die Dummheit in der Jugend. Die Weisheit, die Alles auskostet und mit steifen Beinen sitzen bleibt und wartet, ob nicht noch ein Tröpfchen fließen will, diese Weisheit, mein Sohn, kommt schließlich in die Hefe. Übrigens braucht das nicht auf deine Geschichte zu passen. Und nun erzähle, sonst komme ich auf den Geschmack und gebe Maximen und Reflexionen von mir wie Marc Aurel. Diese Landschaft ist gefährlich.

Mein Freund, der wie ich auf der übermoosten Felsplatte saß, lehnte seinen Rücken an die graue Steinbuche und sah mit einem schier andächtigen Blicke auf Meran hin, das ganz märchenhaft wie in lauter Golde schwamm. Denn während bei uns oben, die wir im Schatten der Mendel lagen, schon Dämmerung war, verebbte unten noch der Tag.

Dann erzählte er:

Du erinnerst dich, daß ich gleich nach unserm Abitariantenexamen von den Ärzten nach dem Süden geschickt wurde, weil meine Lunge angegriffen war. Mein Vormund konnte mich mit reichlichen Mitteln ausstatten, und ich junger Bursche reiste als völlig freier Herr durch die schönen Lande.

Aber Gott weiß, ich reiste nicht vergnügt. Ich war ja nicht akut krank, und die Ärzte hatten mir ja auch gesagt, daß direkt nichts zu befürchten sei, aber schon die ernste Mahnung, daß ich unablässig auf mich zu achten hätte, um auch nicht durch das geringste Versehen eine Verschlimmerung meines Zustandes herbeizuführen, genügte, mir das Gefühl beizubringen, ich sei eigentlich nur noch zum Abschiednehmen da.

Heute weiß ich, daß ich damals in viel höherem Grade Hypochonder gewesen bin,

als lungenkrank, aber schließlich ist die Einbildung, ein Todeskandidat zu sein, auf das Gefühlleben eines Menschen von nicht geringerem Einflusse, als ein wirklich ernsthaft krankes Organ. Und dann war ich ja wirklich schon einmal nahe genug am exitus lethalis gewesen, so daß ich mir schon mit einigem Rechte die Melancholie des hippokratischen Gesichtes leisten konnte.

Mein Zustand war hauptsächlich apathischer Natur, eine nicht so sehr körperliche als geistige Müdigkeit. Ich träumte so herum und gefiel mir im Grunde gar wohl als Einer, der philosophisch abgeschlossen hat und die Abendröthe genießt, wie Goetz von Berlichingen im letzten Akte. Zuweilen ergriff mich freilich der Gedanke, daß diese Philosophie eigentlich am Ende eines arbeitsamen Lebens angemessener wäre, aber ich fand dann eben darin wieder das nicht unangenehme Gefühl, das Opfer einer tragischen Bestimmung zu sein.

Nur ganz selten trat der heiße Wunsch, zu lieben, zu genießen an mich heran. Dann hätte ich mich am liebsten in Ausschweifungen aller Art gestürzt und ein bißchen galopp gelebt, aber mein innerer Lebensinstinkt war gut beraten: über den gereizten Wunsch, das wütende Wollen kam ich nicht hinaus. Die Wollust der träumerisch

drapierten Entfagung, die mir so leicht fiel, war mir angenehmer.

In diesem Zustande verließ ich Venedig, um nach Meran zu gehen.

Venedig war recht ein Ort für mein versonnenes Schwebelieben gewesen. Dort, wo Alles so schön in sich zusammensinkt, wo das Leben in schönen Formen dämmerig vergeleitet, wo die schwarzen Gondeln auch einen ganz Gesunden in laffe Träume einwiegen können, da hatte ich mir recht eine Güte gethan an wohligh müden Stimmungen. Es war ein Sybaritismus in hingeegeben matten Geföhlen gewesen, geradezu ein Berschwimmen in seelischen Nebeln, — weiter konnte es nun nicht gut gehen, und wäre es weiter gegangen, so wäre es, glaube ich, das Ende gewesen. Ich hätte mich wohl nimmermehr in ein schaffendes, thätiges Leben hinübergesunden.

Meran wirkte danach auf mich wie ein unangenehmer Reiz. Ich war aufgebracht und ärgerte mich über Alles. Ein förmlicher Haß erfüllte mich, das ist mir besonders deutlich in der Erinnerung, gegen das rasch und springend fließende Wasser der Etich. Auch die scharfen Linien des schönen Gebirges, das weit herab schon Schnee zeigte, ärgerten mich. Alles Frische war mir zuwider. Dabei war es ein wunder-

bar schöner Herbst von einer stürmischen Farbenpracht. Aber eben dies war mir unangenehm. Grau und schwarz hätte alles sein sollen, höchstens noch dunkelbraun.

Du wirst dir das kaum vorstellen können, und mir selbst ist es in der Erinnerung manchmal unfaßbar, aber es war schon so. Ich muß mir heute wohl sagen: es war die Krisis. Es war eine empörte Flucht vor dem Leben, und, ganz sicher, damals war ich wirklich krank. Ich sah auch sehr schlecht aus, und das that mir wohl. Ich freute mich, wie blaß ich war, und ich bestrebte mich förmlich, mir Falten ins Gesicht zu ziehen.

Jedes Wort war mir zu viel; selbst zu der Kellnerin, die mich bediente, sagte ich, außer wenn ich etwas bestellte, nichts. Natürlich aß ich auch nicht an der gemeinsamen Tafel, sondern ließ mir, wenn die allgemeine Abspeisung vorüber war, eigens servieren. Daß ich insofgebessen nicht das Frischeste bekam, war mir gerade lieb. So konnte ich mich doppelt ärgern.

Eines Tages kam ich aber doch etwas zu früh zum Essen und fand die Table d'hôte-Gesellschaft noch beim Nachtsch. Ich sah unwirsch über die Tafel weg und bemerkte, daß sehr schöne große Äpfel gereicht wurden.

„Bringen Sie mir nachher Äpfel!“ befohl ich der Kellnerin, wie sie mir das Gedächtnis richtete.

Sie tischte mir einen Gang nach dem anderen auf; ich aß so gut wie nichts und wiederholte: „Solche Äpfel nachher!“

Die süße Speise kam, ich rührte sie nicht an. „Nehmen Sie die Torte weg!“ rief ich gereizt, „bringen Sie die Äpfel!“

Die Kellnerin ging. Die Abtragkellnerinnen räumten den Tisch ab; als letztes trugen sie die Obstschalen hinaus, auf denen noch einige Äpfel lagen. „Die Kellnerin soll nun endlich meine Äpfel bringen!“ rief ich ihnen erboßt nach.

Minuten vergingen. Ich saß allein. Niemand kam.

Ob die Kreatur mir wohl die Äpfel bringt? dachte ich voll Wut.

Niemand kam.

Ach, sie will wohl nicht! So eine Wirttschaft!

Ich schlug an mein Glas.

Es regte sich nichts.

Mich erfaßte, es klingt lächerlich, ein ohnmächtiger Zorn. Ich hätte ja hinausgehen und mich beschweren können. Nein, ich wollte warten. Ich wollte warten. Ich ich wollte ihr schon zeigen . . .

Eine halbe Stunde verging. Mein Zorn schlug in eine blöde Bekümmernis um. Mir war, als wäre ich von allen Menschen verlassen.

Zum Sterben betrübt stand ich auf und lief ziellos in den Anlagen herum. Ich fühlte doch, daß ich seelisch krank war, aber ich konnte mich nicht überwinden. Stundenlang stand ich an der Etzsch und sah voll banger Ingrimmes ins Wasser.

Es dunkelte schon, als ich ins Gasthaus zurückkam. Erst wollte ich ins Speisezimmer, aber ein unbegreifliches Schmerzgefühl hielt mich ab, hineinzugehen. Ich ging in mein Zimmer und legte mich mit dem Gefühl ins Bett: wenn ich nur weinen könnte!

So lag ich, ich weiß nicht wie lange, im Halbschlaf.

Da war es mir, als öffnete sich die Thüre. Ich richtete mich erschreckt auf, — richtig: die Thür war offen, und, träumte ich denn?, ein Teller mit zwei großen Äpfeln wurde hereingeschoben.

Ich bin verrückt geworden!, war mein erster Gedanke. Aber ich fühlte ja deutlich, daß mir kalter Schweiß die Backen herabrannte, und ich sprang aus dem Bette und griff nach den Äpfeln.

Das ist kein Traum, das ist keine Einbildung! schoß mir's durchs Gehirn, und

ich öffnete rasch die wiedergeschlossene Thüre und sprang hinaus.

Da sah ich am Ende des Ganges etwas Weißes. Es stand wie an die Mauer geheftet. Ich weiß nicht, wie mir da zu Mute ward, aber es war ein mir ganz unbekanntes Gefühl von Bestimmtheit. Ich lief auf das Weiße zu und starrte es an. Da legten sich zwei Arme um meinen Nacken, und ich fühlte eine heiße Wange an meinem Gesicht.

Mir war zum Zerspringen, und ich dachte wieder: das alles träumst du bloß. Nichtsdestoweniger aber griff ich um die weiße Gestalt herum und zog sie zu mir ins Zimmer.

Da erst kam ich zu mir, und, ja, das ist nun das Wunderfame, ich war nicht bloß ganz wach auf einmal, sondern begriff auch gleich mit einem Schlage alles.

Bitte, lächle nicht. Nein, so ist es nicht, wie du wohl denkst. Und, siehst du, daß ich nicht so dachte, sondern das Mädchen recht und rein erkannte in ihrem süßen, lieben Trieb, das find ich so über alle Begriffe schön und wunderbar.

Sie hat es mir ja auch in Worten gar nicht recht sagen können. In ihrem Stammeln und Hauchen war es nicht so sehr wie in ihren Blicken und diesem Streicheln mir über die Haare.

Es war die reinste Güte, die helfen wollte; es war dieser rührende Instinkt: ich liebe ihn, also muß ich ihm helfen können; es war, du darfst nicht lachen, Liebe des Weibes in ihrem urtiefsten Wesen.

Sie hatte mich lieb und litt mit mir; sie wurde von mir nicht einmal beachtet und war mir doch nicht gram deshalb; sie sann nur immer: wie kann ich ihm etwas zuliebe thun. Da zeigte ich zum ersten Male einen lebhaften Wunsch, indem ich nach den Äpfeln verlangte, und das war ihr wie ein Zeichen, dem eine Eingebung folgte.

Am Ende wirst du mir mit einem Kommentar nach modern pathologischem Geschmacke dienen wollen und an erotische Hysterie denken. Aber ich sage dir: nein, es war nichts als simple Natur, sancta simplicitas im schönsten Sinne. Ich begriff es heute vielleicht auch nicht, aber damals hab ich's unter Thränen verstanden, wie so ein armes liebes Kind keinen andern Weg wußte, als diesen einen: mir was ich wünschte, in die Hand zu legen, nicht als Dienerin, sondern als Weib.

Sie hatte sich eigentlich vorgesetzt, die Apfel mir aufs Bett zu legen, aber wie sie die Thür geöffnet hatte, war der Schreck über sie gekommen.

„Wenn nun die Thüre zugewesen wäre?“ fragte ich sie.

„I hätt klopfet“ war ihre Antwort.

Wie selig war sie, daß ich mich freute. Sie zitterte am ganzen Leibe und war nicht zu beruhigen, aber immer wiederholte sie: „I bin so froh!“

So saßen wir lange nebeneinander auf dem Rande des Bettes und fühlten unsre Körper aneinander. Sie hatte ihre beiden Arme immer noch um mich gelegt und hielt ihren Kopf an meinem. Flüsternd gingen die Worte den kurzen Weg von Mund zu Mund, und mir war, als wären wir zwei Kinder.

Ich küßte sie. Sie gab den Kuß leise zurück. Wir nannten uns du, als seien wir Gespielen seit langen Jahren und hätten uns immer gekannt.

Da machte sie sich mit einem Ruck von mir los und drang erschreckt in mich, daß ich ins Bett gehen sollte. „Oh, du verfühlst di ja! Schnell nei in die Decken! Schnell, schnell.“ Und sie war nicht eher ruhig, als bis ich warm zugedeckt in den Kissen lag.

Ich ließ alles mit mir geschehen wie ein Kind. Sie stand noch lange über mich gebeugt am Bette und flüsterte und erzählte und lachte leise dazu vor sich hin und war

in allem wie eine gute Schwester. Dann gab sie mir noch einen langen Kuß und ging.

„Bleib doch, bleib!“ rief ich ihr zu und wollte nach. „Itte! Itte!“ *) flüsterte sie bittend und verschwand durch die Thüre.

Ich schlief mit einem Gefühle nie gekannter Frohheit ein, und wie ich am nächsten Morgen erwachte, begrüßte ich zum ersten Male wieder die Sonne mit heiteren Augen.



Mein Freund schwieg und sah zu den schneeigen Zacken hinter Meran auf, die, allein noch von der Sonne beschienen, wie ein goldener Rand über dem dunklen Blau lagen, in das die ganze Landschaft jetzt getaucht war.

— Nun, und weiter? fragte ich.

— Es kamen noch viele schöne Tage, und ich wurde gesund.

• — Aber das Mädchen?

— Das Moidl **) und ich, wir hatten uns von Herzen lieb. Ich bin nie wieder einem Weibe begegnet wie ihr. Unverdorben und hingebend, heiter und voll Gefühl, stark und lieb war sie, wie keine von allen

*) Nicht, nicht!

**) Tirolerisch für Maria.

denen, die mir später über den Weg oder gar übers Herz gelaufen sind.

— Ja, aber Mensch, warum hast du sie dir denn nicht auf immer behalten? So was läßt man doch nicht stehen in dieser Welt, wo es an ganzen Frauen, weiß Gott, bedenklich mangelt!

Ich rief das ganz aufgeregt und sah meinen Freund grimmig an.

Der sah aber über meinen Blick weg zu den Höhen, die nun auch ohne Sonne waren, und sprach:

— Wenn ich doch älter gewesen wäre und ein fertiger Mann! Wenn ich doch gewußt hätte, was ich heute weiß! Wenn ich doch kein dummer Junge gewesen wäre! . . . Wir wollen gehen und nicht mehr davon reden!







Die falsche Kindbetterin







Die alten Herren sind auch einmal jung gewesen.

Manche verstellen sich zwar und thun so, als wären sie schon als Großväter auf die Welt gekommen, kühl und weise und gemessen, aber sie haben die schönen Geschichten, die das Gegentheil beweisen könnten, wahrscheinlich nur vergessen. Andere, die ein lustigeres Gedächtnis haben, machen keinen Fehl daraus, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ihnen die Müze im Nacken saß und das Herz gewaltig hinter allerlei Mädchen hereschlug. Mit solchen ist es lustig und lehrreich zu plaudern.

Ich kannte einen alten Herrn dieser fröhlich aufrichtigen Art, als ich in München mit den „Modernen“ zusammen feurige Reden wider die verächtliche Welt schwang, die Paul Heyse liest, und gleichzeitig für anderen Lesestoff sorgte, indem ich verwegene Gedichte

und Novellen von mir gab. Dieser alte Herr hielt zu uns Jungen, obgleich er ein königlich bayerischer Oberlandesgerichtsrat a. D. war. Er fand, wir seien gar nicht so schlimm, wie man uns nähme, und vielleicht nicht einmal so schlimm, wie wir uns gaben. Ja er meinte sogar, seine Generation sein ein gut Teil schlimmer gewesen, als wir, und er pflegte hinzuzufügen: Gott lob!

Er meinte nämlich, eine gewisse Portion Untugend sei direkt ein jugendliches Reservatrecht, und wie er, der im übrigen kein Partikularist war, es nicht wünschte, daß das bayerische Wesen allzuviel norddeutschen Drill annähme, so wollte er auch nicht, daß die Jugend gleich so vollkommen reputierlich wäre, wie das Alter.

— Jugend soll drauflos gehen und ihre Lust haben! war sein Wort, deshalb soll sie freilich nicht ausschweifen, denn das ist recht eigentlich wider den Geist einer gesunden Jugend. Übersäumen — ja! Aber nicht auslaufen! Eine Jugend, die der reifen Mannheit nichts übrig läßt, zeigt erkrankte Instinkte. Sie ist ein Strohsfeuer, das wer weiß wie wild ausfieht, und hinter dem doch nichts steckt, als frühe Dürre. Den Saft erhalten, junge Leute! Nicht so schnell Glazen kriegen! Lebfrisch bleiben und uns Alten ein fröhlicher Anblick! Dann

wird euch kein Verständiger sauer ansehen, wenn ihrs auch mal ein bißchen toll treibt!

Im alten Hofbräuhaus oben im „Offiziersverein“ haben wir manchmal zusammen-gesseffen, und ich habe ihm immer mit der gleichen Lust zugehört. Er konnte so nett erzählen, ein bißchen im altmodischen Stile, so eine Spur kalenderhaft-behaglich; mir gefiel das außerordentlich. Oft habe ich ihm gesagt: Aber das müssen Sie schreiben! Das ist ja eine Novelle! Genau so wie Sies erzählen, sollten Sies schreiben, nichts dazu und nichts davon, und es wäre köstlich!

Aber davon wollte er nichts wissen:

— Erzählen, — ja; schreiben, — nein. Nicht etwa, weil ich dächte, es lohnte sich nicht, oder es gehörte sich nicht für mich, sondern ganz einfach: Ich kanns nicht. Ich hab's nämlich früher schon ein paar mal versucht, aber erstens ist mirs sehr sauer geworden, und dann hat mirs schließlich nicht einmal gefallen, wie ichs gelesen habe. War alles so steifbeinig und mühsam, wie mit Reißzwecken aufgenagelt, kalt und kahl; mit einem Worte: man mußte merken, daß der Mann, der das geschrieben hatte, nicht vom Handwerk derer war, die mit Kunst erzählen. Ich weiß auch nicht, wie das kommt, aber es ist nun so: Sobald ich die Feder in die Hand nehme, krieg ich den Juristenstil und

verliere alle Laune. Und überdies: Ihr schreibt ja gerade genug; da soll unsereins nicht auch noch mitthun wollen.

Trotzdem glaube ich, daß er die Geschichte, die ich jetzt versuchen will, ihm nachzuerzählen, sehr viel besser geschrieben hätte, als ich es vermag, der ich die Zeit, in der sie spielt, nicht miterlebt habe. Ich will mir alle Mühe geben, wenigstens den Ton zu treffen, in dem er sie mir erzählt hat, und ich hoffe, daß er mir kein zu gestrenger Kritiker sein wird, wenn sie ihm oben in seinem „Juristenhimmel“ zu Gesichte kommen sollte, wohin er leider vor ein paar Jahren abgegangen ist.



Wir waren auf dem Wege zum Hofbräuhaus einem Herrn begegnet, an dem mir eine überaus starke Ähnlichkeit mit einem Altersgenossen und Freunde meines Begleiters aufgefallen war: mit dem alten knurrigen Professor Störzer. Dieser alte Herr, der nun auch tot ist, war der direkte Gegensatz zu dem Oberlandesgerichtsrat. Er mochte die Jugend gar nicht und am allerwenigsten uns, die er einen „geistlosen Aufguß des jungen Deutschland“ nannte und gerne mit dem zornigen Langzeiler, ich weiß nicht, welches römischen Poeten, regalierte, der, wenn ich ihn recht behalten habe, also lautet:

Proveniebant oratores novi stulti adolescentuli.

Er zeigte sich trotzdem manchmal an unserm Tisch, aber es gab dann immer Streit und Unerquicklichkeit. Denn zu allem übrigen kam auch noch, daß er, der alte Hagestolz, ein eingefressener Weiberfeind war, der es durchaus nicht verwinden konnte, wenn Einer von uns sich mannhaft als Gegner des Wortes bekannte: Das Weib ist bitter. Zumal für erotische Lyrik hatte er nur das eine Wort: Larifari! Und wir waren doch alle so ungemein erotische Lyriker.

Also diesem alten Weiberfeinde und Professor sah der Herr auffällig ähnlich, der uns begegnete, als wir zum Hofbräuhaus wandelten. Nur mochte er nicht wie dieser schon über die siebzig, sondern etwa fünfzig sein. Er grüßte meinen Begleiter, und ich fragte diesen deshalb: Ist das ein Verwandter vom Professor Störzer?

Der Oberlandesgerichtsrat lächelte sonderbar und sagte bloß: Oh ja, sehr.

— Wieso? fragte ich weiter.

— Das ist eine kleine Geschichte, die ich Ihnen gleich nachher erzählen will, wenn nicht etwa der Professor oben ist. Denn Sie wissen ja: Der liebt die erotischen Geschichten nicht.

Wir fanden unsern Tisch leer und blieben

den Abend über allein. Der Oberlandesgerichtsrat gab erst sein Urtheil über das Bier ab, dann fing er gleich zu erzählen an:

Sehen Sie, das ist auch so eine Geschichte, aus der Sie ersehen können, daß Sie die Liebe und den Leichtsinne nicht erfunden haben, und daß vor Ihnen auch schon Leute da waren, die an der Quelle lagen und tranken. Seien Sie also künftig nicht unbescheiden und thun Sie fürder in Ihren Novellen nicht so, als wären Sie die Entdecker des gelobten Landes.

Nun warten Sie mal; wie fang ich an, daß ich Ihre gute Meinung von meinem novellistischen Talente nicht lügen strafe! Ich kann schon gar nicht mehr gemüthlich erzählen, seitdem Sie mich zum Dichter gekrönt haben. Das ist wirklich unbequem; ich fange schon an, zu disponieren und zu komponieren. Alte Leute muß man nicht eitel machen. Das ist schonungslos.

Also lassen Sie mich denn dichten! Das heißt, nota bene, Sie dürfen Gift darauf nehmen: Das Leben hats vorgedichtet. So was fällt bloß dem Leben ein. Warten Sie, ja wann war es doch . . . richtig: 1847. Da kam er von der Schule in Bamberg und zog nach München, dort Philologie und Geschichte zu studieren. Er war ein ver-

teufelt hübscher Junge, und noch nicht neunzehn alt, hochaufgeschossen, sehnig, stramm, — heute würde man schneidig sagen. Aber doch sah er anders aus, als die, die heute schneidig aussehen wollen.

In parenthese: Wir sahen damals wirklich hübscher aus, als ihr heute. Wir hatten ein anderes Ideal von Männlichkeit. Wir wollten nicht wie Leutnants aussehen, sondern eher wie . . . aber das ist nicht leicht zu sagen . . . uns schwebte so was vor wie Freiheitsdichter, Volkstribun, — na kurzum irgend etwas Ideales, Deutsches, mit langen Haaren und schwärmerisch kühnen Augen.

Hans Störzer kam diesem Ideal sehr nahe, und noch heute denke ich mit Lust daran, wie schön er aussah mit seiner langen blonden Mähne à la Chamisso, die ihm bis über den hohen Rockragen wegfiel, seiner scharfen Nase, seinen großen, natürlich unbezwickerten Augen und dem feinen Mund mit dem bischen Schnurrbart darüber. So wie er aussah, hätten wir Alle aussehen mögen, schon der Mädchen halber, die ihm in einer Weise nachliefen, daß wir es schamlos finden mußten.

Wiederum in parenthese: Unsere münchener Mädchen von damals, wohlverstanden: die guten Bürgermädchen, waren, so will mirs scheinen, von einem verliebteren

Schlage, als die heutigen, ganz abgesehen davon, daß sie viel hübscher waren. Ich glaube: die Kasse war noch reiner, die Dingerchen waren bayerischer, runder, lustiger, und, wenn auch ein braves Teilchen Schwärmerei und Romantik in ihnen steckte, so war das doch keine Verstiegenheit ins Kalte und Nebulose, sondern vielmehr eine Promenade ins Schäferliche, wo das alte gefällige Lied durch die heimlichen Büsche klingt:

Was kann man denn dawider,
Wenn man nun einmal muß.

Wer die Welt bloß als moralische Anstalt betrachtet, wird dagegen seine Einwendungen haben, aber es giebt ja auch andere Standpunkte, und, was uns damals betraf, so standen wir auf denen und fühlten uns recht wohl dabei. Ich kann mich nicht erinnern, daß irgend Einer von uns jemals mit einem käuflichen Frauenzimmer zu thun gehabt hätte. Wir hätten das als Geschmacksverirrung, oder aber als Beweis dafür betrachtet, daß er nicht imstande war, mit honesten Mädchen umzugehn.

Hans Störzer aber war direkt ein Meister in dieser angenehmen Kunst, und er hatte es noch viel weniger als irgend ein anderer von uns nötig, die Liebe von ihrer unsaubersten Seite sehen zu müssen. Er war

in einer Weise Hahn im Korbe, daß wir uns nicht gewundert hätten, wenn die Rede gegangen wäre, daß sich Prinzessinnen um ihn zankten.

Er hatte aber auch wirklich alles, was den Mädchen damals gefiel. Nicht allein, daß er ein schöner, aufrechter Bursche war, dem man auf zehn Schritte unverdorbenene Lebenskraft ansah, er war auch bald bekannt und bewundert als ein Perl, der reiten, tanzen und fechten konnte, wie kaum ein anderer. Dies aber, ohne darum in den Ruf eines Krafthubers zu kommen; denn ebenso bekannt war es, daß ein Stück Poet in ihm steckte. Die Mädchen, die ihn auf dem Reitfelde, das nun zum Maximiliansplatz geworden ist, seinen Rappen tummeln sahen, wußten zugleich, daß er auch den Pegasus zu zügeln wußte, und seine Auslage auf dem Fechtboden war nicht eleganter, als die zierliche Form seiner Sonette und Terzinen.

Nur eines war bedenklich an ihm: er war in der Liebe nicht so beständig wie im Fechten und Reiten. Den schönen hohen Rappen Maxl hatte er semesterlang, aber bei einem Mädchen hielt ers nicht lange aus.

Das Mannerl ist nett,
Das sieht wohl ein Feder,
Aber die Babett,
Die ist auch nicht von Leder.

Richtig verliebt war er wohl eigentlich nie dabei; die Liebe war für ihn auch bloß so eine Art. Kraftübung, — ihr würdet heute Sport sagen. Daß er darin den höchsten Rekord hatte, that ihm wohl; daß ein paar liebe Dinger darum Herzweh leiden mußten, berührte ihn wenig. Übrigens glaube ich auch nicht, daß das Herzweh im allgemeinen sehr groß war. Hans gehörte zu jener Art verführerischer Jungen, in die sich die Mädchen gern schnell, aber nicht tief verlieben. Sie merken es ihnen gleich an, daß es sich bei ihnen immer bloß um Durchgangsstationen der Liebe handeln kann, und gerade das ist für viele ein Reiz mehr. Diese Art Don Juans (d. h. diesen Ausdruck möcht ich gleich wieder zurücknehmen, denn er giebt ein falsches Bild) ist im Grunde nicht sehr gefährlich. Herzbrüche giebt's da selten, weil eben das Herz nur selten dabei ist.

Das hindert nicht, daß manchmal etwas passiert, das übel ausläuft. Und so was bildet den Inhalt der Geschichte, die ich nun erzählen will. Sie gehört zur Gattung der Tragikomödien.

Bei ihr muß ich nun aber wirklich den Novellisten spielen und alle Parenthesen beiseite lassen, sonst kommen Sie aus dem protestierenden Kopfschütteln gar nimmer heraus, und mein Renommé auf dem neuen

Barnaß ist beim Teufel. Aber warten wir auf Kathi mit der neuen Maaß! . . . Also nun!

Die Mädchen sollen zuerst vorgestellt sein. Marie hieß die älteste, war dreiundzwanzig Jahre und brünett; dann kam die Elies; die war zweiundzwanzig und schwarz; aber die jüngste hieß Genzi und war blond und neunzehn. Hübsch waren alle dreie, und ihr Vater war Professor an der Ludovico-Maximiliana. Er las Geschichte, ganz alte Geschichte; was nicht mindestens altassyrisch war, interessirte ihn garnicht. Trotzdem war sein Haus in der Theatinerstraße lustig und von den Studenten gerne besucht. Das kam natürlich in erster Linie von den Töchtern, aber die Frau Professorin hatte auch ihr gut Teil Verdienst daran. Denn sie war so eine wichtige, lustige, gemüthliche, launige Altmünchnerin, der man die zweiundvierzig durchaus nicht ansah, die sie auf ihrem rundlichen Rücken hatte.

Bei Frauen wird Humor selten gefunden; sie hatte welchen; d. h. ich meine hier Humor in dem umfassenden Sinne, wo das Wort Weltanschauung und Lebensdirektive bedeutet. Bei ihr speziell sah dieser Humor so aus: sie nahm die Welt wie sie gebaßen ist, seelenruhig und heiter gelassen hin, ohne auch nur im mindesten daran zu denken, wie dies oder das wohl anders sein sollte, möchte

oder könnte. Sie sah in der Hauptsache nur das Gute und Ersprießliche im Leben; kam aber mal böß und grob, so wußte sie schnell und ohne viel Aufregung so zu drehen, daß sie und ihr Haus nach Möglichkeit gut aus der Affaire kam. Es gab schlechterdings keine Überraschung für sie. Ein häufiger Spruch von ihr war: Dem Leben ist alles zuzutrauen; darum muß man sich nie aus dem Konzept bringen lassen. Immer, wenn sie ausging, trug sie einen umfangreichen Regenschirm bei sich, und wenn man sie dann auf den völlig wolkenlosen Himmel aufmerksam machte, antwortete sie: Der Himmel ist imstande und regnet ohne Wolken; hab ich mein Regendachl, brauch' ich mich um den Himmel nicht zu kümmern.

Etwas ganz exemplarisch schönes war ihr Verhältnis zu den drei Töchtern. Ich habe derlei nie wieder gesehen. Sie stand zu ihnen wie eine ältere Freundin, vor der es kein Geheimnis geben konnte, weil es ganz unmöglich schien, ihr etwas zu verschweigen; denn ihr Urteil, ihr Spruch war zu allem nötig. Dabei hatte dieses Verhältnis aber nichts Lages; sie stand vielmehr in sehr großem Respekt bei den Dreien, nur, daß dieser Respekt auch nicht den geringsten Schein von Angst, von Entferntheit in irgend einem Punkte hatte. Es war einfach dies:

die Mädchen fühlten nicht bloß die unmittelbare und innigste Liebe zu ihr, als der Mutter, sondern sie hatten auch die klare Empfindung, daß diese eine besondere, überlegene Frau war, so wenig sie das äußere Wesen davon an den Tag legte. So war Liebe und Respekt in Einem da, und beides war reines Naturprodukt, nicht Katechismusresultat oder sonstwie Pfropfwerk.

Ähnlich war das Verhältnis der beiden Alten zu einander, nur daß der gute Professor doch auch ein klein wenig von seinen eigenen Qualitäten überzeugt war, sodaß das Gefühl irgendwelcher Inferiorität glücklich vermieden blieb.

In dieses Haus nun, wo es viel fröhliche Abende mit Musik und Gesang und recht oft auch Tanz gab, ließ sich Hans Störzer sehr gerne einführen. Zu keinem anderen Zwecke als eben diesem hatte er ja bei dem Professor ein Kolleg über assyrische Geschichtsquellen belegt, die ihm im übrigen so gleichgültig waren, wie einem Mediziner das kanonische Recht.

Hans verkehrte sonst nicht gerne in Familien, denn das stimmte nicht zu seinen Anschauungen von freier Burschenherrlichkeit. Er hatte es ja auch nicht nötig; die Mädchen legten im allgemeinen weniger Wert auf seine Besuche in ihren Häusern, als auf ihre

in seinem. Das war eben das angenehme Unverbindliche in diesen Verhältnissen mit dem gepriesenen schönen Haus.

Nun aber war es ihm einmal ergangen wie dem Mohammed, und er hatte sich wie dieser schnell entschlossen gesagt: Kommt der Berg nicht zum Propheten, so muß eben der Prophet zum Berge kommen; der Effekt ist ja der gleiche.

Und in der That, es kam, wie er gewünscht und ohne weiteres angenommen hatte: alle drei Mädchen verliebten sich in ihn.

Die erste, die das merkte, war die Mutter. Eine gute Menschenkennerin, die sie war, erkannte sie sogleich, daß das keine Sache von bedenklicher Tiefe war, und so dachte sie sich: mögen sie sich immerhin ein bißchen abraufen die dreie um den hübschen Jungen. Wärs blos eine, so wärs bedenklich; nuns aber alle dreie sind, wird eine der andern aufpassen, und so wirds ohne schlimme Streiche vorbeigehen. Auch rechnete sie wie mit einem absolut sicheren Faktor darauf, daß eine nach der andern zu ihr kommen werde, Rat und Spruch einzuholen. Einstweilen hielt sie es für ein genügendes Präventiv, wenn sie mit ein bißchen mehr Ernst als sonst den Finger erhöbe und vor diesem Allerwelts Hans warnte, hinter dessen

Sporen- und Sonettgellingel die gesammte Gänseherde Münchens einher schnatterte.

Es ist eigentlich sonderbar, daß die kluge Frau Professorin, die sonst auch das scheinbar Unmögliche immer mit in Rechnung zog, in diesem Falle bloß an das Wahrscheinliche dachte. In der Liebe aber, das hätte sie bedenken müssen, geht es immer unwahrscheinlich zu. Daß sie das übersah, und vor allem, daß sie nicht an die Heimlichkeit als wesentliches Ingrediens verliebter Abenteuer dachte, war verhängnisvoll.

Das Unwahrscheinliche, das sich begab, war dies: die drei Schwestern waren ohne jede Eifersucht aufeinander und vergötterten ihren Hans gemeinschaftlich. Und eben, weil dies so gemeinschaftlich geschah, dachten sie nicht daran, sich der Mutter zu offenbaren. Eine alleine hätte es am Ende nicht gewagt, vor ihr ein Geheimnis zu haben, aber alle drei zusammen, das ergab so eine Art Komplottstimmung, in der die erste Pflicht ist: du sollst deinen Kameraden nicht angeben.

So geschah es, daß sich die Mutter, die nur immer darauf achtete, daß die Mädchen nicht einzeln aus dem Hause kamen, ganz sicher fühlte und nichts übles ahnte. Sie hielt es nicht mal mehr für nötig, zu warnen, oder die drei auch nur mit dem

schönen Hans zu necken. Als dieser dann auch bald aus dem Hause weglieb, dachte sie mit Genugthuung für sich: hier haben seine Reit- und Reimkünste einmal versagt.

Mittlerweile aber hatte der schöne Hans ruhig unermüdet und vergnüglich mit drei Werken gemahlen. Dieses Abenteuer in triplo war wirklich die Krone seiner Liebesiege. Derlei war außer ihm sicher noch keinem gelungen. Er stieg damals mit einer richtigen Triumphatorenmine einher. Eben hatte er die Entdeckung gemacht, daß sich mit den drei Namen der Schwestern zusammen ein wunderhübsches Anagramm-Sonett prägen ließe (er brauchte nur bei Elies das e weg zu lassen), da raubte ihm eine Eröffnung, die ihm Marie als die älteste machte, alle Lust an Reimspielen und jedes Triumphgefühl.

Sie trat ganz ruhig vor ihm hin und sagte ihm: Du mußt Genzi heiraten; thust Du das nicht, so bist Du ein schlechter Mensch.

Auch ohne Kommentar merkte er, was hier in der Mühle verschüttet war, und er machte das übliche betroffene Gesicht dazu. Aber zum Heiraten mochte er sich nicht verstehen. Nein, das ging doch einfach nicht. Seine Jugend, sein Studium, seine Eltern . . . es war ja alles ganz richtig. Marie erkannte die schöne Seele des schönen Hans

sogleich und legte sich keinen Augenblick aufs Bitten. Sie eröffnete ihm nur noch, daß sie sich, nachdem er für sie nicht mehr in Betracht käme, nun an die wenden müßten, an die sie leider und zu ihrem Unheile die ganze Zeit nicht gedacht hätten, an ihre Mutter. Das war dem schönen Hans über die Maßen unangenehm zu hören, und er bat, so gut er bitten konnte, man möge damit doch um Gotteswillen noch eine Weile warten (nämlich, bis er in die Ferien ausgekniffen wäre, um im nächsten Semester nach Würzburg zu gehen; denn er fürchtete sich schrecklich vor der Frau Professorin), aber Marie sah ihn bloß groß und verächtlich an und ging.

Erst gabs wohl noch ein großes Weinen der dreie, wobei Genzi viel und leidenschaftlich umarmt wurde, dann traten Marie und Elias vor die Mutter hin und bekannten.

Ich bin ja nicht dabei gewesen bei dieser Szene, und mir hat auch niemand darüber berichtet, aber ich bilde mir ein, genau zu wissen, wie sich die Frau Professorin dabei benommen hat. Geweint hat sie gewiß nicht und gewiß auch nicht gezetert, aber dennoch werden die unberatenern Kinder etwas von einem Ernst und einer Anklage gespürt haben, das ihnen, wenn Strafe überhaupt noch not war, Strafe genug gewesen ist.

Das liebe Publikum, das in solchen Fällen ein so dankbares Publikum ist, wie sonst nur selten, hat aber garnichts davon zu merken gekriegt, daß es in diesem lustigen Hause eine so ernste Szene gegeben hat.

Dafür hat es drei Monate später um so mehr Feuer erhalten, die Köpfe erstaunt zusammenzustrecken und zu tuscheln: Sagen Sie, ist Ihnen nicht auch was aufgefallen an der Frau Professor Ferner, oder kommt es bloß mir so vor? Es ist ja kaum glaublich in dem Alter, aber die Zunahme an Umfang Wie?

Nach noch einmal drei Monate wurde schon nicht mehr gefragt, und es gab nur ein Kopfschüttel mit Anspielungen auf das späte Glück der alten Sarah.

Ein merkwürdig ernstes Gesicht hatte der Professor aufgesteckt, und seine Kollegen, die gerne witzig gratuliert hätten, merkten bald, daß das hier deplaziert wäre. Es ist ja auch nicht gerade angenehm, meinten sie unter sich, in dem Alter nochmal zur Kindstaufe bitten zu müssen. Und noch dazu bei drei erwachsenen Töchtern. Ganz geschickt, daß sie die aus dem Hause geschickt haben. Peinlich so was.

Erst wie der Frau Professorin die Wochenstube gerüstet war, hieß es: Die drei Mädchen sind wieder da; nun, an sorgsamere

Pflege wird es der späten Wöchnerin jetzt nicht fehlen; hoffen wir, daß alles gut vorüber gehen wird; es ist doch eigentlich kein Glück so was Und nun hat auch noch die Jüngste, die Genzi, krank werden müssen! Es muß halt immer alles zusammen kommen. Der arme Ferner steckt jetzt in keiner guten Haut. Er sieht aber auch danach aus.

So war viel Mitgefühl unter den erstaunten Leuten da, und die Wochenstube wäre gewiß von sorglich teilnehmenden Gevatterinnen nicht leer geworden, wenn nicht Professor Thalhammer, der damals berühmteste Geburtshelfer in München, der als ältester und intimster Freund des alten Ferner natürlich die Wochenpflege und später die Entbindung auf sich genommen hatte, ernst erklärt hätte: Die Wöchnerin darf durchaus niemand bei sich empfangen.

Was nun folgt, braucht nicht erzählt zu werden. Die List der Frau Professor war geglückt, der Ruf der kleinen Genzi war gerettet, der schöne Hans rieb sich in Würzburg die Hände.

Aber . . . aber . . . Sehen Sie: eigentlich ist die Sache doch nicht ohne komische Züge, und der alte Voccaz hätte sie wohl als lustiges Abenteuer erzählt und erzählen dürfen, aber ich hab's nicht gekonnt, so gerne

ichs gemocht hätte. Denn in den Einzelheiten schwebt mir diese Geschichte immer wie ein ausgelassenes Fastnachtsspiel vor; komm ich aber hinein, muß ich ernst werden. Ja, wenn alle Menschen vom Schlage dieser lieben resoluten falschen Kindbetterin wären, dann ginge wohl auch heute so was leichter dahin. . . . Die gute Frau Professorin hat sich alle redliche Mühe gegeben, nach ihrer Weise auch diesmal das Unabänderliche so in das Leben ihres Hauses einzufügen, daß es nichts an dessen Harmonie und Heiterkeit änderte, aber es ist ihr nicht gelungen.

Die arme Genzi hats im Hause nicht geduldet. Sie ist irgendwo Schulschwester geworden und im weißen Kleide der Dominikanerinnen bald gestorben. Und auch Marie und Elies habens nicht verwunden. Sie blieben unverheiratet im Hause und zogen den kleinen Peter auf, der bald nach dem Tode seiner wirklichen Mutter auch die vorge-schobene verloren hat.

Was aber aus dem schönen Hans geworden ist, wissen Sie. Er hat bald aufgehört, sich zufrieden die Hände zu reiben. Sehen Sie, an ihm hat sich das gerächt, wovor ich die jungen Leute immer warne: das maßlose Aufgehen in der Ausschweifung und der herzlose Mißbrauch in der Liebe.

Was sich an der armen kleinen Genzi und ihrer Familie erfüllt hat, das ist schließlich die Schuld einer engbrüstigen Moral, die selbst so aufrechte, prächtige Menschen wie diese Frau Professorin zwingt, gefährliche Komödien zu spielen, die nun ihrerseits eben deshalb nicht gut und klar ausgehen können, weil sie bei all den guten Absichten, die ihnen zu Grunde liegen, doch mit den infamen Mitteln dieser Moral: mit Verheimlichung, Lüge arbeiten müssen.

Was sich aber am schönen Hans erfüllt hat, das ist eigene Schuld; er hat seinen Lohn dahin, weil er wider die wahre Sexualmoral gesündigt hat, als welche aus der Natur selber und aus dem Pflichtbodeg des Kulturmenschen stammt. Er hat unmoralisch gehandelt, indem er ohne Maaß und ohne Liebe frivol mit einem Triebe spielte, der ohne Maaß und ohne Liebe immer zum Laster ausartet und fast immer Fluch im Gefolge hat. Daraus gewinnt dann auch immer wieder jene falsche Moral Kraft und Einfluß, die den Trieb selber zur Sünde stempeln möchte, oder ihn wenigstens nur unter Verhüllungen anerkennt. Die Sünder wider die wahre Liebesmoral werden meistens so grimmige Apostel des Moralgespenstes, wie unser knurriger, giftiger Professor Störzer. Der predigt nun Ekel, weil er

sich übergeben hat, und schimpft auf die Weiber, weil sie die schwarze Stelle in seinem Gewissen sind.

Führen Sie ihn und seinesgleichen nur immer frisch und fröhlich ab, aber nicht bloß in Worten, sondern auch in Werken! Und wenn man Sie deswegen unmoralisch nennt, so denken Sie an diese Geschichte!



Verlag von Schuster & Loeffler Berlin SW.

Otto Julius Bierbaum

Studentenbeichten

Erste Reihe

Dritte Auflage mit Titelzeichnung von Franz Studt
brochirt M. 1 —, gebunden M. 2. —

Inhalt.

Letzte Musterung	Waschermadlhistorie
Josephine (Festungsbriefe)	Die Mondmarie
Die erste Mensur	Klassischer Spul
Der Negerkomiker	

Da ist einmal ein Eckstein gewesen, der hat im Jahre 75 einen „Besuch im Karzer“ veröffentlicht. Dieser Besuch hat bis jetzt 85 Auflagen erlebt. Und diese „Studentenbeichten“ sind etwas ganz anderes als der Karzerbesuch. Der ist der reine Quark dagegen. Bierbaum ist ein ganz anderer Corpsbruder und Dichter und Fabulist als der Eckstein von 75. Die Welt ist inzwischen riesig fortgeschritten, auch die studentische, mit Siebenmeilenstiefeln. Ich gebe den Bierbaumschen Beichten 100 000 im Minimum und in der halben Zeit! M. G. Conrad.

Otto Julius Bierbaum

Die Schlangendame

zweite Aufl. mit 38 Zeichnungen von Felix Vallotton
brochirt M. 2 —, gebunden M. 3. —

Die Deutschen werden erstaunen, daß sie in Bierbaum einen Humoristen besitzen, der all die berühmten Witzreißer vom Schläge Stinde und Stettenheim tief in den Schatten stellt.

Ostdeutsche Rundschau.

Ein köstliches Buch in seinem fröhlichen Humor und seiner prächtigen Beobachtung. Er ist eine Erfrischung, das zierliche Büchlein zu lesen, selbst der galligste Griesgram wird bei der Lektüre hell aufblähen. Leipziger Neueste Nachrichten.

Verlag von Schuster & Loeffler Berlin SW.

Christian Morgenstern

Horatius travestitus

Zweite Auflage mit Bignetten von Felix Ballotton.

M. 0,75

Deutsche Rundschau: Eine lustigere Horaz-Üebersetzung haben wir noch niemals in Händen gehabt! Und am lustigsten ist es, wie der alte Horaz-Text so ehrwürdig-philiströs daneben steht und sich ganz still den tollten Uebermut gefallen läßt. Wer alte Liebe wieder auffrischen will, dem sei der neueste Horatius travestitus an's Herz gelegt.

Die Post: Das Buch wird jedem Horaz-Verehrer ein paar heitere Stunden bereiten.

Die Zeit: Links steht die Travestie und rechts der lateinische Text. Köstlich sind die Gefänge des Iyrischen Römers in's Moderne umgebogen.

Musen Almanach

Berliner Studenten

Mit Titelzeichnung von Richard Scholz.

M. 2. —

Münchener Allgem. Zeitung: Der Kampf um die Liliencron, Dehmel, Bierbaum, Busse, Hartleben hat in studentischen Kreisen seine Wogen geschlagen. Unter der großen Menge von dichtenden Musen söhnen der Reichshauptstadt hat eine sorgfältige Auswahl durch drei Germanisten etwa dreißig angeseondert, deren junge Produkte für würdig gefunden wurden, in einem stattlichen Bande vereinigt zu werden. Wir wollen gern gestehen, daß uns das Alles freudig überrascht hat.

Karl Kosner

Das Kind

Der Roman eines Studenten

Mit Titelzeichnung von Max Kaschka

brotschiert M. 1.50, gebunden M. 2.50

Straßburger Post: Das Werk ist mit einer Fülle von Einzelheiten ausgemalt, aber nicht frivol, sondern mit tiefem, gegen den Schluß hin geradezu erschütternden Ernst. „A mes fils, quand ils auront vingt ans,“ überschrieb einst Daudet seine „Sappho“, diese ergreifende Predigt gegen das Heterentum. Auch Kosners „Roman eines Studenten“ ist solch eine Predigt, die mancher ins Leben tretende junge Mann nicht ohne Nutzen lesen dürfte.

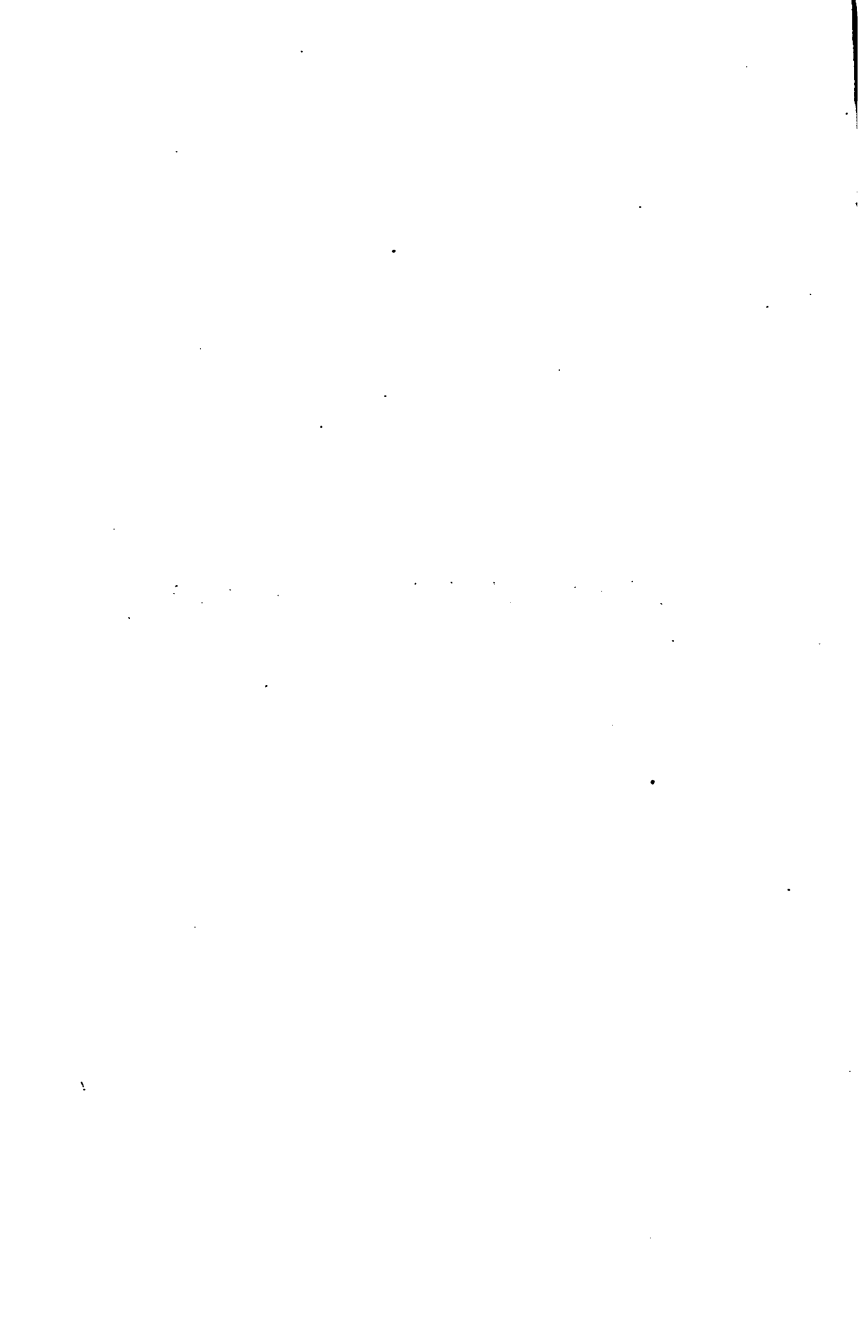
Ein Schatzort zu haben ist doch fein
gar so nicht wie Sie: Wohl! Sie hat Lohn

Wird beiden ein Stück für die Handbiller
in alten Zeiten

Franz Kober

München zum 9. December 1828

PANKRAZJUS GRAUNZER



Die **Freiersfahrten und
Freiersmeinungen**

des weiberfeindlichen Herrn

Pankrazius Graunzer

der Schönen Wissenschaften Doktor

nebst einem Anhange

wie schließlich alles ausgelaufen

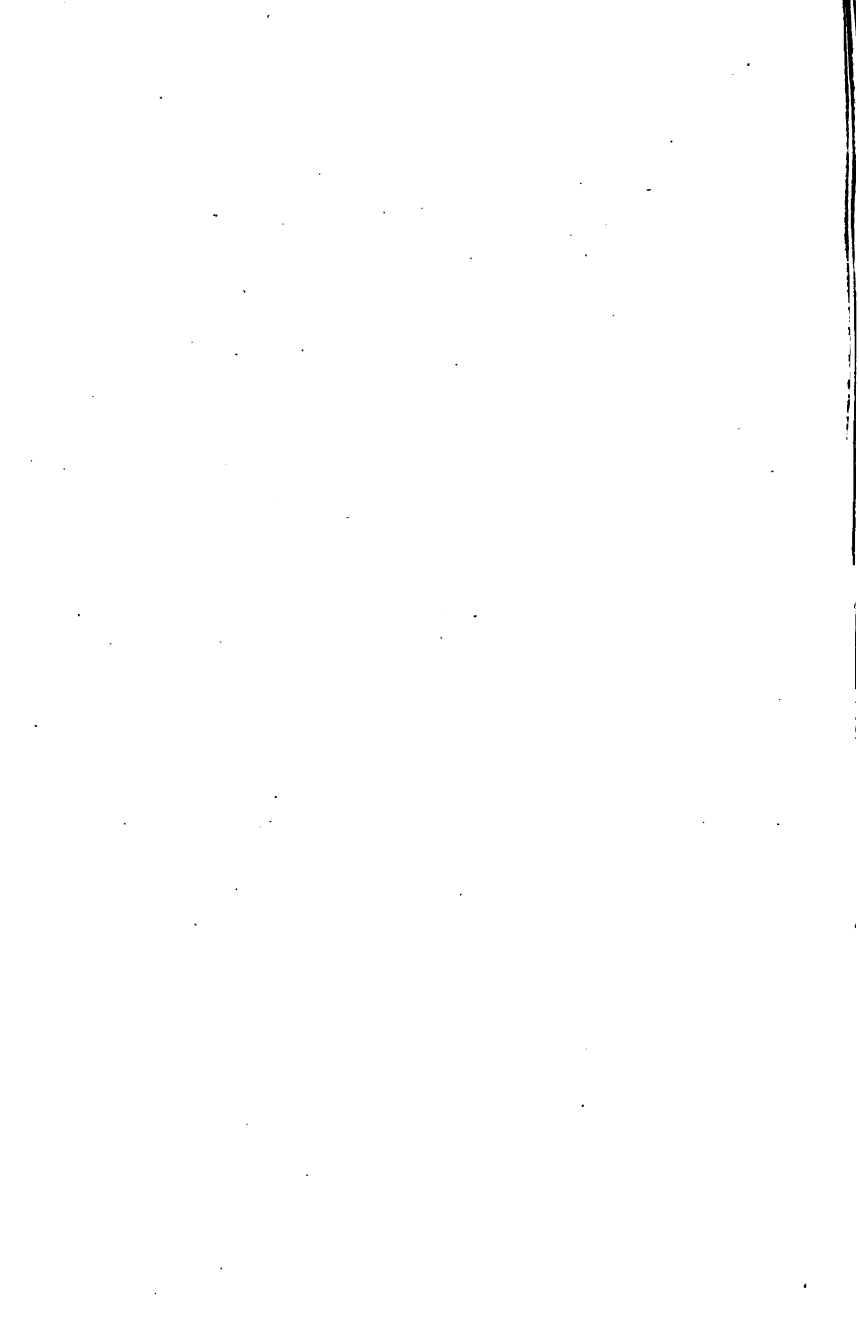
herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum

Vierte Auflage MDCCCXCVIII



Berlin und Leipzig
bei Schuster & Loeffler.



Meinem lieben
Meier = Graefe

zu eigen

mit einem kleinen Spruch:

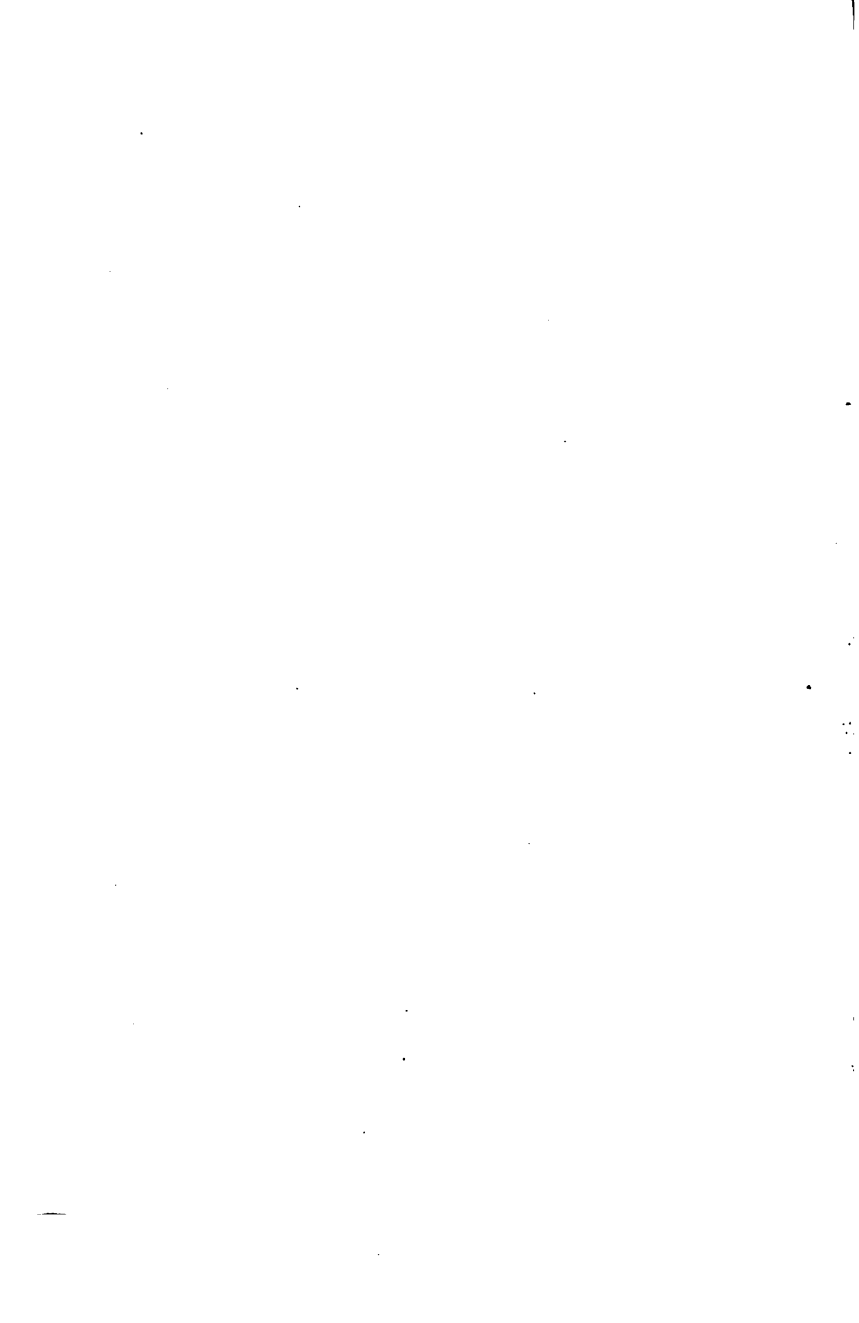
Ich sah ein Rathskollegium,
Das saß um einen Tisch herum
Mit rathlosen Geberden.
Indessen schien die Sonne hell,
Und fröhlich riffen Dvete schnell
Davon auf guten Pferden.

D. J. B.

Schloß Englar im Eppan

am 1. Dezember

1895



I.

Kurzer Vorbericht über Herrn Pantrazius Graunzers Leibes- und Seelenzustände, sowie Einiges aus seinem früheren Leben.

Da in dieser Geschichte der Mann, um den sie sich dreht (ich möchte nicht gerne sagen: der Held), zumeist selber das Wort hat, wird es gut sein, wenn ich, bevor wir seinen Meinungen lauschen, Einiges über ihn verlauten lasse, denn ich glaube kaum, daß er sich selber in aller Form vorstellen wird.

Ob Sie freilich ein klares Bild erhalten werden, wenn ich in seinem Signalement feststelle, daß er blond, blauäugig und etwas kurzbeinig, dazu spitzbäuchig und mit einem sehr mäßigen Schnurrbarte behaftet ist? Diese Gaben hat er mit sehr vielen Geschlechts- und Zeitgenossen gemein. Aber Einiges in seinem Leib- und Seelenwesen ist doch mehr absonderlicher Natur, und es verhilft vielleicht zu einer ungefähren Vorstellung, wenn ich dies Einige anführe.

Was zuerst an ihm auffällt, ist seine etwas wunderliche Nase.

Von vorn, nun ja, von vorn ist sie einfach kartoffelig, die übliche Mischnase wendo-germanischen Typs, aber ihre Merkwürdigkeit beginnt, wenn Sie die Güte haben wollen, sich Herrn Pantradius von der Seite anzusehen. Stellen Sie sich zu seiner Rechten, und Sie haben ein kurzes, gedrungenes Nasenbild mit abwärts gebogener Richtung vor sich, ein Nasenbild, das auf männliche Energie, Kurzangebundenheit, Bestimmtheit, ja, ich möchte fast sagen, Störrischnheit schließen läßt, — Alles in Allem ein Nasenbild, das sich unter Brüdern sehen lassen kann. Nun treten Sie aber, bitte, 'mal links von ihm. „Himmel! Ist das dieselbe Nase?“ werden Sie voll Verwunderung rufen, und Sie haben ein Recht, zu erstaunen. Denn das linke Nasenbild ist so sehr das ausgeprägte Gegentheil des rechten, wie in einem Parlamente die linke Seite der Gegenpart der rechten ist. Sie werden nicht zögern, zu erklären, daß diese Nase direkt länger ist als jene, daß ihre Richtungstendenz entschieden aufwärts geht, daß sie etwas Stuppsiges, etwas Trällernes hat, möcht' ich sagen, und daß sie auf einen weichmüthigen Besitzer schließen läßt, der ganz und gar nicht mürrisch, absolut nicht kurzangebunden und keineswegs sehr bestimmten oder gar störrischen Charakters ist. Diese linke Nase deutet vielmehr auf eine passive, nachgiebige, wohlleibige, friedliche, etwas schwankende Seele hin, man könnte sie einem Melancholiker oder einem Humoristen zusprechen, und man kann sich in Ansehung ihrer des

gräulichen Verdachtes nicht ent schlagen: Der Mann reimt!

Ich halte mich nicht ohne Grund bei Herrn Pantratiussens beiden Nasen auf. Ich will nichts weiter sagen . . . aber das scheint mir gewiß: bedeutungslos ist diese Doppelnasigkeit nicht! Ich würde es unerhört von der Natur finden, wenn sie solche Merkwürdigkeiten ganz bedeutungslos inszenirte.

Eine weitere äußerliche Eigenthümlichkeit an Herrn Graunzer, die aber nur denen auffällt, die ihn öfter zu sehen Gelegenheit haben, liegt in seinen Augen.

Sie sind blau. Nun ja. Gut. Das ist nicht merkwürdig. Aber merkwürdig ist, daß sie von einem wechselnden Blau sind. Zuweilen sind sie ganz leer blau, heller als Bergißmeinnicht, ich möchte sagen verschossen blau, so, wie unecht blaugefärbtes Rattunzeug nach der sechsten Wäsche und Bleiche aussieht; aber ein ander Mal strahlen sie, der Ruckuck weiß, aus was für Tiefen und Gründen, ganz dunkelblau, so, wie die Maler die Grotte von Capri malen und wie der Himmel im Süden an seinen schönsten Tagen aussieht; und ein ander Mal wieder haben sie gar einen schwarzen Unterglanz, so was ganz Inneräugiges, wofür ich mich vergeblich bemühen würde, einen Vergleich zu finden.

Auch dies mit der Farbe von Pantratiussens Augen ist nicht ohne! Ich will ausdrücklich darauf hingewiesen haben. Man soll mir nichts vorwerfen!

Von seiner Stirne ist zu sagen, daß sie stark gewölbt und recht hoch ist. Er hat die Gewohnheit, mit

der Hand darüber hinzufahren und dabei zu seufzen oder aber auch zu stöhnen. Je nach Laune.

Die Hände selbst deuten auf keineswegs adlige Herkunft. Sie sind breit, aber nicht fett. Ich, der ich meinen Pantradius sehr gut kenne, brauche nur seine Hände anzusehen, und ich weiß schon, wie's in seiner Seele aussieht. Pantradius bekommt nämlich sogleich faltige und bleiche Krankenhände, wenn sein Gemüth auch nur ein wenig aus der Harmonie gekommen ist.

Also nicht einmal charaktervolle Hände hat er! Man wird seine Schlüsse daraus ziehen.

Pantradiusens Mund dürfte eher ein Maul geheißen werden, wenn es erlaubt wäre, den Sprachschatz der Deutschen gebührend auszunutzen. Da aber, wie billig, die gute Sitte derlei Maßlosigkeiten verbietet, muß ich mich damit behelfen, zu sagen, daß dieser Mund die ästhetischen Maße überschreitet und jenen Gesetzen des goldenen Schnittes Hohn spricht, die ein gewisses Maßverhältniß der menschlichen Körpertheile untereinander bedingen. Selbst, wenn Pantradius „Böhnchen“ sagen würde (was aber bei seiner Abneigung gegen Diminutive durchaus unwahrscheinlich ist), so würde dieser Mund noch immer unbillig viel Gesichtsräum einnehmen.

Hätte nun die Vorsehung wenigstens dafür gesorgt, daß das Pantradiusische Lippengeschwister von einem ausreichend großen Schnurrbart verdeckt würde! Aber just dieser Schnurrbart, in seiner dürftigen Dede und kümmerlichkeit, giebt der extravagant langen Lippenlinie noch eine gewisse Betonung. Jedes dieser wenigen starren, blonden Härchen ist ein Ausrufezeichen: Seht,

welch ein Maul! (Nichts für ungut! Das „Maul“ geht nicht auf meine Rechnung.)

Auch auf dem Haupte ist Pantratiussens Haartwuchs unvollkommen und von jedem Ueberschwang weit entfernt.

Zwar hat er, für einen akademisch gebildeten Deutschen ein merkwürdiger Fall, trotz seiner vierzig Jahre noch keine Glaze, aber die Haare selbst stehen ganz ungemein weit auseinander, fast als ob sie sich gegenseitig nicht trauten, und da sie obendrein sehr dünn sind, macht das Ganze den Eindruck eines sehr windigen Alters.

Pantratius selber pflegt darüber folgendes Gleichniß zu erzählen, das ich im Interesse der heute so hoch gehaltenen Psychologie mit besonderer Andacht anzuhören bitte: Als der Genius meines Ichs, ein ätherisches Wesen, bitte ich zu bemerken, geboren aus Leichtfönn und Aengstlichkeit, über mein kindliches Haupt schritt und die Haare säete, siehe, da warf er die Körner bald in so leichtfertigem Schwunge, daß sie über den Kopf und die Wiege weg fielen, um als Sonnenstäubchen zum Fenster hinauszuspielen, bald zielte er in pedantischer Angst mit jedem Körnchen auf die einzelnen Poren. Wo er traf, blieben sie bumsfest sitzen, aber den Haaren, die daraus wuchsen, sieht man es nun leider an, daß ihre Körner nicht gesäet, sondern gezielt worden sind. Denn darum eben sind sie gar so dünn und hat jedes mehr individuellen Ausdruck, als gut ist. Die Körner aber, die daneben fielen, — du lieber Gott! ich weiß nicht, was für Vögel sie gefressen, was für Winde sie genommen haben. Indeß der brave Genius

zielte, flogen sie auf und davon in die Welt, und wenn ich einen lockenschwingenden Dichter oder Friseur sehe, greift es mir heiß ans Herz: ob er nicht von Deinen fortgeflogenen was abbekommen hat?

Ich habe den sehr verehrten Leser zu besonderer Aufmerksamkeit auf dies Pantrazische Gleichniß ermahnt, und ich hoffe, daß ich nicht umsonst den Finger erhoben habe. Gleichnisse kann man nie tragisch genug nehmen.

Ob man sich nun einen ungefähren Eindruck davon wird machen können, wie Pantraziuffens Kopf aussieht, — der Himmel mag's wissen. Ich füge nur noch hinzu, daß seine Gesichtsfarbe keineswegs an Rembrandt, dagegen lebhaft an Rubens erinnert, so posaunenengelisch munter sieht sie aus, — sehr zu seinem Aerger, da er nie wohler zu sein scheint, als wenn er über Krankheit klagt. Man wird nicht gerne von seinen eigenen Backen dementirt.

Aus Herrn Graunzers Lebensgang bis zu seinem vierzigsten Jahre ist nicht viel zu erzählen. Er hat den Eindruck des Elternhauses so gut wie entbehrt und ist in einem Institute erzogen worden. Dann das übliche Gymnasium, die übliche Universität, die übliche Periode der Anwartschaft auf eine Stellung, dann das wohl-ingehegte Einerlei dieser Stellung selbst, — das ist seine Vergangenheit, von der er übrigens vielleicht selber zuweilen sprechen wird.

Hören wir nun, was er sagt! Hören wir ruhig, und, ich möchte es vorschlagen, wohlwollend zu. Ich meine: wir wollen nicht gleich auffahren, wenn der Mann dieser Geschichte einmal anderer Ansicht sein

sollte, als wir. Gönnen wir ihm seinen Kopf, auch wenn er eckig ist. Der unsere verliert dadurch nichts an anmuthiger Rundung.

Und noch eins: Machen Sie sich auf keinen Roman gefaßt. Ich habe es schon angedeutet: Dieser Pantrattius ist kein Held. Weder ein altmodischer in Kanonentiefeln mit Säbel und Pistol, noch ein neumodischer in Lacktiefeln, mit dem Seziermesser und nach Wundt's Psychologie. Er ist auch kein interessanter Schwere-nöther, und es widerfährt ihm nichts, was ein Anrecht darauf hätte, unter „Vermischtes“ in die Zeitung eingerückt zu werden. Wenn ich es recht bedenke, ist er eigentlich ein ziemlich gewöhnlicher Bursche.

Um Gottes Willen: laufen Sie nur nicht gleich davon! Bedenken Sie dies: er mag die Weiber nicht. Dieser eine Punkt erhebt ihn über den Durchschnitt seines Geschlechtes. Sehen wir zu: wohin.

II.

Ein Brief des Herrn Pan- krazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Peter Kahle. Handelt von einer verstorbenen Tante.

Kiebitzhof, am 10. Januar.

Mein alter Peter!

Das alte Frauenzimmerchen ist nicht mehr . . .
Nebenan liegt sie, in der blauen Stube, Du weißt schon:
wo all' das kleine Krimskramszeug aus Porzellan
herumsteht, und ist ganz still und todt. Sie hat ihr
schwarzseidenes Brautkleid an mit den langen Hänge-
ärmeln und der großen, steifen Krause; um den
Hals hat sie die große goldene Erbsenfette; und das
alte dicke Gesangbuch mit dem quittengelben Schnitt hat
sie in der Hand. Sie sieht wunderschön friedlich aus,
ganz untantisch; nur ihre weißen Schläfenlöcher haben
mir etwas Unheimliches, denn ich besinne mich nicht,
sie je in so ruhiger Lage gesehen zu haben. Weißt

Du noch, wie sie immer zitterten, wenn das gute Ungethümchen zornwetterte?

Es ist mir eigentlich unfassbar, daß sie nun auf einmal todt sein soll. Käme sie jetzt plötzlich herein und rief mich an: „Na, Graunzer, was für Narrheiten spuken anjetzt in Deiner schönen Mannesseele?“, ich fände das viel natürlicher, wie daß ich denken soll, sie liegt da, starr und steif und kalt im Bett und wird nimmer aufstehen.

Ja, kannst Du Dir das vorstellen? Es ist geradezu, was soll ich gleich sagen, ja: stillwidrig. Der Tod paßt nicht zu ihr. Ich begreife es nicht.

Noch zu Weihnachten schrieb sie mir nach Berlin: „Graunzer, ich schicke Dir hier ein Duzend wollene Socken, einen anständigen Schlafrock, einen Fußsack für unter den Schreibtisch, fünf richtige Pfefferkuchen, hausbackene, und das, was in der Schlafrocktasche steckt. Denn da Du immer noch derselbe Narr bist und keine Frau hast, muß Deine alte Tante, die sonst Besseres zu thun hätte, für Dich sorgen. Verlebe den heiligen Abend so gut, als es einem alten Junggesellen und Hagestolz möglich ist. Ich beneide Dich nicht um Deine philosophische, verhochte Einsamkeit und wünschte sehr, daß Du bald vernünftig würdest. Aber glauben thur' ich nicht daran. Wo der Wurm sitzt, ist Mehl statt Holz, und wenn sich ein Gelehrter was in den Kopf gesetzt hat, sitzt was im Kopf, wenn's auch manchmal zum Gotterbarm ist. Ich bin gesund und munter und mache eine große Bescheerung für die Kinder im Dorf. So ein verwaistes Mütterchen, wie ich, muß sich mit

Surrogaten helfen. Wenn sie mir nur nicht wieder die Dielen so zertragen wie voriges Jahr.

Deine alte Tante
Ulrike.

Der Rothschekigen mußte es gerade jetzt einfallen zu kalben. Es ist ewig 'was los."

Wie sie den Brief schrieb, hat sie sicher nicht an's Sterben gedacht.

Ueberhaupt: wie Alles, so hat sie auch das schnell und glatt erledigt. Der alte Hans Jörg erzählte mir, am fünften Januar hätte sie sich plötzlich Nachmittags um drei niedergelegt, dann ist sie am sechsten wieder aufgestanden, war aber sehr blaß, augenränderig und auffällig ruhig, schrieb auch viel. Am siebenten hat sie ihre alten Dienstboten kommen lassen und ihnen die Brieffachen gezeigt, die besorgt werden mußten, wenn sie früh nicht mehr nach der alten Christiane klinge. Auch das Telegramm an mich: „Die gnädige Frau ist gestorben. Hans Jörg in Ribizhof“ war dabei. Wie die Leute gejammert haben, hat sie ihre großen Augen gemacht und sie sofort hinausgeschickt. Aber dann hat sie sie zurückgerufen und jedem die Hand gegeben. Am achten hat sie Vormittags viel herumgeframt und schließlich die Sterbegarderobe neben das Bett auf die alte Brauttruhe gelegt. Am neunten hat sie der alten Christiane nicht mehr geklingelt.

Ich kann Dir nicht schildern, was ich empfand, wie ich das Telegramm erhielt. Sonderbarerweise mußte ich laut Hm! sagen und das linke Auge zukneifen, wie wenn ich recht objektiv und bedächtig über eine zweifel-

hafte Sache nachdenken wollte. Und immer wieder kam mir das Wort herauf: Merkwürdig! Merkwürdig! Merkwürdig!

Und dann, mit einem Male, war es wie ein warmer Anhauch, und das liebe alte Frauenzimmerchen erschien fast sichtbar vor mir, und ich wurde, ich weiß nicht wie ich sagen soll, ich wurde jämmerlich gerührt und schluchzte beinahe. Mir war, als würde etwas Leeres noch leerer, etwas Kaltes, Hartes noch kälter, noch härter, und auf einmal kam mir das Wort Mutter in den Sinn.

Ach Gott ja, das gute Tantchen war ja meine Mutter gewesen . . . Ja freilich . . . ja freilich . . . Mutter! . . .

Dann bin ich also hingefahren. Bis Rosenau, Du weißt, mit der großen Bahn, dann auf der Sekundärbahn nach Ribzberge und schließlich in Tantchens ur-altem Landauer (dem Sichelwagen des Königs Darius, wie wir ihn nannten) hin zum Ribzhof.

Die Fahrt ging langsam, denn es war Nacht und stockfinster; und der alte Hans Jörg erzählte und erzählte unaufhörlich und traurig und mit sehr langen und niemals völlig zu Ende geführten Sätzen.

Meinst Du nun, daß ich von dem, was er sagte berührt worden wäre? Nicht im Geringsten! Ich lauerte nur immer, wenn er aus der Konstruktion fallen, wenn er wieder einen neuen Wortpfahl einrammen würde, um eine neue Saглеine daran zu binden, und wenn er sich ganz verfißt hatte und hilflos abschnappend mit der Peitsche knallte, hatte ich das Gefühl einer wunderlichen

Genugthuung, Triumph beinahe. Es fehlte nicht viel, und ich hätte „Siehste wohl!“ gerufen.

Das Bild dann bei der Ankunft auf Ribitzhof, — ja, wer das malen könnte! Das große schwarze Haus in dem weiten, schwarzen Garten, in dem es rauschte und raunte; die dicken gelben Lichtscheine, erst unbeweglich, dann wandernd, und hinter ihnen die frostrothen Gesichter und das Hin und Her in den Gängen, Alles beflissen leise, wie wenn ein „Pst!“ in der Luft drohte . . .

Und dann: Dieser sonderbare Geruch des Landhauses im Winter . . . Etwas anheimelndes, halb frisch, halb ein bißchen stockiges.

Und ich wußte nun, wenn ich die Treppe hinaufgehe und links die erste Thüre aufmache — da liegt sie. Das Zimmer wird kalt sein, und ich werde mir die Hände am Lichte der gelben Wachskerzen erwärmen müssen, und ich werde nicht im Stande sein, sie anzusehen . . . Ob mir Thränen kommen werden? Oder — um Gotteswillen, wenn ich plötzlich lachen müßte? Verzerrt lachen, wie es mir manchmal gerade in den ernsthaftesten, schrecklichsten Augenblicken zustieß! . . . Was müßte Christiane von mir denken!

Ich ging wirklich in Angst hinauf, und ich zitterte.

Aber es war so wie meist im Leben: der Eindruck des Wirklichen hatte gar nichts gemein mit der Vorstellung vorher. Wie ich sie so still und, ja, wirklich, so schön daliegen sah, die wundergute, wunderfame Alte, da wurde mir ganz heimlich und warm zu Muth, und mir kamen Thränen einer gehobenen, mehr freudigen als schmerzlichen Rührung, und ich nahm ihre

schmale rechte Hand und küßte sie, und mir war wie Einem, der etwas Seltenes, Schönes erleben durfte.

Ich ging in's Bett und schlief gut.

Heut früh, wie ich aufwachte, hatte ich schier vergessen, weshalb ich diesmal in Niebighof bin. Ich streckte mich im Bett mit dem Wohlgefühl „fern von Berlin“ und dachte an die gute Butter, die nun zum Kaffeebrote kommen würde. Da, auf einmal, gab mir's einen Ruck inwendig, und ich erlebte jetzt erst den Schreck über Tante Ulrifens Tod.

Herrgott, Herrgott: die Tante ist todt! Die Tante! Ich hab sie ja drüben in der blauen Stube liegen seh'n! Wie kann man so was vergessen! Wo bin ich denn eigentlich gewesen mit meinem Kopf!? So was müßte sich doch einbohren wie mit eiskalten, frostbrennenden Stacheln!

Dieses verfluchte Herumstochern im eigenen Gehirn! Dadurch unterscheiden wir uns von den früheren Menschen. Nur in fauligen Zähnen stockert man.

Hol' mich doch der Ruckuck! Was quatsch ich da! Ich will doch bei Gott keine „witzigen“ Bemerkungen machen. Oder doch?

Peter! Es ist zum Ausderhautfahren! So geht mir's heute wieder 'mal den ganzen Tag. Ich komm' mit meinen Gedanken nicht zurecht. Sie springen wie die jungen Pferde und schmeißen die Beine. Der Teufel weiß, aus was für einem vertrackten Gestüt sie sind.

Bis hierher hatt' ich heute Nachmittag geschrieben. Eine eigenthümliche Unruhe ritt mich, und ich wäre

unter meiner verfluchten Reiterin sicher durchgegangen, wenn nicht der Pastor gekommen wäre.

Da sieht man, wozu Pastöre gut sind.

Aber es war ein unangenehmes Colloquium, das ich mit ihm hatte.

Dieser wunderbare Bäffchenträger hatte nämlich die Güte, mir einige Zweifel darüber zu äußern, ob Tante Ulrike so ohne Weiteres in den Himmel eingehen werde. Sie sei doch eigentlich eine etwas störrische Seele gewesen, meinte er, und ihr Hochmuth hätte sich einen eigenen Heiland gebildet statt des, ich hätte beinahe gesagt, staatlich approbirten.

Der Bäffchenträger: Es hat meinem seelsorgerrischen Herzen zu öfteren Malen wehe, sehr, sehr wehe gethan, wenn ich hören mußte, was die nun Verblichene im irren Wandel zu Gott (denn sie wollte zu Gott) für Worte sprach, Worte . . . oh!

Ich: Was für Worte, Herr Pastor?

Der Bäffchenträger: Blasphemische Worte!

Ich: Sapperlott, Herr Pastor.

Der Bäffchenträger: Ja, Herr Doktor, blasphemische Worte.

Ich: Nehmen Sie Sahne in den Thee, Herr Pastor?

Der Bäffchenträger: Wenn Sie Urak hätten? Oder auch Rum. So. Ja. Nur ein Bißchen! So! Ja, die Verblichene war ein irrendes Schaf.

Ich: Wir sind allzumal Sünder, Herr Pastor, und ermangeln des Ruhms, den wir haben sollen.

Der Bäffchenträger: Gott weiß es. Oh!

Und so ging die Rede hin und her, her und hin, mit Achs und Ohs und Gestöhn und Geseufz und einem gewissen butterig ranzigen Tonfall seinerseits, und der Mann Gottes nahm sichtbarlich zu an Mißvergnügtheit und Unbehagen, daß man hätte meinen mögen, Tante Ulrike sei eine ganz gottlose und teufelbesessene Person gewesen. Die gute Tante mit ihrem schönen, starken, stillen, herzhaften Glauben, der so köstliche Ausdrücke fand, daß ein kluger Pfarrer seine Predigten damit geschmückt hätte!

Ich will Dir ein paar Stellen aus ihrem Testamente an mich hierher senden. Hätte ich sie dem Pastor vorgelesen, er hätte die Schöffe seines langen Bratenrockes hochgehoben und wäre davon gerannt wie weiland die Schriftgelehrten vor denen, die in fremden Zungen redeten.

Denn die reine, starke, herzgründige Menschennatur eines Wesens, das an sich selber gebaut hatte sechzig Jahre lang, spricht daraus.

„Lieber Graunzer, ich weiß, Du bist ein hartgesottener Heide. Du trägst den Namen eines Christen nur wie ein Kleid, das Du gerne ablegen würdest, wenn Du nicht das Aussehen fürchtetest, das entstehen würde, wenn so ein kleiner dicker Doktor der Philosophie plötzlich nackt spazieren ginge. Viel Courage bedeutet das nicht. Ich bin bloß eine Frau, nach Deiner Ueberzeugung also ein sehr minderwerthiges Wesen, um das Du einen sehr großen Bogen machen würdest, wenn ich nicht die Schwester Deiner guten Mutter wäre, aber Du kannst Dich drauf verlassen: wenn ich nicht

an unserm Heiland Jesus Christus glaubte, ganz richtig und ehrlich glaubte, weil ich gar nicht anders kann, weil ich gar nicht ich wäre, wenn ich nicht diesen Glauben in mir hätte, — dann würd' ich hingehen und vor allen Leuten sagen: seht, es thut mir sehr leid, aber ich muß den Namen, daß ich eine Christin wäre, abthun, denn ich bin keine. So that' ich, und ich käme mir wahrhaftig wie eine Diebin vor, wenn ich nicht so thäte.

Nun gut: Du hältst das nicht für nöthig. Du bist ein Doktor der Philosophie und ein Mann, und in diesen beiden Eigenschaften fühlst Du Dich berechtigt, fremde Kleider zu tragen, wenn Du sie auch mit allerlei nicht dazu passendem Zeug aus ich weiß nicht woher behängst und bebaumelst. Ich muß Dir nur einmal den Standpunkt auch darüber klar machen, und deshalb schreib' ich das.

Wenn Du dies liest, bin ich dort, wo ich mein Lebtag gewußt habe, daß ich sein würde, wenn es auf Erden für mich vorbei sein wird. Ob ich dort eine gute Figur machen werde, das weiß ich freilich nicht, aber ich weiß, daß es mir gut gehen wird, denn ich habe genug christliches Leid gehabt hier und meine christlichen Freuden hab ich nicht mit den Schmerzen Anderer erkaufte. Der Herr Pastor meint, die christliche Demuth gebiete, anders zu reden, und wer ein Christ sein wolle, müsse sich einen Sünder heißen. Aber ich bringe das nicht fertig, denn ich kann mich nicht eigentlich besinnen, gesündigt zu haben, es sei denn, daß man Dummheiten begehen sündigen nennen muß.

Ich habe allezeit darnach getrachtet, in meinem Umkreise das zu wecken, was ich einfältige Person (das sag' ich ohne Demuth, bloß weil's wirklich so ist) Gottseligkeit nenne. Gottseligkeit aber nenne ich, wenn ein's mit sich selber in Frieden lebt. Das kann aber nur sein, wenn man in seinem Abendgebete zu Gott also sprechen kann: ich habe Dich, Vater, nicht beleidigt heute den Tag, denn ich habe Niemand wissentlich wehe gethan, und that ich's unwissentlich, hab ich's gut zu machen versucht; und ich habe versucht, Dich in mir deutlicher zu fühlen, und das Häßliche und Niedrige, das du mir, ich weiß nicht warum, mit aufgeladen hast, hab' ich getrachtet, wegzuzwerfen oder sein nicht zu achten, und ich danke Dir von Herzen, daß es in mir deshalb christlich hell und heiter geworden ist und daß ich gerne in Dir gelebt habe. Hallelujah!

Ich weiß nicht, Graunzer, ob Du auch so beten kannst, aber wenn Du es kannst, oder wenn Du wenigstens so zu fühlen vermagst, dann kommt es mir auf den Titel nicht an, den Dir Deine Philosophie beilegt, und ich glaube, daß auch Du nicht gottlos bist. Nur das Dumpfe, Blöde, was an sich selber frißt und in sich selber versinkt, statt aus sich heraus zu strömen in Licht und Klarheit, nur das ist eigentlich gottlos. Aber man soll es nicht aufgeben, wie einen unheilbaren Kranken, sondern wecken, klären soll man es. Aber nicht durch Anschreien oder gar Rütteln und Stoßen, sondern durch freundlichen Zuspruch und mit leiser Hand."

Wenn ich diese Worte lese, lieber Peter, muß ich

wirklich sagen: daß gerade ich, der Nefse einer solchen Tante, einen Bief auf das Weibliche habe, ist eigentlich unerhört. Und hätt' ich nicht so meine eigenen Gedanken, ich müßte mir fast monströs vorkommen.

Das liebe Frauenzimmerchen hat natürlich nicht unterlassen, mir auch im Testamente den Text darüber zu lesen, daß ich es vorziehe, einschirrig durch dieses Leben zu ziehen, statt als Appendix irgend einer Dame, die meinen Namen trägt und unter der Vorgabe, mich zu lieben und meinem Stamme zur Fortpflanzung zu verhelfen, mich unausgesetzt verführen würde, das Einzige aufzugeben, was Werth hat: Die männliche Selbständigkeit. Daß ich den Spaltungsprozeß, den die Menschen Ehe nennen, nicht durchmachen will, behagte ihr gar nicht, die darin ganz Weib, will sagen: ganz Herdenselbstsucht war, wie jede andere.

Deshalb heißt es in ihrem Testamente wie folgt:

„Eigentlich ist es sündhaft, daß ich Dir unsern alten Liebighof vermache, auf dem, bei Gott, so alt er ist, noch kein Junggeselle gefessen hat. Ich will Dir auch ganz offen gestehen, daß ich eine Zeitlang so kalkulirt habe: ich werde den Graunzer einfach zur Vernunft, d. h.“ (o weibliche Synonymik!) „zum Heirathen zwingen; ich werde ihm einfach in's Testament setzen: entweder eine Frau her oder draußen geblieben, in Berlin geblieben; ein spintifirender Weiberfeind kann meinethwegen in seiner städtischen Studirstube saure

Glossen aus seiner unglückseligen Gemüthsverfassung herausdestilliren, aber in meinen Liebighof kommt er mir nicht u. s. w., u. s. w. Aber schließlich hab' ich mir doch gesagt: nein, so machst Du's nicht! Das wäre unanständig, und Graunzer soll wieder einmal Unrecht haben mit seiner Lieblingslüge vom weiblichen Raupel- und Kuppelgeschlecht. Nehm' er den Liebighof, ohne Verpflichtung, unbeweibt in all seiner blühenden Mannheit. Und meinen Segen dazu. Denn er wird den brauchen, der wunderbare Doktor und Gutsherr ohne Frau . . .

Um Gotteswillen, Graunzer, — was wirst Du für eine Wirthschaft loslassen, Du Dekonom mit dem Federhalter!

Ich bin nicht schadenfroh, — aber den Liebighof möcht' ich wirklich in einem Jahre sehen, wenn Du ihn in einsamer Mannesgröße wirst bewirthschaftet haben. Na! Christiane wird mir Rapport erstatten, wenn sich sich zu Tode geärgert haben wird über „die Zucht“. Hoffentlich ärgert sie Dich auch ein Bißchen.

Und wer weiß. Ich habe so meine Gedanken. Vielleicht bläst Dir die frische Luft haufen doch die misogynen Grillen aus dem Kopf, und Du siehst ein, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Zumal auf dem Lande nicht. Als Wittwe, wie ich, so viele, viele Jahre, — ja, das geht, wenn auch schlimm und in Schmerzen, aber das ist Fügung, über die wir nicht wegkommen. Aber „aus Prinzip“, — nein, Graunzer, das geht eigentlich wirklich nicht. Zu-

mal Du auch das bedenken mußt: Wer soll denn nach Dir liebigen? Graunzer! Wenn Du es über Dich gewinnst, ohne Noth, bloß aus Doktorischer Grundfazeri und Verschrobenheit, den Liebighof einmal Fremden zu überlassen . . . aber nein: ich habe mir vorgenommen, keinen Zwang auf Dich auszuüben. Mach's wie Du willst. Aber die Versicherung geb' ich Dir: Staat wirst Du nicht machen als Hagestolz auf dem Liebighofe.“

Wie nannten wir doch die Reden unfres guten Tantchens, Peter? Tantationes, nicht wahr? Diese Tantatio ultima ist eine der schönsten, find' ich, aber überzeugen kann sie mich nicht, so überschlau sie auch angelegt ist.

Wie sie mich bei allen Zipfeln meiner Seele hernimmt! Wie sie für jeden Winkel, wo eine männliche Dummheit liegen könnte, einen eigenen weiblichen Besen hat!

Tante! Tante! Mich überschläufst Du nicht! Ich berufe mich auf Dich selber und auf Dein Wort von der Gottseligkeit, „wenn eins mit sich selber in Frieden lebt“. Das kann ich bloß solo, und der Gedanke an eine Frau bedeutet für mich soviel wie Spektakel, Gezappel, heillofes Hin- und Hergezerre und zänkische Unlogik, kurz Alles, nur nicht Frieden und Sammlung. Wenn ich mir eine Frau, oder reden wir einmal wie die gebildeten Zeitgenossen: eine „Frau Gemahlin“ im Hause vorstelle, so habe ich die über alle Maßen unangenehme Geruchshalluzination von spitzem, überall sich hinein-

bohrendem, alles Weiche, Feine, Diskrete entzweischneidendem, hartkantig machendem Essiggeruch.

Dieser Geruch mag in der Küche ab und an nicht zu umgehen sein. Für's Wohnzimmer zieh' ich mir aber reine Luft vor.

Damit verbleibe ich

Dein

Pankraz.



III.

Ein zweiter Brief des Herrn
Pantrazius Graunzer an sei-
nen selben Freund Peter Kahle.
Handelt von allerlei länd-
lichen und seelischen Dingen.

Kiebitzhof, Ende Februar.

Bester Peter!

Dies ist der erste Brief, den ich Dir als Guts-
besitzer schreibe. Ich fange nämlich an mich zu fühlen.
Donnerwetter noch 'mal: Jetzt bin ich doch was! Ich
habe ein Dach über meinem Kopfe, und das ist mein
Dach; ich habe Wald und Feld und Wiesen im Um-
kreis meines Blickes, und das ist mein Land. Sogar
der Schnee, der jetzt darauf liegt, bild' ich mir ein, ist
mein Schnee, und der graue Himmel darüber her ist
mein Himmel, und wenn der Sturm in mein Gebiet
setzt, thu' ich sehr pikirt und drohe mit der Guts-
polizei.

Es ist ein wunderbares Gefühl, auf Eigenem
zu stehen. Das allein ist fester Stand. Und

wenn ich in einem Prachtpalast wohne: ich habe doch das Gefühl, nur der Geduldete zu sein. Aber im eigenen Hause, das im eigenen Garten steht, der im eigenen Gelände liegt, — Du, da kriegt man ein Wohlgefühl, ein Freiheitsgefühl, da ist es, als würde Alles stark und stolz und sicher in uns, und wir spielen innerlich ein Bischen mit Szepter und Krone und Stern, wenn's auch bloß die Mistgabel, der Dungeimer und die Kuhkette ist.

Wem bin ich Basall? Der Erde, die ich beackere. Wem beuge ich mich? Dem Himmel, bei dem die Herrschaft über mein Land ist. Woran glaube ich? An den Keim, der im Korne ist. Was ist mein Gesetz? Daß ich mich rühren muß. Was ist meine Lust und mein Lohn? Daselbe!

Halt! Daß Du mir diesen Brief keinem Landwirth zeigst! Er würde sich den agrarischen Bauch halten vor Lachen und würde von den neuen Besen reden, die gut fegen, und würde Dir eine Rehrseite meiner Medaille zeigen, daß Du zurückschauern würdest. Denn das habe ich auf Besuchen bei meinen Nachbarn bemerkt: Wer nicht als Grünling in der Dekonomie gelten will, muß brav schimpfen auf die Dekonomie. Das ist so eine Art Gesundheitsregel, glaub' ich, und man scheint sich sehr wohl dabei zu befinden.

Bei mir ist der Uberschwang wohl erklärlich. Ich, ein Bibliotheksbeamter, schüttle plötzlich den Bücherschimmel von mir, lüfte meine pergamentisch angestochte Seele und blase mit jedem Athemstoße meine Lunge rein von Moderstaub. Da läßt sich's denken, wie hoch

mir die Brust geht. Anfangs war mir's, als flögen die gelbgrauen Bazillen der Buchstabenwelt sichtbarlich von mir, wenn der Hauch aus meinem Munde ging, und mir war es völlig zu Muth wie einem Rekonvaleszenten, der zum ersten Male die dumpfe Krankenzstube verlassen und reine Luft athmen darf. Mir wurde sogar etwas schwach davon, und ich fragte mich: wirst du soviel Gesundheit auch aushalten?

Die Krankheit wird den Stadtmenschen ja fast zum Bedürfniß, und es ist kein Zufall, daß sich so viele Leute mit Krankheiten interessant zu machen versuchen und mit diesem Versuche Erfolg haben.

Und im Grunde bin ich doch noch Stadtmensch, natürlich. Das zeigt sich vor Allem in der stark skizzenhaften Art, wie ich die Landwirthschaft betreibe. Wenn nicht das tüchtige Paar Hans Jörg und Christiane wäre, es sähe sehr übel aus um den Kiebigshof. Ich throne zwar, aber die Beiden regieren. Gottlob, daß es Winter ist. Hätte ich die Herrschaft von Kiebigshof im Frühjahr oder Sommer antreten müssen, — ohpopoi, sagten die Griechen.

Christiane scheint übrigens von der Tante auf den Mahnposten kommandirt zu sein. Wäre sie klassisch gebildet, sie würde mir zum Morgentkaffee feierlich zu rufen: Herr, gedenke der Heirath. So kleidet sie denselben Gedanken etwa in folgende Worte: So, do wär nu wingstens a Frau gutt!" oder „Später gitt's wuhl besser, wenn a Frau do is“. Wenn ich dann sage: „'s kommt keine Frau, Christiane!“ dann zieht

sie bloß ihren Mund breit und grinst verschmitzter, als ich es ihr jemals zugetraut hätte.

Soviel ist gewiß: für voll werde ich in meiner Unbeweihrtheit nicht angesehen, und es sieht ganz so aus, als duldete man diesen Zustand nur in der ganz bestimmten Voraussetzung, daß ich ihm über kurz oder lang ein Ende machen werde.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß mich das nicht im Mindesten berührt. Ich werde den Leuten zeigen, daß es auch so geht und daß ich Niemand beiße, auch wenn ich keine Frau habe. Denn das ist ganz besonders merkwürdig: weil ich keine Frau habe, betrachten mich die Leute in erster Linie auch mit scheuen Augen und als ein bedenkliches Stück Mensch. Ich habe was Monströses für sie, und es fehlt ihnen die rechte Brücke zu mir. Aber das wird sich schon noch geben. Es ist nur das Ungewohnte. Du siehst: wo die Macht beginnt, und habe sie auch nur ein ganz kleines Bereich, wie in meinem Falle, da beginnt auch ein gewisser Zwang von unten nach oben. Ich bin den wenigen Leuten auf Riebigshof der „Herr“, und diese guten Leute, die ganz unberührt von den Emanzipationsideen ihrer Standesgenossen in den großen Städten sind, erblicken in mir ohne Widerspruch denjenigen, der ihre Geschicke leitet; sie gehören mir, sind mir in ihrer Seele noch hörig, ohne daß das verbrieft und versiegelt wäre; sie wissen das gar nicht anders. Aber: ich gehöre auch ihnen. Das empfinden sie natürlich nicht klar, und das formuliren sie sich nicht als eine rechtliche Forderung, die sie an mich haben, aber

das steht bei ihnen als selbstverständliche Voraussetzung fest.

Ein patriarchalisches Verhältniß ist auch thatsächlich anders gar nicht zu denken. Wo die gegenseitige Zugehörigkeit ein Loch kriegt, fängt das Verhältniß von „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ an, dasjenige Verhältniß, aus dem, wie mir scheint, das sozialdemokratische Begehren ganz von selbst erwächst. Deshalb . . . aber um Gottes Willen, wo gerathe ich hin! Ich wollte doch wahrhaftig keine sozialpolitischen Ideen zum Besten geben. Ich setzte mich nur hin, mit Dir zu plaudern, weil ich mich, offen gestanden, schon ein Bißchen langweile, und weil ich Dir gerne einen kleinen Einblick in die Empfindungen geben wollte, die mich jetzt, wenn nicht beherrschen so doch beschäftigen. Ich bin, es kurz auszudrücken, in einer Art von Mauer. Halb noch Stadt- und Bibliotheksmensch, halb aber auch schon Landmensch, Freiluftmensch. Viel weniger Grübler und Kritiker als bisher, aber doch noch nicht ganz Zugreifer, Schaffer, — Bauer.

Dreierlei liegt vor mir: entweder zurück in die Stadt, natürlich nicht mehr als Gelehrsamkeitsbeamter, aber vielleicht als eine Art lebendiger „Beobachter an der Spree“ (Du verstehst mich!); oder: stillbeschieden hier geblieben, Kiebitzhofbauer, Schollensaffe (wobei ich aber nicht die Perspektive geistigen Stillstandes und die Verabschiedung aller literarischen und künstlerischen Neigungen vor Augen habe); und schließlich: ein Leben auf der Grenzscheide: bald Besuch hier bald Besuch da,

Commis = Bohageur einer zwiespältigen Lebenskunst zwischen zwei Stationen.

Ich werde mich für Nummer Zwei, für das gute Mittelstück entscheiden, ich werde liebigen. Berlin mit seinem gräulichen, stilllosen, unorganischen Parvenucharakter, diese Stadt des großschnauzigen Talmithums und des schnellfertigen Absprechens, in der sich die paar wirklichen Berliner (ein prächtiger Schlag) am unwohlsten fühlen, lockt mich nicht. Dort wohnen müssen, ist ein Unglück, dort wohnen wollen ist eine unbegreifliche Verirrung. Von Zeit zu Zeit einmal in seinem Getriebe unterzutauchen, sich die Sturzwellen seines vielgestaltigen Lebens über Brust und Kopf gehen zu lassen, während man sich sonst dem lauten und leeren Getriebe klüglich fern hält und seine Seele *procul negotiis* ausbömmert, wäre vielleicht ein annehmbarer Compromißvorschlag, aber doch nur für solche, die von Natur aus halb und halb sind und an der modernen Fahrigkeit leiden, die man Nervosität heißt. Ich habe den kleinen Verdacht, daß ein solches Nomadenleben ohne rechten Heimpunkt eine Seelenunstätigkeit erzeugt, die kaum geeignet ist, einen Charakter zur richtigen Reise zu bringen, aus der allein was Rechtschaffenes werden kann. *Das moi pu sto*, — das gilt nicht blos für die Mechanik, das gilt auch für die Lebenskunst. Wenigstens für uns, bei denen das Zünglein der Lebenswaage schon hinüberschwankt in die stille Gegend, wo langsam der Pfad sich in's Dunkel verliert.

Holla! Peter, gieb mir einen Rippenstoß! Nimm'

mich bei den Ohren, Peter, wie einen Sextaner! Sek'
mich Einen runter in Deiner Werthschätzung!

Du hast's doch gemerkt? —:

— | — | — | — |

. . . . wo langsam der Pfad sich in's Dunkel ver-
liert Erkennst Du das Paradigma:

Wenn der Hund mit der Wurst über'n Spudnapf springt . . . ?

Peter, — es versteht!

Das ist, beim Himmel, bedenklich, und Du wirst
lange Dein knabenerzieherisches Haupt schütteln, wenn
Du vernimmst, daß ich jetzt des Desteren von ganzen
Schwärmen zappeliger Daktylen, Anapäste, Trochäen
und ähnlichen Gelichters überfallen werde, das ich längst
aus meiner reinen Seele vertrieben wähnte, seitdem
ich zum letzten Male mit brandfuchsischem Fanatismus
skandirt hatte:

Ach Eines, Eines weiß ich nur gewiß:

Es ist mein Herz voll eitel Bitterniß.

Du hattest damals die Güte, darauf „Verschiff“
zu reimen und mich einen Ganzen trinken zu lassen.

Beim Hohen Rößener! — es waren doch schöne
Zeiten, als wir die dunkelrothen Mützen trugen und
jeden Finken für ein zweifelhaftes Subjekt hielten.
Was für wundervolle dumme Jungen sind wir ge-
wesen! Wie köstlich undifferenziert, lebfrisch aus einem
Gusse, — ein Wischen landsknechtshaft roh und be-
denklich alkoholbeflissen, aber jedennoch: so glücklich, so
derb glücklich Ich fürchte, heute sieht's in den
Corps nicht mehr so glücklich aus.

Nun aber Schluß! Ich, so gerne ich mich als überzeugten laudator temporis acti bekenne, will denn doch nicht vergessen, daß ich jetzt eigentlich erst zu leben beginne, denn jetzt erst bin ich ja frei geworden.

Wollen sehen, was mit seiner Freiheit anfangen wird

Dein
stets getreuer
Panfraz.



IV.

Ein Kapitel, das einige Tagebuchblätter enthält, die Herr Pantrazius Graunzer im Februar des Jahres geschrieben hat, in dem diese Geschichte spielt.

Den 5. Februar.

Heute fand ich in den alten Papieren, die die gute Tante von mir aufgehoben hat, einen Aufsatz, den ich als Quartaner geschrieben habe. Er handelte vom „Lobe des Landlebens“.

Wie so ein altes Stück beschriebenen Papiers Einem doch an die Nieren gehen kann! Ich sah mit einem Male die ganze brave Quarta, Coetus B., vor mir, diese Welt voll Cornelius Nepos, die doch den Zuckerstengel noch nicht ganz überwunden hat. Noch ein paar Jahre weiter, und wir hatten schon ein literarisches Kränzchen und lasen „Sturm und Drang“ von Klinger Beim Lob des Landlebens erinnere ich mich, daß der kleine Sidor Meyer, der jetzt so ernsthaft und Mitglied des Protestantenvereins ist, damals wegen eines genialen Ein-

falls in's Karzer gesperrt wurde. Er lieferte nichts ab, als ein Blatt mit folgenden Worten: „Ich, Sidor Meyer, Quartaner aus Berlin, bin in Berlin geboren worden, lebe in Berlin und bin niemals aus Berlin herausgekommen, denn der Grunewald gehört auch zu Berlin. Berlin aber besitzt kein Landleben. Deshalb kann ich nichts zum Lobe dieser Beschäftigung sagen“. Schade, daß unser guter Ordinarius so wenig Humor hatte. Er hätte Sidor'n nicht in's Karzer sperren, sondern um seiner Ehrlichkeit willen, die obendrein Wiß besaß, belobigen sollen. Sein Präzeptorenzorn aber erblickte in diesem kurzbündigen Aufsatz nur die Aeußerung frivoler Faulheit, und Sidor mußte schmachten. Das bestärkt mich in meiner alten Forderung, daß zu Pädagogen nur Leute von Humor zugelassen werden sollten.

Aber Pantrazi! Dann müßten ja wohl auch die Schulrätthe Humor haben! Oh! Und schließlich gar die Kultusminister! Bist Du bei Sinnen?!

Mein Aufsatz war ein einziger Triller auf der butolischen Flöte: „Wie herrlich, wenn des Morgens der mit vielen Federn ausgestattete Hahn kräht und uns mit seinem lieblichen Gesange hinauslockt in das frische Grün der Wiesen, wo die Schafe blöcken und wovon die Dichter singen! O, wie rein ist da die Luft! Wie duften die Blumen!“ (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Welche Blumen? Es genügt nicht, in Allgemeinheiten zu reden; mindestens hätte ein Adjektiv zu „Blumen“ hinzugefügt werden müssen.“) Der Schluß des Aufsatzes aber ist direkt hymnisch: „Nur auf dem

Landen fühlen wir uns frei und erhoben zu Gott, der alles dieses geschaffen hat und in seiner Güte erhält. Nur hier sind wir Menschen, wie die alten Germanen!“ (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Unfinn!“)

Ich kann wiederum dem Ordinarius nicht Recht geben. Ich finde, daß Pantradius Graunzer da als guter Quartaner gut quartanerisch geschwärmt hat, und daß es ganz richtig ist, was seine Seele in Quarta schrieb, wenigstens für Quarta. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich heute noch so unmittelbar und idealisch empfände.

„Menschen, wie die alten Germanen!“ . . . Bravo, kleiner Graunzer! Recht hast Du! Pfeif' auf den alten Ordinarius und halt's mit Hermann, dem Cherusker!

Und ich sehe mich im Geiste als ferientühen Gymnasiaften, ich sehe mich mit der grünen Botanistrotrommel und der scharlachrothen Schülmütze, wie ich durch das Gebiet von Riebihof galoppire, wie ich mich als großen Herren fühle und endlos Phantasieen spinne, während ich über die Wiesen renne. Dort hinten am Krebswasser, wo die alte Weide mit dem gespaltene Stamm steht, da war mein Sinnirplätzchen. Da war die Höhle der Fabelwinde, auf denen ich hinausritt in's Unmögliche. Daß ich ein verwunschener Prinz war, das stand ganz fest. Ich und bloß Quartaner? Haha! Laßt nur erst 'mal Tag und Stunde kommen, wo der alte Mann im weißen Barte erscheint, der nach dem Leberfleck auf meinem linken Schulterblatt fragt und der dann, wenn er ihn gesehen hat, ein altes Perga-

ment herauszieht und der erstaunten Christiane verkündet, daß ich jetzt auf einem großen Schimmel in's Schloß meiner Väter reiten werde! Christiane wird's bereuen, daß sie mich fortwährend einen dummen Jungen nennt! Aber ich bin gnädig. Ich könnte sie an einen Baum binden und, mit Honig beschmiert, den Bienen zum Fraße lassen, oder ich könnte sie rösten lassen, und es stände mir auch frei, daß ich sie siebentausend Fuß unter die Erde in eine Höhle verbannte, in der sie von Kröten mißhandelt würde. Aber nein: Ich nehme sie mit in's Schloß, und da soll sie Augen machen, wenn sie die goldenen Thürme sieht und meine Leibmohren! Dem Ordinarius aber werde ich einen Brief auf Goldpapier schreiben: Hiermit thun wir kund und zu wissen, Ihnen, Herr Professor, daß Sie uns hinfüro nichts mehr zu sagen haben! Sie Jammerpeter, Sie! Sie Blindschleiche! Wenn Sie gescheidter wären, hätten Sie längst entdeckt, wer wir eigentlich sind. Aber Sie sind ein ahnungsloser Esel!

Ach Gott, ja, es war schön! Schön! Schön! Schön! Schade, daß die Seelen so kümmerlich werden, wenn man älter wird.

Wann hab' ich eigentlich aufgehört, zu fabuliren? Wann begann ich, mich dabei zu beruhigen, daß ich ein ganz gewöhnlicher Pantraz sei, ein Pantraz der Hunderttausendste, ein Männlein Packebich?

Es ist nicht so schnell gekommen, dieses schüßde Thatfachenbegreifen. Viel Wind mußte vorher an der schönen grünen Fahne meiner Hoffnung reißen, bis ich schließlich nur den Schaft in der Hand hatte, den ich

dann auch zerbrach. Bis auf ein Stück. Und daraus hab' ich mir eine Flöte gemacht, die Flöte meiner einzigen Melodie:

Geh' an der Welt vorüber, es ist nichts!

Anfangs blies ich diese schöne Weise in einem düsteren Tone, dann ward er melancholisch=gelassen, dann gleichmüthig mit einem kleinen Ansätze von Gassenhauer, und schließlich trillert sich's ganz behaglich:

Sach' an der Welt vorüber, es ist nichts!

Und das ist der Humor davon.

* * *

Den 12. Februar.

Alle diese Tage hin hat mir was an der Seele gefosgen, so ein unbestimmtes Gefühl des Suchens in mir selber, als müsse da irgendwo irgendwas liegen wie ein Schlüssel, der eine köstlich geheime Kammer aufthun könnte, in der's Einem sehr wohl sein müßte.

Suche ich vielleicht eine Erinnerung?

Oder eine Hoffnung?

Oder etwas, das Beides zugleich wäre?

Was könnte das sein?

Ich bin doch Pantrazius Graunzer, das Männchen Packebich mit der einweisigen Flöte? Der Mann mit dem abgeschlossenen Gemüthe? Ich habe doch alle derartigen Schlüssel weggeworfen, weil ihre krausen Bärte mich genugsam genarrt haben?

Wäre ich nicht hier mir ganz allein gegenüber, ich würde mich schämen, es auszusprechen, daß ich auf lächerlichen Serpentinien mich immer und immer wieder in jene schöne Gegend begeben, von der die geschäftigen Verfemacher wünschen, daß sie ewig grünen bliebe.

Der Teufel hole mich; ich muß an die jammervolle Episode mit Ida, der jetzt verhehelichten Kunze, denken.

Die jetzt verhehelichte Kunze

Bestie!

Pfui! Nicht!! Ruhiges Blut! Blamir' Dich nicht, Pantraz! Auch nicht vor Dir selber!

Kalkulire: Die jetzt verhehelichte Kunze ist ein Frauenzimmer von der schlechten Mittellage. Ihr Mann hat, seit er sie geheirathet, die Gelfsucht. Ihre Kinder (acht!) sind böshafte, dumme Klangen mit mangelhaft gepuzten Nasen. Sie wechselt aller vier Wochen das Dienstmädchen. Sie ist, höflich gesprochen, nicht gerade eine von den Reizendsten . . .

Also: Nimm an, die verhehelichte Kunze wäre eine verhehelichte Graunzer . . .

Es steigt das Haar, kalt strömt der Schweiß . . .

Nun?

Gewiß! Ich habe im Grunde Glück gehabt mit meiner unglücklichen Liebe.

Aber?

Kein Aber, wenn ich bitten darf!

Was abert sich hier! Einfältig!

Aber das ist ja das Schlimme, daß mich ewig ein Aber behelligt!

Ich muß diesem Aber die Wurzel abdrehen! Ich muß dieses feige, klettige, klebrige, schleimige Monstrum, das in mich hineinkriecht und sich in meiner Seele herumwälzt wie eine haarige Raupe, ausschweifeln!

Ausschweifeln!

* * *

Den 20. Februar.

Axiom: Das Weib ist ein jammervoller Nothbehelf der Natur, die vom Werdewahnsinn befallen ist und im Delirium . . .

Da bin ich also wieder 'mal im schönsten Fahrwasser.

Wo ist meine Flöte? Warum schimpfe ich denn auf einmal wieder? Was geht mich denn „das Weib“ an.

Axiom: Ein Mann, der an's Weib überhaupt nur denkt, ist schon besudelt. Höllestein her, wenn diese Stelle beißt!

Nein! Bloß Lachen hilft. Die ganze Geschichte dieses jappenden Kampfes zwischen Man und Mü, wie die alterfahrene schlitzäugige Großvaternation im Osten sagt, ist wohl tragisch, aber alle Tragik läßt sich mit Humor überwinden.

Flöte her!

Lach' auch am Weib vorüber! Es ist nichts!

* * *

Den 25. Februar.

Christiane bringt mich zur Verzweiflung. Seit drei Tagen paradiert sie mit der alten Familienwiege von Riebigshof. Erst mußte sie gewaschen werden. Schon überflüssig. Dann mußte sie gar neu gemalt werden. Rosen und Tulpen darauf, in der hübschen altmodischen Art. Meinetwegen, weil's ein altes gutes Kunstgewerbestück ist. Nun aber stellt sie mir den Kasten in meine Schlafstube, „weil's schade d'rum ist auf dem Boden.“

Das ist Alles tantische Anstiftung, und bloß aus Pietät schmeiß' ich das Dings nicht zum Tempel hinaus.

Bin überhaupt ärgerlich die ganze Zeit. Man kommt in der Einsamkeit blödsinnig in's Grübeln.

Geradezu langweilig.

Und dabei hinten und vorne Dinge, die ich bestimmen soll und nicht verstehe. Die Leute fangen an, sich lustig über mich zu machen. Voran natürlich Christiane, die wahrhaftig ein Wischen zu sehr auf ihr Altersrecht pocht.

Und — unglaublich! — Rückfälle in die Kinderkrankheit des Versemachens. Das kommt vom Bukolisiren.

Und ewig das unbehagliche Gefühl mit dem Suchen nach Was.

Es ist die reine Mausestube, in der ich mich befinde.

Vierzig Jahre alt und noch immer solch' eine schwabbelige Seele!

Sch kann mich auf dem Jahrmartt sehen lassen

oder unerfrohenen Romanschreibern als psycholo-
gisches Modell stehen.

Unerquicklich!

* * *

Den 28. Februar.

Mein Zustand wird bedenklich. Es ist keine Frage
mehr: Ich befinde mich in einer Krise.

Es ist ein psychisches Fieber von sehr hartnäckiger
Art. Wechselfieber. Bald ist meine verehrte Seele heiß,
bald ist sie kalt. Irgend was zerrt an ihr, wie böse
Buben am Maikäferbein.

Wer ist der böse Bube?

Wenn ich ihn erwische, nehme ich ich ihn an den
Ohren und beutle ihn, daß er genug haben soll.

Aber erst haben!

Erst haben!

Ich bin hinter ihm her wie der Bauer hinter den
Aepeldieben. Aber nicht einmal seinen Hemdenzipfel
krieg' ich zu sehen.

* * *

Den 29. Februar.

Hat ihm schon! Der Bengel heißt Sehnsucht und
ist aus der Familie Langeweile.

Schäm' Dich, Pantraz! Bist Du ein Wortefänger
geworden? Todte Käfer aufspießen, ist mehr werth,
als das.

Samohl! Ja, freilich! — Sehnsucht! Das will wohl was heißen! Aber sage mir doch, mein bied'rer Käsefischwinger: wonach sehnt sich Deine allerliebste Seele?

Wonach?

Da kraut sich der Lämmel hinterm Ohr.

* * *

Ich muß systematisch und exakt vorgehen.

Wenn die Aerzte soweit sind, daß sie den Magen beleuchten können, dann sollten wir Psychologen (wie stolz das klingt!) doch gefälligt so weit sein und die Seele beleuchten können.

Also leuchten wir!

hm! Das Ding hat viele Runzeln . . . Und zwischen den Runzeln steckt viel Staub . . . Und der Staub ist von mancherlei Art . . . Und es ist Bewegung in dem Staube . . . Und auch die Runzeln liegen nicht stille, sondern gehen auf und gehen ab, reiben sich, rühren sich, zucken, zittern . . . Es ist, als ob sie nach Luft schnappten . . .

Das Ding sieht bedenklich aus. Sicherlich: Normal ist das nicht!

Eine normale Seele, sollte ich meinen, ist sehr glatt, sehr still und staubfrei.

Was muß ich also thun?

Sehr klar. Erstens: glatt machen; zweitens: ausfehren; drittens: Ruhe!

Röstlich! So verschreibt der Herr Doktor dem Bettelweib Madeira.

Wo soll ich alter Kerl die Courage hernehmen und meine Seele erst glatt bürsten, dann reinfegen und am Ende zur Beruhigung eindölen!

Schließlich geht sie mir dabei in die Brüche, meine Seele, und dann sitz' ich da mit Bürste, Besen und Del . . .

Verfluchte Geschichte!

V.

Eine parlamentarische Standrede des Herrn Pantrazius Graunzer an sich selber. Handelt von einem sehr wichtigen Entschluß und darf durchaus nicht überschlagen werden.

Verehrtester! Wir haben nicht oft das Vergnügen, einerlei Meinung zu sein, aber darin werdet Ihr mir, dessen bin ich sicher, beistimmen, daß es so nicht fortgehen kann.

Die Situation, in der wir uns befinden, ist unerquicklich im höchsten Grade, und es wäre, parlamentarisch zu reden, ein Zeichen von mangelhafter Intelligenz, wenn wir nicht darauf sannen, Mittel und Wege zu finden, wie wir dieser bedränglichen Situation ein Ende bereiten und sie durch einen Zustand ablösen, der unserm Befinden zuträglicher, unserer Entwicklung heilsamer und des Namens Graunzer würdiger ist. (Zustimmung auf allen Seiten.)

Es ist keine Frage, daß ein Etwas in uns rumort, das auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse hin-

treibt, und das wir, in Ermangelung eines bestimmteren Ausdruckes, Sehnsucht nennen. („Sehr richtig!“ links, in der Herzgegend. „Unsinn! Langweile!“ im Gehirnszentrum.) Diese Sehnsucht nun, — woraus entspringt sie? Fürchten Sie nicht, daß ich vorhabe, Sie durch lange und eingehende Untersuchungen über den Grund dieser p p. Sehnsucht zu langweilen. Ich begnüge mich, ganz kurz die Behauptung aufzustellen, daß diese Sehnsucht die Folge eines gewissen Unbefriedigtseins ist.

Es muß etwas faul sein im Staate Graunzer, sonst hätten wir diese bedenkliche Unruhe nicht in unserm Innern! (Oho! im Gehirnszentrum.)

Nun denn, mein Lieber: Was ist faul?

Ich schmeichle mir damit, eine Antwort auf diese nicht ganz leichte Frage zu haben, aber ich muß bitten, daß Ihr mir die Aussprache dieser Antwort gestattet, ohne mir nach Eurer üblen Angewohnheit über's Maul zu fahren. /

Die Fäulniß, an der wir leiden, und an der wir zu Grunde gehen werden, wenn wir nicht schleunigst antiseptisch eingreifen, das ist die Zwecklosigkeit unseres ganzen gegenwärtigen Dahinlebens, der Mangel an einem fest und freudig begriffenen Ziele. Wir vegetiren, Verehrtester, aber wir leben nicht!

Als wir noch in Berlin saßen und Bücher registrierten, — nun wohl: Das war kein schöner Zweck und kein hohes Ziel; aber wir hatten uns darein gefunden, wir hatten abgeschlossen mit allem Anderen, wir hockten, nicht sehr dekorativ vielleicht, aber doch mit einer gewissen raumausfüllenden Sicherheit im Mittel-

punkte unseres kleinen Kreises, dessen Pflichten wir erfüllten, und der uns immerhin eine gewisse, wenn auch spärliche Zufriedenheit bereitete. (Melancholische Zustimmung.)

Nun hat sich das geändert. Wir sind aus unserm Bücherkreise herausgelockt und in eine viel schönere, viel frischere, viel reichere Welt gesetzt worden. Das gütige Schicksal, unsre liebe Tante Ulrike, hat uns die unverdiente Ehre angethan, uns zum Herrn und Besitzer eines zwar nicht sehr großen, aber sehr schönen, sehr geordneten, sehr ergiebigen und völlig schuldenfreien Gutes zu machen. Wir sind kein Bücherfresser mehr, wir sind ein Gutsbesitzer! (Bravo auf allen Seiten.)

Aber! Aber! —: Füllen wir unsern Platz auch wirklich aus? Haben wir uns unseren neuen Pflichten, so wie es sich geziemt, angepaßt? (Pause.) Euer Schweigen antwortet mit mir: Nein!

Nein! Wir haben das nicht gethan! Wir sind ein Bibliothekar a. D., der sich besuchshalber auf einem Gute aufhält und überflüssig macht, aber wir sind kein Gutsherr!

Ich will gar nicht davon reden, daß wir von der Landwirthschaft nichts verstehen. Das ist erklärlich und entschuldbar. Aber wir haben auch nicht den rechten Eifer, etwas zu lernen. Wir bummeln auf unserm schönen Gute herum und halten Maulaffen feil. Wir langweilen uns, wo wir arbeiten sollten. Wir machen uns zum Gespötte nicht bloß von Philemon und Baucis, den wackeren Zweien, Hansjörg und Christiane, sondern

wir sind auch ein schlechtes Beispiel allen unseren Leuten bis herunter zu Traugott, dem Kuhjungen.

Und warum das? An sich sind wir doch kein Nichtsnutz, kein Faulenzer! Beweis: Dieses Bummeln bedrückt uns, diese Langweile liegt uns schmerzhaft auf Seele und Leib.

Also warum?

Ich will es Euch sagen, auf die Gefahr hin, daß Ihr mir die sauersten Äpfel eures Graunzerischen Geistes an den Kopf werft: So ein Gut, das Einem gehört, ist keine Bibliothek, in der man von Amtswegen sitzt. So ein Gut, das Einem gehört, muß Einem in die Seele wachsen, muß Einem sehr lieb und innerlich eigen werden, sonst ist man entweder Schmarotzer oder Tagelöhner auf ihm. In der Bibliothek ist man im Grunde geistiger Tagelöhner, auch wenn man sein Stückchen Pergament mit Liebe beachert, und diese geistige Tagelöhnerlei auf einem Spezialgebiete mag recht wohl einen ganzen Menschen ausfüllen, zumal wenn er von ganzem Herzen und ganzer Seele und ganzem Gemüthe Spezialist ist, was zuweilen vorkommt, so wunderbar es klingt. Aber beim Landbesitz giebt's solcherlei Spezialliebe nicht, abgesehen von der industriellen Landwirthschaft, die uns nichts angeht. Hier gilt es, im Ganzen liebevoll aufzugehen, ein Bauer zu werden, der seinem Hofe gehört, wie der Hof ihm.

Dazu aber, Graunzer, gehört ein Ding, das uns fehlt, und das wir uns anschaffen müssen. Dazu gehört, ich kann mir nicht helfen, eine Eigenthumsperspektive in die Zukunft. (Unruhe auf allen Seiten.)

Ihr ahnt, was ich meine? Ihr schüttelt Euch vor Entsetzen, aber ich muß es Euch noch deutlicher sagen: Dazu gehört die Aussicht, daß auch nach uns das Gut unser gehört, daß wir das Gut auch für eine Fortsetzung unsres Selbst bebauen. Kurz und gut: dazu gehört, daß wir einmal einen Sohn haben müssen. (Tumult auf allen Seiten. Der Redner verschwindet unter einen Regen von Pfuirufen und faulen Äpfeln.)

Und wenn Ihr mich eine Stunde lang bepfuit und mit faulen Äpfeln bewerft, — keiner dieser Äpfel kann so sauer sein, wie der, in den ich biß, als ich diese Nothwendigkeit erkannte, die ich laut nochmals aussprechen muß: Graunzer, wir müssen einen Sohn haben!

Das ist im letzten Grunde die Sehnsucht, die uns peinigt. Wir sind unbefriedigt, weil wir nicht mit ganzer Liebe in unserem neuen Wirkungskreise aufgehen, und wir gehen nicht mit ganzer Liebe in ihm auf, weil er, als der natürlichste und also primitivste aller Wirkungskreise, die Familie zur Voraussetzung hat. (Stürmischer, gellender Ruf: „Pfui Teufel! Ein Weib! Da haben wir's!“)

Ja, Graunzer, es ist wahr: es wird sich nicht umgehen lassen, daß wir zu diesem Zwecke ein Weib nehmen. (Ohrenbetäubender Lärm.)

Aber nur zu diesem Zwecke! Ich verwahre mich mit Entschiedenheit dagegen, daß ich Nebengedanken habe, denn darin bin ich völlig eins mit Euch: ich denke nicht an all' das verworrene Zeug, das gemeinlich den Zweck der Erzeugung eines Erben verschleiert. Aber es giebt schlechterdings kein anderes Mittel, zu

unserm Zwecke zu gelangen. So jammervoll es ist: wir brauchen eine Frau dazu. (Weklommene Pause.)

Ich erlaube mir, den Antrag zu formuliren, den ich für angenommen ansehe, wenn sich kein ausdrücklicher Widerspruch erhebt: Wir beschließen, Zweck's Erlangung eines männlichen Erben eine Frau zu nehmen, der wir uns aber bündigst vorher zu erklären verpflichten, daß wir von all' dem nicht zu unsern Anschauungen passenden Brimborium ausdrücklich absehen, das man für die Eingehung einer Ehe als Voraussetzung anzunehmen pflegt. Tritt der Effekt, auf den es erst ankommt, nämlich die Geburt eines Knaben, innerhalb zweier Jahre nicht ein, soll die Ehe augenblicklich aufgelöst werden. (Dumpe Pause.)

Da sich kein Widerspruch erhebt, erkläre ich den Antrag für angenommen und werde das Weitere veranlassen.

* * *

Nachschrift: Ein wundervolles Mittel, über böse Gemüthsqualen wegzukommen, dies Farciren seiner Unbehaglichkeit. Ich möchte wissen, ob das andern Leuten auch so geht.

Aber die Farce ist ernsthaft! In einer Woche gedenke ich auf Freierns Füßen loszureisen. Oh, Tante Ulrike!

ß.

am 15. März (diesen Tag will ich mir hell lila anstreichen, als in der Farbe, die die frauenzimmerlichste und mir fatalste ist.)

VI.

Ein Brief des Herrn Pan-
krazius Graunzer an seinen
Freund den mehrfach genann-
ten Gymnasiallehrer Peter
Kahle. Siebt einen Kom-
mentar zu der eben vernom-
menen Standrede, den ich
jungen Mädchen nicht zu
lesen rathe.

Kiebitzhof, am 25. März.

Magister Kahle!

Ihr habt mich, beim Himmel, schwer geärgert mit
Eurem Briefe. Ich habe Euch bis jetzt für einen
ernsthafte Menschen und Staatsbürger gehalten und
mußte nun mit nicht geringem Bedauern wahrnehmen,
daß Ihr ein Spötter von jener geringen Sorte seid,
die heutzutage von den Zeitungen täglich schockweise
auf den Markt gebracht werden, und für die ich nicht
sechs Dreier gebe, selbst wenn sie Doktoren der Philo-
sophie und staatlich geachtete Knabenerzieher sind.

Proh dolor, Peter, — wie kannst Du bis zu der
Fribolität hinabtauchen, zu reimen:

Das ist der März,
Drauf reimt sich Herz,
Sogar die Graunzer freien.
Jetzt wird es Tag!
Oh, Himmel, sag',
Was denn geschieht im Maien?

Schämst Du Dich nicht, Peter? Das Deinem
Freunde und Corpsbruder?

Aber ich hab' es immer gesagt: die Schulmeisterei
verdirbt den Charakter; und: auf dem Katheder wächst
das Blümlein Bosheit am üppigsten; und: wer mit
dem Bakel hantirt, sieht an jedem Menschen nur das
Sitzfleisch. (A propos: Du kennst doch die Geschichte
von jenem Schulmonarchen, der in einem Museum die
Venus Kallipngos sah und mit Zungenschmalz ausrief:
Wie müßten hier fünfundzwanzig flecken! . . . ?) —
Welch ein Narr ich war, daß ich dir Mittheilung von
dem Entschlusse machte, der mir wahrhaftig schwerer
gefallen ist, als irgend einer in meinem ganzen Leben!
Ueber so 'was machst Du Witze!? Und sogar ge-
reimte?!

Ist denn das ganze Männergeschlecht eine einzige
Clique, vereint zur Verhöhnung der Wenigen, die sich
vom Weibe emanzipirt haben? Habt Ihr denn alle
die Objektivität verloren in dem lächerlichen Ringel-
ringelrosenfranz, den Ihr mit Aufopferung Eures Ver-
standes, Eurer Freiheit, Eurer Würde, Eures Wohlbe-
hagens, Eurer seelischen Reinheit mit dem von Schopen-
hauer satfam in seiner ganzen Gefährlichkeit und
Elendigkeit gekennzeichneten Geschlechte tanzt? Ist es
Euch denn ganz und gar unmöglich geworden, wirklich

männlich und nicht bloß als Schürzenanhängsel zu denken?

Oh, Ihr Schürzenbandknoten! Oh, Ihr belämmerten Ritter vom Unterrod! Oh, Ihr Karpfen, die Ihr an der Popfnadel hängt!

Du kannst Dir also absolut nicht vorstellen, daß man wirklich bloß um des Grundes Willen, den ich Dir in meinem Briefe angegeben habe, heirathen kann, Du fühlst schlechterdings den Anreiz zu der lebenswürdigen Insinuation in Dir, ich ließe mich da nur von einem maskirten Instinkte leiten, und dieser Instinkt tendire ganz fröhlich und bestimmt auf das hin, was Ihr schamhaft Erotik nennt, weil Euch selber der Ausdruck „Liebe“ blümerant, weibsenhaft und lyrischerig vorkommt?

Nun will ich Dir aber mal was sagen: Eure ganze vielgerühmte „Liebe“ ist im Gegentheil nur eine Maske, die sich der Wunsch auf Nachkommenschaft vorbindet, um auf glatteren Wegen zu seinem Ziele zu gelangen. Der Schwindel, den der Auerhahn der Auerhenne vortanzet, und der Schwindel, den Ihr Euren Gänsen vorsingt, vorwimmert, vorflötet, das ist alles dieselbe Sache, die dadurch nicht anständiger wird, daß sie die allergemeinste auf Gottes Erdboden ist. Der Auerhahn aber ist geschiedter als die zweibeinigen Freier um Fräulein Gans. Er setzt das zappelige Getanze *re facta* wenigstens nicht fort. Im Gegentheil: er begiebt sich schleunigst möglichst weit weg, auf die allerhöchsten Baumwipfel, und ist von nun an ein sehr gemessener und ernsthafter Herr. Ihr dagegen, — daß

Gott erbarm'! Wenn Euch die „Liebe“ losgelassen hat, kriegt Euch das noch künstlicher angemachte Ehegefühl in die Krallen, und die richtige Komödie beginnt jetzt erst. Ihr schämt Euch, durch die naturnothwendig eintretende Kälte zuzugestehen, daß Ihr vorher bloß die obligate Balzkomödie aufgeführt habt, und Ihr wißt Euch nicht anders zu helfen, als dadurch, daß Ihr nun die Komödie der ehelichen Liebe beginnt. Diese Komödie endigt aber immer tragisch, gleichviel, ob es die Welt merkt oder nicht. Denn für einen Theil, und, wie ich fürchte, meist für den männlichen, wird sie Ernst. Will sagen: der Komödiant glaubt schließlich selber an das, was er mimt, und das Ende ist die Entselbstung, die Verweibung.

Die Ehe ist Schuld daran, daß es keine Männer mehr giebt, d. h. die Ehe, wie Ihr, die Verweibungsfüchtigen, sie begreift.

Es muß aber auch noch eine andere Ehe möglich sein, die natürliche Ehe nämlich, die Ehe ohne Goldpapieremballage, die Ehe, die lediglich und ganz ausschließlich den Zweck der Erzielung von Nachkommenschaft hat, und die weder vom Manne noch von der Frau die Aufgabe der Persönlichkeit durch die „Liebe“ fordert.

Monströser Unfug, diese „Liebe“, die die Verkrüppelung der einen Individualität ohne Weiteres zur Voraussetzung und meistens die Vernichtung beider Individualitäten zur Folge hat. Wie soll aus solchen Verhältnissen eine gesunde Nachkommenschaft hervorgehen? Was ist diese Sorte Ehe anderes, als der

Faktor, mit dem das Wischen Persönlichkeit aus der Menschheit hinausdividirt wird! Mir graut davor, wenn ich denke, was schließlich daraus werden soll, aus diesem Rührei von Mann und Weib.

Und darum sag' ich für meine Person allen Ernstes: nein! Ich will eine Ehe gründen, ohne die Fiktion, daß, um ein neues Individuum zu zeugen, es nöthig sei, entweder die eigene oder eine andere Individualität zu opfern oder zwei Individualitäten bis zur Unkenntlichkeit in einander zu manschen. Eine solche Ehe, wie ich sie mir denke, mag eurer Sentimentalität nicht behagen. Dafür entspricht sie um so mehr der Natur. Die Ehe ist nun mal keine lyrische Angelegenheit.

Mein Entschluß steht fest. Ich setze Hansjörg zum Verwalter ein und begeben mich auf die Suche. Erst nach Berlin, wo ich, dem genius loci entsprechend, die Sache auf die geschwindeste und geschäftsmäßigste Weise per Annonce zu erledigen suchen werde. In welchen Lotterietopf man greift, ist schließlich gleichgültig.

Gehab' Dich wohl und geh' in Dich!

Dein

Hankraz.

Bemerkung des Adressaten zu diesem Briefe:

Krazi Graunzer, ober der Misogyn aus Naturwissenschaft. Auch gut! Man ist heute Alles aus Naturwissenschaft. Früher war man Alles aus Religion. Auch Misogyn. Siehe die Kirchenväter. Die Welt ist rund und dreht sich um. R.

VII.

Ein ganz kurzer Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an dieselbe Adresse. Handelt von dem vorigen Brief.

Riebißhof, den 26. März.

Lieber Peter!

Unter meinem vorigen Briefe wirst Du eine radirte Stelle gesehen haben. Ich gestehe Dir, daß das wegradirte „Nachschrift“ geheißen hat. Ich habe es aber vorgezogen, einen eigenen Brief statt einer Nachschrift zu schreiben, damit ich mich nicht eines spezifisch weiblichen Fehlers schuldig mache.

Was ich Dir nachschriftlich schreiben wollte, ist aber dies: Mein voriger Brief hat einen etwas grätigen und dozirenden Ton, der mir selber nicht gefällt. Um so weniger, als sich all' das, was ich darin sage, in ruhiger Entwicklung plausibler gestalten ließe. Trotzdem habe ich Dir den Brief geschickt. Erstens, weil es nöthig war, daß ich Dir für Deine üblen Witze die Leviten las, und dann, weil Du gerade auch aus

dem Tone erkennen magst, in welcher seelischen Verfassung ich mich befinde.

Sobald der Gedanke an's Weib Besitz vom Gehirne eines Mannes nimmt, schlägt sich der Humor in die Büsche.

Fast hätt' ich Lust, mir die Sache doch noch 'mal zu überlegen, aber ich fürchte, es käme nur zu einem Aufschieben, und da will ich denn doch lieber gleich in den Apfel beißen, wo er am sauersten ist.

Dein

Pantraz.

Bemerkung des Adressaten:

Armer Krazi! Entschuldigt sich! Aber er thut mir leid. Wir thun immer die Leute leid, die gute Kerle sind und schimpfen müssen. Das hatte die Religion vor der Naturwissenschaft voraus, daß sie die Leute nicht brummig machte.

VIII.

Aus einem Briefe des Amtsgerichtsrathes Kropfer an seinen Corpsbruder Herrn Peter Kahle. Handelt von Herrn Pantrazius Graunzer.

Berlin, den 10. April.

..... Ja, richtig, noch Eins! Gestern hab' ich Graunzern gesehen. Mir scheint, daß der Gute völlig am Ueberschnappen ist. Von Lebensart gar keine Spur mehr und ein Exterieur wie ein Hinterwäldler. Ganz der Better vom Lande: Inspektormütze, Soppe, knallende Rindslederstiefel.

„Was machst Du denn in Berlin!?“ fragte ich ihn.

„Ich setze Heirathsannoncen in den Lokalanzeiger“, antwortete er.

Darauf ich: „Für einen Weiberfeind ist das ein grausamer Scherz“.

Und er: „Gar kein Scherz! Wer giebt Dir das Recht, mir scherzhafte Gedanken unterzuschieben?! Wie

kommst Du dazu, mich wie eine komische Person zu behandeln?! Nies' doch in Dein eigenes Taschentuch!"

Und eh' ich noch begütigend „na! na!“ sagen konnte, war er weg, quer über die Straße, in einen Omnibus hinein.

Und ein Gesicht machte er, — ich sage Dir: ein Gesicht . . .! Jedes Schnurrbarthaar war gesträubt, und seine Augen funkelten dunkel. Du weißt, was das bei ihm zu bedeuten hat.

Dein

Propfer.

IX.

Ein Brief des Herrn Pan-
trazius Graunzer an seinen
Freund Peter Kahle. Handelt
von einer decidib modernem
Dame.

Berlin, den 10. April.

Mein guter Peter!

Nachdem ich Dir im vorigen Monat den Brief mit den Leviten und dann den Nachschriftbrief geschrieben hatte, hab' ich mich bald von Kiebitzhof aufgemacht und bin gen Berlin gefahren.

Mein Plan steht fest: ich will eine Frau suchen. Zuerst in Berlin. Zwar lieb' ich das Berliner Volk nicht, und so opponirte auch etwas in mir gegen den Plan, just am unliebenswürdigsten Orte von Deutschland zu beginnen, aber schließlich sagte ich mir, daß es sich hier nicht um eine liebenswürdige, viel weniger um eine verliebte Sache handle, und daß gerade mein Geschäft sich in Berlin vielleicht am schnellsten abwickeln könnte, wo man ohnehin zu einer geschäftsmäßigen

Behandlung aller Angelegenheiten des menschlichen Lebens neigt.

Fuhr also nach Berlin.

Ich ließ Riebihof ungern hinter mir. Jetzt, wo es Frühling werden will, ist es schwer, aus der Natur heraus in die Stadt zu gehen. Aber da es geschehen mußte, geschah es, und ich brummelte vor mich hin:

Ich reit' auf Abenteuer aus,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Einen Rattenschwanz, den bring' ich nach Haus,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Und wär' das Abenteuer dumm,
Treibt es mich doch in's Wette um,
Vorwärts, Schimmel, vorwärts!

Du siehst, ich schackte ganz vergnüglich los, mit so einem gewissen, durchgegerbten Humor: Nur zu, die Sache wird schon schief gehen.

Und richtig!

Aber das muß ich Dir hübsch im Schritte erzählen.

Also: ich hatte mir in den Kopf gesetzt, zuvörderst 'mal schlecht und modern zu operiren — mit einer Heirathsannonce in der Bossischen Zeitung:

Die Annonce sah so aus!

Ernsthaft.

Ein Vierziger, Dr. phil. und Gutse-
besitzer, wünscht sich zu verhehelichen. Damen
mit gleichem Vorhaben wollen sich brieflich
unter Chiffre P. G. 40 aussprechen.

Ich hatte die Annonce so farblos und ohne jede Andeutung meiner persönlichen Anforderungen gewählt, weil es mir unzweifelhaft verwehrt worden wäre, auszu-
zudrücken, daß ich mich lediglich zwecks Erzeugung von männlicher Nachkommenschaft zu verehelichen wünsche. Denn ein solcher Wunsch, ausgesprochen, erregt Aerger-
niß, während er, wie ich glaube, gehegt sogar von Staatsanwälten und Pastorstöchtern wird. Das ist so eine der profunden Thatfachen unseres Moralcodez, über die es gut ist zu schweigen, denn sobald man in's Neben davon käme, würde man einen Stil sprechen, der wiederum das Interesse des von Staatswegen berufenen Hüters der bestehenden Institutionen erregen würde. Das ist die bekannte Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Symbol der Ewigkeit sagt man. Symbol der Ewigkeit der Dummheit — könnte man sagen. Ich aber sage es nicht, sondern lache inwendig. (Wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß augenblicklich sehr viel inwendig gelacht wird in Deutschland, und es gehören zur Sekte der inwendigen Lacher Leute, die auswendig einen geradezu penetranten Ernst zur Schau tragen, — nicht von Geschmacks-, sondern von Amtswegen.)

Aber ich will nicht davon zu Dir sprechen, denn davon spricht Du selber wahrscheinlich manchmal zu Dir, inwendiger Lacher, der Du bist. Sondern ich will Dir erzählen, was auf meine Annonce in der Bossischen erfolgt ist.

Eine Sturmfluth von Briefen in den bekannten unangenehmen, spinnefüßigen, weiblichen Schriftzügen

sturzwellte über mich her. In meiner Briefmappe, in den Schubfächern meines Schreibtisches, überall, in meinem ganzen Zimmer erhob sich ein Krieg von hundertlei Gestänken, wie sie in der Damenwelt, die nicht einmal den Muth ihres eigenen Geruches hat, unter den Namen von Parfüms grassiren. Erst nachdem ich etwas Jodoform verstreut hatte, ward ich dieses widerlichen Mißduftes Herr.

Länger dauerte es, bis ich die fatalen Dünfte aus meinem Gehirne getrieben hatte, die von dem Inhalte jener Briefe in mir erzeugt worden waren. Ich hatte ein Gefühl von Verbreiung meines Cerebralsystems, als ich diese unglaublichen Briefe gelesen hatte, und ich bekam einen Begriff, wie es im Gehirne eines unserer weibseligen Lyriker aussehen mag, die noch immer nicht aufhören, zu behaupten, daß die Liebe der schönste aller Triebe sei. Ein paar Kapitel Schopenhauer thaten gute Dienste gegen diese zeitweilige Verseuchung, aber im Grunde danke ich es doch wohl hauptsächlich meiner guten Mannesgehirnskonstitution, daß ich dieses Gefühl höchster Elendigkeit und Kraftlosigkeit verhältnißmäßig schnell überwunden habe.

Ich würde als ein schlechter Freund und auch gegen mich wie ein Flagellant handeln, würde ich Dir hier aus diesen Briefen einen Gefühlsextrakt geben. Ich habe sie verbrannt und ich will sie zu vergessen suchen.

Unter der ganzen gräßlichen Menge war ein einziger, der mir ein gewisses nicht mit direktem Unwohlsein verbundenes Interesse abgewann. Es war in derben,

steifen Schriftzügen geschrieben, nicht parfümirt und lautete wie folgt:

Herrn P. G. 40!

Das trifft sich gut! Sie sind vierzig, ich fünfunddreißig.

Sie sind Gutsbesitzer (den Doktor schenk' ich Ihnen), und ich habe das Stadtleben satt.

Sie wollen heirathen, ich auch.

Ich zweifle demnach nicht, daß wir harmoniren werden.

Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir uns einmal persönlich aus.

Ich werde morgen abend um 7 Uhr im Restaurant Pschorr, Ecke Friedrich- und Behrenstraße, an dem Tisch in der Ecke, gerade gegenüber der Eingangsthür von der Friedrichstraße her sitzen.

Sollte der Tisch besetzt sein, was aber um diese Zeit nicht anzunehmen ist, so werd' ich mich dem Speisebüffet gegenüber setzen und die Kreuzzeitung lesen.

Ich warte bis 8 Uhr.

R. R.

Dieser Brief gewann nicht allein dadurch, daß er sich von der allgemeinen Limonade der übrigen scharf abhob, er hatte auch für sich allein genommen etwas, das mir, ich will nicht sagen imponirte, aber doch einen gewissen vertrauenerweckenden Eindruck machte.

Da er von einer Person jenes Geschlechtes kam, deren Aeußerungen man gut thut, stets auf Bakterien

zu untersuchen, sah ich ihn mir sehr genau an. Ich kam dabei zu folgendem Resultate.

1.) Keine Anrede.

Das läßt sich gut und übel auslegen, denn man kann daraus vielleicht auf eine gewisse gerade Wesensart schließen, die an einen Unbekannten auch nicht die üblichen Höflichkeitsfloskeln verschwenden will, vielleicht aber läßt es auch einfach den Schluß auf eine *salva venia* Rauhbeinigheit zu, die für mich beim weiblichen Geschlechte nicht eben dekorativ wirkt.

2.) Die Antithesen des Eingangs.

Nicht ohne eine gewisse kurzbüdige Kraft. Die Frau, dacht' ich mir, häkelt ihre Reden nicht, wie es Weiberart, noch strickt sie gar jene langen Redestrümpfe, in denen der gesunde Verstand erstickt. Sie wird vielleicht eher ein Wischen zu wenig sagen. Aber das ist weitaus das geringere Uebel.

3.) „Ich zweifle demnach nicht.“

Ecce mulier! Da haben wir auch bei der kurzredigen die Schnatterlogik. „Demnach!“ Es ist unerhört! Indessen: auf logische Gebrechen war ich ja für alle Fälle vorbereitet.

4.) „Im Restaurant Pschorr.“

Sie also giebt mir ein Rendezvous, und zwar ohne Weiteres, ohne jeden Vorschlag irgend welcher weiteren brieflichen Präliminarien.

Und dann: nicht Josty, nicht Kranzler, sondern Pischorr; kein Zuckerbäcker, kein Kaffee, sondern Bier, und zwar ächtes. Das läßt auf eine gewisse sichere und kräftige Art des Entschließens und des Geschmacks schließen.

Gefällt mir.

- 5.) Genaue Kenntniß der Vertlichkeit und der Besuchsfrequenz im Pischorr.

Sollte sie Stammgast sein?

- 6.) Die Kreuzzeitung.

Die Dame ist schlau, man wird sich also vorsehen müssen. Sie kalkulirt so: der Mann ist Gutbesitzer, folglich wird er Agrarier sein, folglich wird er es gerne hören, daß ich die Kreuzzeitung lese.

Madame, Respekt! Aber Sie werden sich daran gewöhnen müssen, daß ich Sie durchschaue.

- 7.) „Ich warte bis 8 Uhr.“

Das weist wieder auf Entschiedenheit hin und auf einen gewissen Stolz.

Nicht übel.

- 8.) „Den Doktor schenk' ich Ihnen.“

Eine merkwürdig kühne Parenthese. So viel psychologischen Spürsinn kann ich der Dame nicht zutrauen, daß sie aus meiner Annonce die geringe Schätzung hätte erkennen sollen, mit der ich

meinen akademischen Grad ansehe. Sie muß also wirklich die Doktorei persönlich gering achten.

A la bonne heure! Das gefällt mir sehr gut! Freilich müßte man den Grund dieser Geringsachtung wissen.

Vielleicht hat sie schlechte Erfahrungen mit Doktoren gemacht?

Vielleicht auch, daß sie mit diesem Ausnahmestandpunkt bloß kokettirt.

Denn womit kokettirten Weiber nicht?

Ich denke, Du siehst, daß ich gründlich und ganz gewiß objektiv zu Werke ging. Das schließliche Ergebniß meiner Spezialuntersuchung war, daß ich beschloß, mir das Doppel-A in Person anzusehen.

Mir war nicht ganz wohl zu Muth, als ich mich auf den Weg machte.

Du weißt, wie schwer es mir fällt, mit Weibern zu reden. Dieses fremde Volk spricht eine Sprache, die nur scheinbar dieselbe ist, die ich beherrsche. Und dann haben sie alle so was verwirrend Mimisches an sich, eine so vertrackte Art, die Worte mit Blicken, Gesten, Bewegungen zu begleiten, die ganz willkürlich und zusammenhangslos sind. Ich möchte ihnen immer in den Arm fallen und fragen: Bitte, warum jetzt der kleine Finger so in die Höhe? Oder: Um Gotteswillen, warum nun die Blicke auf meine Stiefeln? Oder: Gerechter Himmel, was ist Ihnen, daß Sie so madonnen-schmerzlich den Kopf nach rechts neigen?

Es ist aber nicht Furcht, was mich so bange

macht, denn schüchtern bin ich nicht. Es ist nur Widerwille. Und diesen muß' ich natürlich diesmal unterdrücken.

Ich ging also in den Pschorr. An dem Tisch gegenüber der Thür saß sie nicht. Der war besetzt von Studenten.

Also nicht Stammgast! dacht' ich mir.

Und nun der Blick das Lokal lang hinab zum Speisenbüffet.

Richtig! Mitten gegenüber eine Dame hinter einem großen Zeitungsblatt. Ich erkannte deutlich das Kreuz und, hol' mich der Kuckuck, mein Herz klopfte, daß ich mich coram publico hätte bemauschellen mögen.

Von ihr sah ich nur ein Toupée schwarzer Haare. Gut! dacht' ich mir, sie hat den Hut abgenommen! Das ist kein schlechtes Zeichen!

Und nun los auf den Tisch und eine Verbeugung gemacht und: „P. G. 44.“

Als Antwort eine sonore Stimme: R. R. (wirklich: hinter jedem R ein akustisch deutliches Ausrufezeichen).

Ich: Mein Name ist Pantratius Graunzer. Sie gestatten?

R. R.: Katharina Kolbe. Bitte!

Dabei sahen mich zwei schwarze Augen groß und inquisitorisch an. Nur als Soldat, wenn unser Feldwebel den Anzug prüfte, hab' ich solche Augen an mir auf- und abwandern sehen.

Ich fand kaum die nöthige Unbefangenheit, gleichfalls zu mustern; als ich mir aber den nöthigen Ruck gegeben hatte, sah ich Folgendes: untersetzte Figur, ein Bißchen zur, sagen wir Breite, neigend, mit starker Brustausladung; das Gesicht scharfzüggig, im Profil an gewisse Bourbonengesichter erinnernd; die Haare kein Loupée, wie es von Weitem erschienen, sondern in natürlicher, üppiger Kräuselung a la Titus gehalten, — entschieden zu viel Haarwerk; die Hände von gesunder Farbe, sehr fleischig; das Kleid knapp anliegend, schwarz, einfach, ziemlich viel vom speckigen Nacken freilassend, um den eine goldene Kette hing. Gesamteindruck: nicht sehr liebenswürdig, aber auch nicht abstoßend; wenn man sich dran gewöhnt haben wird, wird man das Ensemble ganz anständig finden.

Sie begann das Gespräch sofort, nachdem ich abgelegt und Bier bekommen hatte.

R. R.: Nun also, Herr Graunzer, Sie wollen heirathen! Darf ich da erst mal ein paar Fragen an Sie richten? (Ein Blick, der mir wie nichts Gutes in die Seele fuhr. Es war Examinatorenstrenge darin. Ich fühlte mich beengt, wie wenn ich im Kandidatenfrack säße, und unwillkürlich fuhr ich mit dem Finger am inneren Rande meines Hemdfragens entlang.)

Ich: Bitte, Fräulein . . . oder Frau.

R. R. (gebieterisch): Fräulein!

Ich: Hm!

R. R.: Nun also, erstlich, Herr Graunzer, — ja, a propos: Sie legen doch keinen Wert auf den Doktor?

Ich: Gewiß nicht.

R. R.: Das ist gut. Ich hätte es für Schwäche gehalten, wenn Sie's thäten. Also: weshalb wollen Sie heirathen?

Ich: Gut, daß Sie fragen! Ich will heirathen, um einen Sohn zu bekommen.

R. R. (mit zurückgeworfenem Kopfe): Ah!

Ich (in einer Art Erbitterung, denn ich fing an, mich über dieses weibliche Wesen zu ärgern, das mich hier am Wirthshaußtische ausfragte und musterte wie einen Kutscher, den sie miethen wollte): Sawohl! Um einen Sohn zu bekommen oder auch mehrere Söhne, aber keine Töchter. Aus diesem Grunde!

R. R.: Vortrefflich, ganz vortrefflich! Ah!

Ich: Es freut mich, daß Sie meinen Grund, der der einzige ist, gut heißen. Ich hätte kaum gehofft, daß sich dieser Kardinalpunkt so überaus schnell erledigen würde.

R. R.: Wofür halten Sie mich?

Pause.

Ich (der ich das Anfangs für eine rhetorische Frage gehalten hatte): Für eine Dame, also . . .

R. R.: Also?

Ich: Verzeihen Sie, aber es wird mir etwas schwer, Ihnen jetzt, nachdem ich Sie erst seit fünf Minuten etwa kenne, bereits meine Meinungen über die unter dem Namen Dame begriffene Gattung Mensch vorzutragen. (Ich sprach wirklich in diesem Dozentenstile. Es ging von R. R. etwas so Ungewöhnliches aus, daß

ich auf Zeiten wirklich das Gefühl hatte, ich befände mich einem Demonstrationsobjekte und nicht einem lebendigen Menschen gegenüber. Der Gedanke, daß ich eines jener nach unseren Gesellschaftsregeln mit ganz besonderen Feinessen und Rücksichten zu behandelnden Wesen vor mir hätte, die wir eben „Dame“ nennen, kam mir gar nicht).

R. R.: Warum?! Warum?! Bitte, keine Gêne! Nur das nicht! Ich vertrage Alles! Ich bin auch auf Alles gefaßt! Ich bin kein Backfisch mehr! Ich sehe klar!

Ich: Klar? Sie irren sich vermuthlich. Keine Dame sieht klar. Nicht einmal ein Weib, das keine Dame ist, sieht klar.

R. R.: Hm! Sie denken also gering von uns? Wie?

Ich: So ist es. Ja. Im Allgemeinen und bis jetzt auch im Besonderen.

R. R.: Vortrefflich! Ganz vortrefflich! Sie sind mein Mann!

Ich: Noch nicht! Aber ich muß gestehen, daß ich schon wieder erstaunt bin, Sie so schnell auf meine Intentionen eingehen zu sehen.

R. R.: Inwiefern ist das erstaunlich? Warum sollte sich eine Frau nicht zu derselben Seelen- und Geistesstärke aufschwingen wie ein Mann? Warum sollte ich nicht begreifen, daß ein Mann niedrig vom Weibe denkt? Nichts ist erklärlicher!

Ich: Gewiß! Aber wie stellen Sie sich die Stellung der Frau eines solchen Mannes in der Ehe vor? Würden Sie sich getrauen, eine solche Stellung einzu-

nehmen? Das ist doch nicht so einfach!? Da gilt es doch, auf alles Mögliche zu verzichten!? Die Liebe z. B.!?

R. R.: Das findet sich!

Ich: Bitte recht sehr, das findet sich nicht! Ganz und gar nicht! Darauf laß ich mich nicht ein! Das eben will ich vermeiden!

R. R.: Gut! Dann vermeidet man's! Man muß sich nur verstehen!

Ich: Bitte recht sehr! Das beanspruche und erwarte ich nicht! Wozu auch?! Die Ehe ist doch keine intellektuelle Angelegenheit, ebensowenig wie sie eine sentimentale Angelegenheit ist. Ich betrachte sie lediglich als eine Art physiologischen Kontrakt, eingegangen zur Erzielung einer Nachkommenschaft.

R. R.: Aber das ist ja ausgezeichnet! Das ist ja wundervoll! Das ist ja das, was ich mir immer vorstelle! Das ist 'mal wirklich ein moderner Begriff von Ehe!

Ich: Modern oder nicht: Es ist mein Begriff!

R. R.: Und meiner auch! (Flammend): Ja, ganz gewiß! Meiner auch!

Ich: Schön, also darin sind wir einig. Es gälte nur noch, die einzelnen Punkte des Kontraktes zu formulieren.

R. R. (ein Notizbuch herausziehend, mit hochgezogenen Augenbrauen, höchst gespannt und mit einer gewissen Buchhalterinnenmiene): Also § 1!

Ich: Nicht so gerade! Es gilt ja eigentlich nur einen Punkt.

R. R. (einfallend): Das mit dem Sohne!

Ich: Jawohl, das mit dem Sohne.

R. R.: Hm! Wenn nun aber zuerst ein Mädchen...

Ich: Zuerst oder zuzweit oder zuletzt: Das giebt's nicht! Das wäre Scheidungsgrund!

R. R. (einen Augenblick perplex): Sapperlot! Das ist schwierig.

Ich: Ja, das ist schwierig.

R. R.: Sagen Sie mal . . . aber nein! Ich habe ja selbst darüber gelesen! Gewiß! Man kann es ja so einrichten, daß es ein Knabe . . .

Ich: Wie beliebt?

R. R.: Aber Sie wissen das ja besser, als ich! Die Wissenschaft der Physiologie (Ich, für mich: ecce Mantegazza!) giebt uns ja die Verhaltensmaßregeln zur vorherigen Bestimmung in dem von Ihnen berührten Punkte an die Hand.

Ich: Ich weiß das nicht, Fräulein Kolbe!

R. R.: Gewiß! Gewiß! Ich brauche nur nachzuschlagen zu Hause. Es giebt da was.

Ich (nun schon fest im Sattel und beide Schenkel dicht am Gaul): Wenn dem so ist: Famos! Dann wären wir ja im Klaren, vorausgesetzt, daß nicht etwa überhaupt die Konstellation Kolbe-Graunzer, wenn Sie mir gestatten, eine solche anzunehmen, die Aussicht auf Nachkommenschaft vereitelt.

R. R.: Wie meinen Sie das?

Ich: Sie wissen, es gehört eine gewisse Kongruenz der physiologischen Bedingungen dazu, um in einer Ehe jenen gewünschten Effekt (ganz abgesehen von unserm noch speziell komplizierten Fall) zu erzeugen.

R. R.: Ach so! Ja, das muß ausprobiert werden. Ich für mein Theil bin unbesorgt. Nur ist nicht viel Zeit zu verlieren.

Ich: Wie das?

R. R.: Ich meine: Sie sind vierzig, Herr Graunzer...

Ich: Gewiß, gewiß. Wenn Alles klappt, können wir gleich abschließen. Eile thut noth. Die Physiologie läßt nicht mit sich spaßen. Schlimmsten Falles können Sie 'mal nachschlagen.

* * *

Peter! Peter!! Peter!!! Was war das für ein Frauenzimmer! Die hätt' ich Tante Ulriken gewünscht, wenn sie über die heutige Zeit loszog. Herrgott, Himmel und Paradies: diese Spezies hätte nicht 'mal ich für möglich gehalten. Ein Rattenkönig von Hundsnasigkeit, Berechnung, Oberflächlichkeit, Eingebildetheit und — gelinde gesagt — Dummheit und Noheit, und so 'was renommirt mit dem Worte, das Leben und Aufwärtzentwicklung bedeutet: modern!

Du wirst mir in Deiner unheilbaren Güte sagen, daß ich nur das Pech gehabt habe, einer jener Karikaturen in die Hände zu fallen, wie sie von Uebergangszeiten gerne geboren werden, — meinetwegen magst Du Recht haben. Ich für meine Person werde mich hüten, auch noch den weiblichen Problemen nachzulaufen; ich hab' an den weiblichen Thatfachen genug.

Der Thatfache R. R. habe ich meine Meinung schließlich nicht verhohlen, und ich wundere mich augenblicklich, daß

ich heiler Haut davon gekommen bin. Zum Ende unserer Disputation klirrten die Armbänder der physiologischen Experimentirdame bedenklich nahe vor meinem Gesicht hin und her, dann ward es plötzlich stille. R. R. war davon gerauscht, und ich hatte noch vier Glas Bier für sie zu zahlen. Als Lehrgeld immerhin billig.

Dein

Bantraz.

X.

Herr Pantrazius Graunzer
faßt Reisepläne und berichtet
darüber seinem Freunde Peter
Kahle.

Berlin, den 15. April.

Mein guter Peter!

Es ist nichts mit dem öffentlichen Verfahren in
Freiersangelegenheiten. Ich sehe von dem Gedanken
ab, auf dem Wege des mit Druckerschwärze verunreinig-
ten Papiere zu einer Frau zu kommen. Ich werde
persönlich suchen.

Aber nicht in Berlin. Ich habe an einer K. K.
genug.

Ich werde die Orte auffuchen, wo ich irgendwelche
Beziehungen habe, die mir Gelegenheit geben könnten,
das zu finden, was ich suche. Gott verläßt bekanntlich
keinen Deutschen, ich werde mich also auf ihn verlassen.
Hilft er mir nicht, so ist vielleicht auch das Gnade,
und ich danke ihm eines Tages auf den Knien. Ich

bin etwas resignirt, wie Du siehst. Hättest Du R. R. gesehen, so würdest Du Dich wundern, daß ich noch den Federhalter halten kann. Ich muß doch eine gute Konstitution haben.

Zuerst fahre ich nach Dresden.

Dein

Krazi.



XI.

**Einiges aus Herrn Pantrazius
Graunzers Reisetagebuche.
Handelt von einer Karoline,
von einem Schwimmädchen
und von Dresden.**

Im Eisenbahnwagen von Berlin nach Dresden.
16. April.

Ich habe Pech: die Lokomotive meines Zuges heißt Karoline.

Aber: Ich bin allein im Coupée.

Zuerst will ich eine halbe Stunde die Augen zuthun; sind wir außerhalb Berlins, so sollen sie wieder aufgemacht werden.

Ah! Ah! Felder rechts und links! Felder! Wie schön das ist! Und das junge Grün darauf! Und der unberqualmte blaue Himmel darüber! Und Alles, wenn's auch nicht gerade beunruhigend malerisch ist, doch so anheimelnd naturartig; — jedenfalls nicht mehr Berlin! . . .

Gott sei getrommelt und gepfiffen!
Müße hoch, Graunzer, und nu jodel 'mal!
Zu=hu=hu=hu=huuu! Tria=duliöh=haha!

* * *

Schönchen, schönchen, schönchen! Ich lese an den Stationen die Kilometer ab, die wir uns von Berlin entfernen, und entzücke mich daran, wie hurtig mich die wackere Karoline von Berlin wegträgt.

Ein gutes Mädchen, ein liebes, ein dickes, ein charmantes Mädchen!

Hochverehrte Karoline!
Katta-huschta! Katta-huschta!
Schienenklirrende Maschine!
Katta-huschta! Katta-huschta!
Kasle, rase
Deine Straße,
Schnaube Dampf aus Deiner Nase,
Friß Dir Feuer in den Wanst,
Kenne, renne was Du kannst.
Sieh, wie schön zu beiden Seiten
Feld und Wald sich drehn und gleiten,
Und die stille Heide tanzt.
Katta-huschta! Katta-huschta!
Den Galopp, den mag ich leiden!
Ah! wie Deines Dampfes graue
Fahne, allerliebste Fraue,
Ueber unserm Saufe weht!
Schön! Schön! Schön! Und schneller immer!
Oh, Du gutes Frauenzimmer!
Vorwärts! Vorwärts! Fortgedreht!
Katta-huschta! Katta-huschta!

* * *

Dresden, den 17. April früh.

Ach, was ich wundervoll geträumt habe diese Nacht.

Ich träumte, ich wäre wie vor 30 Jahren hier in Dresden im Freimaurerinstitut. Und ich hatte Sonntags meinen Urlaubszettel und ging in aller Frühe hinaus aus dem Kasten, bummelte die Weißeritz hinunter, dann über die Brücke und in die Stadt hinein. Ueberall, wo es Pfannkuchen gab, kaufte ich mir einen, mit Pflaumenmus gefüllt, und mit Aprikosen, und einen sogar mit Apfelsinenmarmelade.

Und ich ging, wie ich immer zu gehen pflegte, in den Zwinger.

Erst die schöne Mittelallee hinauf, dann wieder bis zur Mitte zurück und dann links quer durch und die Stufen hinan, da hinauf, wo die Bassins sind.

Kein Wasser darin. Niemand in der Nähe. Ich in das Bassin hinein.

Da, wie ich drin bin, auf einmal, schließt sich über mir das Bassin, und es ist eine grüne Kuppel ausgespannt, dunkelgrün, und in diesem Grün schwimmen goldene Fische, — aber bei Leibe keine von den gewöhnlichen Goldfischen, wie sie in Mutter Schüzens Fischglas sind. Nein, ganz merkwürdige goldene Fische, mit langen blauglänzenden Flossen, die gebogen waren wie die Federn des Paradiesvogels. Aber Augen hatten sie ganz, ganz gelbe, richtige Telleraugen, wie große Schilde rechts und links.

Die also schwammen über mir.

Aber es mußte wohl nicht Wasser sein, worin sie schwammen, denn ich selber stand ja in dem grünen

Wehen, in dem sie waren, und was um mich war, das war eine liebe, warme, duftende Luft, die freilich sichtbarlich in Wellen ging und die mich auch benetzte, wie wenn sie etwas wäre, das zwischen Luft und Wasser ist.

Es war unbeschreiblich angenehm, und mich genirte es nur, daß ich meinen gräßlichen Freimaurerinstitutsmantel anhatte, mit den goldenen Knöpfen.

Aber guck mal nur, da kam ein kleines Mädchen auf mich zugeschwommen, das griff an mir herunter, und mit einem Male war der entsetzliche Mantel weg und ich stand in einer allerliebsten rosigen Nacktheit da, ein Bübchen von den angenehmsten Konturen, nicht zu mager und nicht zu dick, gerade recht.

Was denn aber nun? dacht' ich mir.

Da sagte das kleine Schwimmmädchen, das ganz in meinem Alter zu fein schien und eben so hübsch und nackt war, wie ich (was mir unendlich wohlgefiel): Du, kleiner Graunzer, das ist aber nett, daß Du endlich gekommen bist! Nun wollen wir aber geh'n und Schokolade trinken! Hast Du auch Pfannkuchen mitgebracht.

Pfannkuchen? Oh! Mit Apfelsinenmarmelade sogar! In meinem Mantel stecken sie!

Mantel? Was ist denn das für ein Ding?

Da überfiel mich ein gräßlicher Schreck! Herrgott, der Mantel! Der Mantel! Mit dem Urlaubszettel! Herrgott, wenn ich den Urlaubszettel heute Abend nicht habe!

Und ich fuhr im Bassin herum und suchte und

suchte, und die grüne Luft fing an zu wirbeln, und Blasen stiegen in ihr auf, und die goldenen Fische erschrafen und rannten an mich an mit ihren dicken Köpfen, und ihre gelben Telleraugen wurden schwarz vor Schreck. Und auch die Kleine fing an zu zittern und zu zappeln, und schließlich, ach Gott, schließlich war sie auch verschwunden.

Die grüne Kuppel über mir zerging, der blaue Himmel war wieder da, und ich stand, um Gotteswillen, ich stand ganz nackt in dem Bassin, und rundherum alle meine Lehrer, alle meine Lehrer mit gelben Rohrstöcken.

„Na wart'! Na wart'! Komm' Du nur heut' Abend in's Institut! Das sind schöne Geschichten! Schöne Geschichten!“

Vor Schreck wachte ich auf.

Da schien die helle Sonne in's Zimmer, und wie ich mich aufrichtete, sah ich die alte, gute, gelbe Elbe unten ihre Wellen wälzen, nach deren Farbe die Dresdener so farbensicher ihren Milchkaffee zu mischen wissen, und ich mußte laut lachen.

Also vierzig Jahre alt und träumen wie ein Bübchen mit zehn!

Gott sei Dank! Das ist herrlich! Das freut mich! Also ist meine Seele noch nicht ledern geworden!

Und ich stand mit Pfeifen und Singen auf und beschaute mich lange im Spiegel.

Ganz so schön bin ich nicht, wie das Bübchen im Bassin. Nein, wirklich, und wenn ich es mir anthun und mich jetzt nudifiziren wollte (ein schamhaft Wort),

— ich glaube, ich fiel rücklings um und lallte: Schöne Geschichten! Schöne Geschichten!

Aber gleichviel: Wenn man nur noch so nackt träumen kann! Das ist die Hauptsache! Die Baden sind Nebenwerk.

Röstlich, wie aufgereggt ich war.

Ich wußte, wenn ich da auf den Knopf an der Thür drückte, wird ein sächsischer Kellner kommen und mich fragen, ob ich Gaffel oder Deeh oder Gaggao will, aber trotz dieser Wissenschaft meinte ich, es könnte vielleicht doch 'mal anders geschehen und es käme nicht der Schwarzgeschökte, sondern die kleine Prinzessin Fisch, die so reizende rothe Haare hatte.

Wunderlich! Wunderlich! Mein Herz pumperte, und mir war jugenhaft feig, ach, so angenehm feig zu Muth, daß ich mich in die Sonne stellte, um in ihr Muth zu fassen, wenn sie hereinschwämme und ich . . .

Graunzer . . . genug! Nachts mögen sie hingehen, die Mlotria, aber bei tagshellen Zeiten bitt' ich mir etwas Bierzigjährigkeit aus.

Und der Kellner kam, und seine wehenden Schöpfe trieben den Nest des nächtlich angenehmen Spuks hinaus, und ich gab mich nach langer Zeit wieder einmal dem Genuße eines Dresdener Dreierbröddchens hin.

Zieh ich den Schluß aus dem Traum und seiner Nachstimmung, so werd' ich sagen müssen: es werden irgendwo Schlingen im Gemüthe gelegt. Auf der Hut sein und in keine Netze tappen! Am wenigsten, wenn sie aus rothen Haaren geflochten sind. Denn ich weiß

wohl, von welchem Bilde aus süßer Dummerjungenzeit
Prinzessin Paradiesfisch der Reflex war.

Apage diabolina! Adelheid hat sie geheißt.

* * *

Dresden, 18. April.

Das liebe grün-weiße Nest ist zu schön, als daß
man Lust und Zeit für Geschäfte fände, wie ich sie
vorhabe.

Gestern und heute bin ich den ganzen Tag herum=
gebummelt. Zu Fuße, in einer der ehrwürdigen orts=
üblichen Droschken und schließlich zu Schiffe.

Anfangs störte mich die übermelodische Ausdrucks=
weise der Eingeborenen etwas, aber schließlich schwang
ich mich zu objektiver Auffassung auf mit dem Spruche
des Dichters: Singe, wem Gesang gegeben, und ich
fand es zuweilen sogar ganz hübsch, beharrlich ange=
sungen zu werden.

Dieses Singen gehört hier wirklich zum Lokal=
kolorit, und ein Dresden, in dem die viel schönere
Mundart der Münchener etwa gesprochen würde, wäre
für mich etwas ungeheuerlich Stylwidriges. Nein, noch=
mals: Singe, wem Gesang gegeben! Die langen Vokale
und der dünne Kaffee: möge sich die Hauptstadt des
Königreichs Sachsens niemals diese unveräußerlichen
Reservatrechte rauben lassen!

Schade, daß sich Dresden so modernisirt. Die
Art der ihm innewohnenden, der spezifisch dresdnerischen
Schönheit, erfordert eigentlich ein gewisses Altmodisches.

Chaisenträger z. B. würden sich hier gut ausnehmen, aber es müßten Kofkoffchaisen sein.

* * *

Von jetzt ab will ich aber doch planmäßig vorgehen und im Auge behalten, wozu ich hier bin. Ich bin doch kein Vergnügungsreisender! Ach Du liebes Gottchen, — nee, nee!

Also: morgen zur alten, guten Mutter Schützen!
Wird die Augen machen!

XII.

Bei Mutter Schützen. Von Pantrazius Graunzer selber aufgezeichnet.

Wunderlich, wunderbar, wunderbar!

Ich gehe hier fortwährend wie in einer Wolke spazieren. Und diese Wolke hat goldene Ränder. Morgenrothsränder. Und ein leiser Wind, ein lieber Wind, ein lustiger Wind weht mich an, streichelt mich, liebkost mich. Und aus meinem Herzen antwortet ein Gefühl von Zutraulichkeit und reiner, dankender Freude, wie ich es ach wie lange nicht mehr gehabt habe.

Da steh' ich z. B. auf der Brühl'schen Terrasse oben, stütze meine Hände auf's Geländer, lege mich ein wenig vor und sehe hinab auf die Elbe.

Wie das Alles köstlich ist, so mir wohlvertraut, ein Stück von mir. Ich habe es lange mit mir herumgetragen und nicht gewußt; jetzt seh' ich's außer mir, und in mir auch wird nun dasselbe Bild lebendig, nur, daß ich selber mit in dem Bilde bin, und zwar als Mittelpunkt.

Ich sehe mich. Den kleinen Jungen seh' ich mit der schottischen Mütze und der Gürteljoppe, wie er neben dem alten Mann im grauen Schusterkrausenbart hergeht und den braunen Kober trägt.

Wohin gehen die Beiden? Ei! Zum königlichen Küchenschiff, das dem König Johann Fourage nach Billniz bringt.

Und der alte Mann, der alte Schütze, erzählt mit einem merkwürdigen Stolze, daß des Königs Lieblingsgericht Kartoffelstückchen mit Schöpfensfleisch sei. Und der kleine Junge denkt sich: Wenn ich König wäre, äß' ich was Anderes am liebsten.

Was denn z. B.? Na, doch gewiß Mohrenköpfe mit Schlagfahne! Oder, ja, vielleicht auch Rindfleisch mit Rosinensauce. Aber viel Mandeln müssen drin sein. Oder . . .

Aber da ist schon wieder ein anderes Bild.

Da ist das Schloß Billniz selber und der erste Schritt auf glattem Parkett, und der Junge fällt hin, und eine schöne, junge Dame in einem rosaseidenen Kleide lacht, und der Junge, erst beschämt, wird jetzt wüthend und ballt der Prinzess die Fäuste. Gräßlich: der alte Schütze kriegt ihn an den Ohren. Sammer! Sammer! Und das Prinzesschen lacht . . .

Wohin ich nur komme, überall regnet's wie in goldenen Fäden auf mich ein: Erinnerungen . . . Erinnerungen.

Es ist sonderbar, wie sie wach werden.

Da gehe ich an einem Hause vorbei. Ein kleiner Garten davor, grün, buschig, wie ist mir nur? Ein

Name will mir auf die Zunge, ein Name . . . Auf einmal ist er da: Nieritz?! Warum gerade hier Nieritz? Habe ich vor diesem Hause vielleicht als Knabe einmal in einem Nieritzschen Buche gelesen? Was ist's? Gleichviel: plötzlich tauchen mir all' diese fromm-spannenden Geschichten auf, mit deren Jugendhelden ich mich identifizierte, ohne doch stets mit der Art zufrieden zu sein, wie immer Alles in Milchreis mit Zuckerbutter verlief.

Zuweilen ist es, wie wenn Blasen in meiner Seele aufstiegen. Räthselhafte Namen, längst vergessene. Und ich muß mitten auf der Straße stehen bleiben und nachdenken. Da, plötzlich, an der katholischen Kirche, stößt mir das Wort Rammer in's Gehirn.

Rammer! Ja, um Gottes willen, was ist das?

Ich suche und suche und suche. Keine Spur.

Ich taste meine ganzen Kinderjahre ab, horche in mich hinein, konzentriere mich mit Gewalt auf dies eine Wort . . . Es will sich nicht klären.

Ich laufe um die Kirche herum. Will mich ablenken. Hilft nichts: es rammert weiter.

Und immer um die Kirche herum; ich muß, ich muß. Der Rammer jagt mich. Ja, wer denn, wer denn!

Himmeldonnerwetter, wer ist dieser Kerl!?

Da, pardauz, sehe ich ihn vor mir: ein kleiner, dünner, sommersprossiger, gelbhaariger Bursch, den ich hier vor dem Gruftfenster der Wettiner kennen gelernt habe.

Es war ein Sommersonntag, und er beredete mich zu einem Spaziergang in die Ostraallee.

Jetzt habe ich Alles deutlich vor mir: Grüne Augen hatte er und ganz merkwürdig feine, durchsichtige Hände. Und es ging etwas Eigenthümliches von ihm aus, das mich ganz befangen machte . . .

In einem Gebüsch, weitab vom Wege, brachte der liebenswürdige grünäugige Bursch mir eine Kunst bei, der ich den Verlust meines halben Gedächtnisses verdanke . . . Im Institut hab' ich mich dann weiter darin ausgebildet . . . Das ganze Institut war eine hohe Schule dieser Kunst . . .

Beim Himmel, ich schwör' es: wenn mir ein Sohn wird, ich werde ihn niemals in ein Institut geben. Nein, er soll seine Kämpfe mit der Natur wenigstens selber auskämpfen.

Aber bei dem Namen Kammer — was fällt mir da nun nicht Alles ein! Vor mir taucht auf jenes Ungethüm mit rothen, wie von Blutdünsten verschleierten Augen, das Ungethüm jener Zeit, in der der Mensch über die fatale Schwelle muß, die zwischen der Kindheit und dem Wachsen und Werden des Geschlechtes liegt. Ich weiß mich noch der Träume zu erinnern, die mich damals quälten. Ein schwammiges, lauliches Wesen mit hunderttausend Brüsten, die wie Arme nach mir griffen, war nächtlich bei mir. Es kam und wich und wartete und kam wieder, watend wie in Blutbrei; es hob sich über mir und floß über mich aus in einen klebrigen warmen Regen; es breitete sich vor mir am Boden aus und rollte sich zu mir wie eine breite Welle und umschloß mich und stieg an mir empor; und es wurde eine heiße Luft voll dumpfer,

schwüler Stimmen, und aus dieser Luft spieen mich grüne Zungen an, und das heiße Gebrodel fuhr in mich . . . Furchtbares Monstrum, furchtbare Zeit, Pubertät.

Die Natur, ja, ja, — eine grausame Dame. Singt nur das Lied: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“, meine guten Freunde, die Ihr lutherchristlich seid, aber am schönsten werdet Ihr es erst singen, wenn Ihr den Muth habt, das Geschlecht von Euch zu nehmen. Nur Muth, das Messer ist gelinder, als die Sucht! Die Päpste, o, diese klugen Gottesknechte mit der dreifachen Krone, haben ganz recht: die Kastraten sind die einzig wahren Kirchensänger. Denn siehe, auch die himmlischen Chöre sind ohne Geschlecht.

Im Himmel, im Himmel die Engelein
Nicht Männer und nicht Weiber seyn,
Von Leib und Seele sind ganz rein.
Gloria in excelsis!

* * *

Am höchsten stieg die Fluth der Erinnerungen in mir, als ich mich auf den Weg zu Mutter Schützen machte. Da ward es direkt halluzinatorisch.

Es ist kein Wunder, denn Alles, was mir hier begegnet, weckt in meinen Sinnen ein Stück der Jugend auf, die in mir begraben liegt und sehnüchtig darauf wartet, bis ihr ein guter Zufall das angenehme Posaunenlied bläst:

Steh' auf, o Seel', und schreite,
Auf steht Sperrangelweite
Der Sarg; der Tag ist da,
Da du auch sollst mit Beten
Vor deinen HERRN treten
Und singen laut Hallelujah!

Sonderbar! Sind wir nicht wandernde Särge?
Nein! Ambulante Sargmagazine mit dem best affor-
tirtten Lager von der Welt? In unserm Gehirn (oder
sonstwo, meinetwegen in der Zirbelbrüße) liegt eingebettet
Alles, Alles, Alles, was wir je selber gethan oder was
uns geschah; Alles, Alles, Alles, das auch nur an
uns vorüberging, jeder Käfer, der uns einmal umflog,
jeder Floh, der uns einmal biß, jede Dummheit, die
wir einmal sprachen, jede Gemeinheit, die wir einmal
dachten, Gutes und Böses und Gleichgültiges, ob es
in uns war und hinausging aus uns, oder ob es außen
uns gegenüberstand und in uns einging — Alles liegt
in uns, begraben wohl aber auferstehlich, und zuweilen
giebt es ein Gewimmel in den Zellen und einen Auf-
erstehungsrumor, ein Sopsaphatgedröhne — puh:

Rechts die Schafe, links die Böcke,
Güt'ger Himmel, sende Pflöcke,
Daß ich das Gefindel finde,
Ueberblid und Ruhe finde!

Es ist unerhört, was für ein Ameisenhaufen heute
mein Busen war (um das gebenedeite Wort der deutschen
Ohra zu brauchen). Ich hätte schreien mögen, so
kribbelte es. Sogar meine zwei ersten Lieben tauch-
ten auf.

Die Allererste in Begleitung einer Maulschelle, die ich erhielt, weil ich mich zu aktiv geberdete, und die Zweite in Begleitung einer Maulschelle, die ich aus-theilte, weil ein Rival unbequem werden wollte.

Dort war es, dort; in dieser Hausthür, auf den aus-gescheuerten Sandsteinstufen des Flurs.

Ich muß hineingehen. Richtig: da hinten die Glashür mit dem Blick in den schwarzen Hof. Und auch jetzt wird dort Wäsche getrocknet.

Es ist der ewigen Wäsche Hof,
Der Hof der ewigen Wäsche,
Und wer da durch die Wäsche kriecht,
Kriegt von der Wäscherin Dresche,

sang ich damals, und selbst dieser Vers wird wieder munter wie ein Gassenjunge.

Ob die Frau, die eben die Treppe herunterkommt und mich mißtrauisch mustert, jene Bertha ist?

Hinaus, Graunzer! Und einmal Auge und Ohr inwendig zugemacht.

Stopp! Kuscht euch, werthe Leichen!

* * *

Mutter Schützen wohnt noch in demselben Hause, im selben Stockwerk, auf demselben Flur, und noch steht auf dem großen, grünlackirten Schilde mit weißen, aber nun fast ganz schwarz gewordenen Buchstaben der alte Name „Gottlieb Schütze, Kgl. Küchenmann“, obwohl das alte Großvaterchen längst seinem Könige gefolgt ist, der die göttliche Komödie übersetzt und Kartoffelstückerchen geliebt hat.

Wie ich vor dem Schilde stehe, überläuft mich dasselbe bangfrohe Gefühl wie damals immer, wenn ich Sonntags auf Urlaub aus dem Institute zu meinen alten ehemaligen Pflegeeltern kam. Ich wußte, es wird allerlei Gutes zu schnabuliren geben, aber auch an gesalzenen Leviten wird's nicht fehlen.

Und nun an der Klingel gezogen. Gott, wie dünne die jetzt klingt, und hinterher rasselt der Draht, wie der Athem nach den leisen Worten eines Brustkranken.

Niemand öffnet. Noch einmal das Klingelstimmchen und der Rasseldraht. So . . . Setzt Schritte, die richtigen Dresdener Filzlatschenschritte.

Ich bin gespannt, wer aufmachen wird.

Na? Eine Kinderstimme? Höchster Flüsterdistant: „Wer ist draußen?“

Ich nenne meinen Namen.

„Gleich!“ (fast gesungen das) und die Schrittlchen filzlatschen zurück.

Lange Pause. Thüre auf. Zu. Ein Hüfteln. Andere Schritte kommen. Die Flurthür öffnet sich. Eine junge Frau steht im Dunkeln.

„Die Großmutter schläft, aber kommen Sie nur 'rein, Herr Doktor.“

Sie geht voran.

Ja! Wer ist denn das?

In der Stube klärt sich's auf. Das ist nun schon die Enkelin der Alten, mein Pathenkind, und die Kleine, die zuerst gefragt, ist ihre jüngste Tochter. Diese Generationsperspektive! Ja, es heirathet sich was zusammen auf dieser Welt.

Großmutter ist in ihrem Zimmer. Man darf sie nicht schnell wecken.

„Sie kommt aber von selber zu sich, wenn Jemand in der Stube ist.“

Gut, so gehen wir also leise hinein!

Die Enkelin mit ihrer Tochter voraus, dann ich. Wir dürfen nicht reden. Ganz still setz' ich mich auf's Sopha. Die junge Frau führt das Kind an den Stuhl der Alten, wo es sich ganz artig und leis auf die Hütsche setzt. Sie selbst bleibt neben dem Stuhle stehen.

Ich muß sagen: Es sieht eigentlich unheimlich aus. Mutter Schützen schläft, wie sie immer that, mit offenem Munde, und jetzt, da dieser Mund bei der über Neunzigjährigen gar keine Zähne mehr hat, auch das Rothe an den Lippen ganz eingezogen und völlig im Mundinnern verschwunden ist, giebt das einen Anblick von Mumienhaftigkeit, der nicht gerade anheimelt. Noch toller wird das dadurch, daß auch die Augen, ganz glasig und fast weiß, offen stehen.

Wir geht es eiskalt durch und durch, und wenn ich mich, ohne mich zu rühren, nur mit umhergewandten Augen im Zimmer umsehe, fürcht' ich schon, ein Geräusch zu machen und all' diese alten Gegenstände von ihren Plätzen zu bewegen, diese Porzellanfiguren und Bildchen, diese Gardinen und Glasvasen, diese Sträuße aus altem Bittergras und Papier und zumal den alten Mahagoniglaschrank. Ich streife nur Alles mit den Augen, und es ist, als ob Schleier über Allem lägen. Und dazu ist es Dämmerzeit, und dieses Hinterhauszimmer liegt ganz wie in grauem Aschenstaub.

Auch wird es zusehends dunkler, daß ich bald die lilaen Haubenschleifen von Mutter Schützen nicht mehr sehen kann.

Da hebt sie ihre rechte Hand. Mumienhaft. Ich muß wegsehen. Der Zeigefinger ist starr auf mich gerichtet.

Und mir ist, als müßte jetzt auch das eben erwachte Leben ihrer Augen auf mich gerichtet sein.

Aber es ist ein Irrthum. Sie hat mich noch nicht bemerkt. Sie hat Niemand um sich bemerkt. Sie murmelt nur so vor sich hin: „Überall — überall die Menschen bei einander. Ja, ja, Gener wie der Andre, Gener wie der Andre.“

Eine Pause. Ich sehe hin. Jetzt hat sie die Kleine entdeckt.

„Bertha! Bist Du da? Na, sieh' 'mal, Mädchen.“

Und die Kleine fast ganz leise: „Großmutter, der Herr Doktor aus Berlin ist da!“

Und die junge Frau setzt ebenso leise hinzu: „Der Doktor Graunzer!“

„Der Graunzer!? I, sieh' 'mal Gener an! Nee, nee, mei' Pumperchen? Na, Pumperchen! Na, so komm doch her, Pumperchen! Wo steckt er denn?!“

Das mit ganz veränderter Stimme, ziemlich klar und hell, ob auch sehr dünn; und alles Gefühl von Tod und Unheimlichkeit schwand mir. In dieser Stimme war noch Wärme.

Ich ging hin zu ihr, und sie küßte mich mit ihren kalten Lippen; aber dieser Kuß war nichtsdestoweniger

warm, denn es flossen Thränen über ihn hin, und mit selber kam das Schluchzen.

Dazwischen die Stimme der Kleinen: „Mutter, warum weint denn der Onkel?“

Und die junge Frau d'rauf: „Komm, Bertha, wir wollen 'nüber gehen.“

Die Beiden gingen.

* * *

Wie wir allein im Zimmer waren, Mutter Schützen und ich, wurde es mir so heimlich und sicher zu Muthe, daß ich mich der Alten zu Füßen auf die Hütsche setzte und meine Hände in ihren Schooß legte. Sie liebte mich, wie sie zu mir als Kind gethan hatte und sprach so lieb und klug und mütterlich zu mir, wie nur je.

Es war eine andere Zeit und eine andere Welt, die zu mir sprach. Ich hatte nur zu lauschen und gab mich diesem eigenen Zauber hin wie ein Kind, das auf Märchen horcht.

Es ward allmählich ganz finster im Zimmer, erst Abend, dann Nacht. Mutter Schützen aber hörte nicht auf, mir von mir zu erzählen aus der Zeit, da sie meine Pflegemutter gewesen war. Wenn meine Seele jetzt auf eine Weile glatt ist, so hat sie es gethan, sie hat mir alle Falten und Runzeln herausgeglättet mit leisen, behutsamen Strichen.

Es war wunderbar schön.

Schade, daß die Frauen erst neunzig Jahre alt werden müssen, um so etwas zu vermögen.

Als sie sich aber genug gethan hatte an Erinnerung, machte sie eine kleine Pause, und dann begann sie mich auszufragen.

Du lieber Gott — nun kam meine Beichte.

Es war ein Wischen peinlich, denn sie sagte durchaus kein Wort dazu, und ich mußte nur immer berichten, und wenn ich glaubte, fertig zu sein, kam immer wieder ihr Wort: „So, so, nu erzähle nur weiter.“

Schließlich, als ich völlig fertig war und gesagt hatte: „Das ist Alles, Mutter Schützen, und nun weiß ich gar nichts mehr,“ kam erst eine besonders lange Pause und dann das:

„Aber Du erzählst mir ja gar nichts von Deiner Frau, Pumperchen?!“

Ich: Ich habe keine Frau, Mutter Schützen!

Mutter Schützen: Du hast keine Frau?

Ich: Nein, Mutter Schützen, ich habe keine.

M. Sch.: Ja, Pumperchen, nu hör' aber, nee, nee,

Du: Du bist nu doch Bierzig? Nicht?

Ich: Ja, Mutter Schützen, Bierzig.

M. Sch.: Bierzig! Narr'sch! Und keene Frau! Hat dich denn gar Keene gewollt?

Ich: Aber, Mutter Schützen, wo denken Sie hin? Ich habe Keene gewollt.

M. Sch.: Fuß'ges Kerlchen! Pumperchen! Mir kannste's doch sagen!

Ich: Nein, wirklich! Wirklich! Ich hab' nicht heirathen wollen.

M. Sch.: Nu sag' aber bloß: Warum denn nich'! Ernähren kannste doch Gene.

Jch: Ja, ja, schon, aber, wissen Sie, Mutter Schützen, ich mag die Frauensleute nicht.

M. Sch.: Pumperchen: Du bist verrückt! Gott nee, der Junge!

Jch: Aber, Mutter Schützen, Sie wissen doch selber, wie heutzutage die Frauensleute sind!

M. Sch.: Heutzutage oder nich' heutzutage, ob se nu so fin oder ob se so fin; ganz eegal. Heirathen mußte doch, Pumperchen, närrsches Sticke!

Jch: Aber warum denn, Mutter Schützen?!

M. Sch.: Warum? Nee, so e Junge! Warum? Nu sag' bloß: Warum hat denn Dei Vater geheirath'? Warum heirath'n denn de Leute überall, wie Du se siehst? Höre 'mal: Vorhin hatt' ich 'n Troom. Da sah ich über de ganze Erde weg, so groß wie se is, und ich sah alle Menschen, wie viele 's fin, unzählige Viele, Keenige und Kaiser und arme Leute, und Preußen und Sachsen, und ooch Schwarze waren drunter — aber se waren sich Alle gleich, Alle gleich. 's war bei Allen ganz dasselbe. Erscht wurden se geboren und dann kriegten se Kinder und dann starben se. Und das ging überall ganz eegal. Und wenn ooch der Gene oder And're nich wollte: es kam doch überall so.

Weefte, Pumperchen, ich bin ene alte Frau, und wenn ich was treime, is es wahr! Der Troom aber hat ooch seine Bedeitung, denn warum hab' ich'n gehabt?: Weil Du da warst. Siehste: der liebe Gott hat'n mir für Dich geschickt. Denn ich selber: ich hab' das lange gewußt. Ich habe Kinder gehabt, und meine Kinder haben wieder Kinder gehabt, und die haben

wieder Kinder. Wozu sollen wir denn sonst leben? Da drum rum dreht sich Alles. Ohne das ginge Alles aus'm Leime.“

Und nun rückte ich mit meinen Heirathsgedanken heraus. Es war stockfinster, wie ich erzählte, was ich vorhätte, und Mutter Schützen schenkte mir nichts, ich mußte haarklein meine Pläne auseinanderlegen.

Als ich geendet hatte, erfolgte keine Entgegnung von Mutter Schützen, sondern sie rief (genau in der Tonsteigung, die ich vor dreißig Jahren an ihr kennen gelernt habe): Lina!

Die Thüre öffnete sich, ein breiter gelber Lichtstreifen fiel herein, und die junge Frau fragte: Soll ich Licht bringen, Großmutter?

„Nee, kee' Licht, Lina, De weest, ich habe genug an der Helligkeit am Tage. In der Nacht kee Licht. Das Duster is so scheene, un m'r schläft ooch, wenn m'r wach is derbei. (Zu mir): Das sin so Altwiebergillen, Pumperchen, weekte! — — Aber Lina, ja, Deine Freindin, Schmidts Mariechen, sage mal: bestelle die doch morgen Abend her!“

„Ja, Großmutter!“

Die Thüre zu, der gelbe Lichtschein weg, Mutter Schützen und ich wieder im Dunkeln.

Mutter Schützen: Weekte, Pumperchen: Schmidts Mariechen, das wär' ene Frau für Dich! komm' morgen Abend wieder und sieh se Dir an.

Ich: Aber Mutter Schützen, ich . . .

Mutter Schützen: Komm morgen Abend wieder, Pumperchen! Und jetzt laß mich schlafen. So! Na,

geh' nu! Komm' gut nach Hauße! Gute Nacht! Du,
Bumperchen! Weeßte noch, wie m'r immer gesagt
ha'm? Komm' nich unter de Dampfsschiffe!

Und das alte Weiblein lachte ganz vergnügt.

* * *

Axiom: Nicht einmal mit alten Frauen soll
man sich einlassen.

Auf dem Heimwege aber dichtete ich nach be-
rühmtem Muster ein erhebendes Lied:

Herr Schmidt! Herr Schmidt!
Was kriegt Mariechen mit?
Nadel, Faden und Fingerhut,
D'raus flidt sie zwei Pantoffeln gut,
Damit sie ihrem Ehemann
Die Hühneraugen wärmen kann.
Da s kriegt Mariechen mit,
Spricht Schwiegervater Schmidt.

Periculosa res est desperatio sagt ein alter Spruch.

XIII.

Ein Brief des Herrn Pan-
trazius Graunzer an seinen
Freund den Gymnasiallehrer
Peter Kahle. Handelt, wie
der geneigte Leser schon zu
errathen die Güte hatte, von
Schmidts Mariechen.

Dresden, im — Mai

Das ist der Mail!
Aus Eins wird Zwei,
Aus Zwei wird mehr,
Ein ganzes Heer.
Flieh' aus dem Mail
Aus Eins wird Zwei . . .

Du greiffst Dir an den Kopf, Peter? Du
schüttelst ihn? Du denkst an losgegangene Schrauben?
Greife, schütt'le und denke, — Du hast Recht.

Aber in der That: der Hollunder blüht und die
Staare pfeifen. Es frühlingt hier in einer Weise, daß
man sich wundert, selber keine grünen Blätter zu treiben.

Die Welt blüht in Gottseligkeit,
Der Himmel hängt voll Geigen,

Ich such' einen Fiedelbogen,
Daß ich sie könne streichen.

Jetzt schlägst Du aber mit der Faust auf den
Tisch, nicht wahr? Jetzt wird Peter wild?

Aber ich frage Dich: Ist es nicht besser, die Vögel
fliegen zu lassen, als daß sie Dir im Hause Stuhl
und Tisch beflecken?

So denk' ich mit den Versen. Purr! sind sie weg,
und meine Seele bleibt rein. Sela!

Der Mai ist und bleibt der eigentliche Kuppel-
monat, vielleicht schon deshalb, weil er, kalt, naß und
windig, einen Kuppelpeiz wohl vertragen könnte. Es
ist der Mai in uns, der rumort, und wenn er, wie
heuer, auch außen ausschlägt (köstliches Wort), dann

„Ist die Wiese junger Bödlein voll,
Und in zertretenen Blumen wälzt sich wild
Die nackte Sehnsucht, die in Versen schreit“.

Hol' mich Der und Jener! Seit heute morgen
verfelt's mich, und der Reimhaber sticht mich wie einen
Obertertianer.

Dieser verfluchte Frühling! Man kann seinen
Verstand nicht behalten. Das heiße Fünfgespänn muß
durchgeh'n. Denn die Augen werden wild vor eitel Licht
und Sonne, und die Nase (gönne mir das hippische Bild)
bäumt sich, da es so süß in der Luft violt, und das
Gehör zittert im Schwallde des jungen Vogelsangs,
und die Fingerspizzen werden ekstatisch, da sie den
holden Weidenkäzchenpeiz wieder fühlen dürfen. Die
Zunge aber schmalzt das hohe G, denn sie wird vom
Maiwein kareffirt.

Aus diesen Gründen und aus ein paar anderen noch, die ich just nicht detailliren will, bitt' ich Dich, ein Auge oder auch zwei zuzubrüden über meine mai-preislichen Anwandlungen.

Daß mich der Kuppeljunker nicht völlig untergekriegt hat, wirst Du gleich seh'n.

Ein schlauer Herr ist er, das muß man ihm schon lassen. Heut' zeigte er's. Nicht genug, daß er diese merkwürdig kühlwarne Frühlingssonne und all das bekannte Frühlingsrequisit zur Verfügung hatte, das sich die Dichter in den Rucksack stecken, wenn sie den Berg Parnassos besteigen wollen, — er hatte sich auch noch mit Mutter Schützen verbündet. Durchaus wollte er mich diesmal zum Pantoffel-Unter machen.

Eine ganze Garde angenehmer Genien hatte er gegen mich mobilisirt: häusliche Behaglichkeit, Ordnung, Bescheidenheit, Unterthänigkeit, Milde, Nettigkeit und, nicht zu vergessen, den guten Geist des Suppentopfes, der eine stätige Güte des Mittagisches gewährleistet. Kurz: er hatte es an nichts fehlen lassen, und der Inbegriff seiner holden Gaben hieß Schmidts Marielchen.

Kannst Du Dir vorstellen, wie sich der deutsche Durchschnittsbäckfisch die deutsche Hausfrau vorstellt?

Du schauerst.

Nun denn! Glätte Deine Gänsehaut, nimm einen Cognac und einen Stonsdorfer, gürtle Deine Lenden mit Leder vom Krokodile und hänge daran den besten Oliven-Bakel, denn ich will Dich zu dieser deutschen Hausfrau führen.

Ich höre Dich stammeln, und ich vernehme den klassischen Ruf Deiner Angst: Heu, heu et iterum heu et proh dolor! aber, Peter, ich bin hart, und ich schleppe Dich hin in das Gehäuse der semmelblonden Vollkommenheit.

Sieh, wie nett schon der Fußabstreicher ist! Wie sinnig! Ein Vers steht darauf:

Lieber Gast, tritt herein,
Streife Dir die Stiefel rein!

Du denkst Dir „wie süß!“, und die erste Thräne rollt Dir in den Bart. Laß' rollen dahin! Es wird die einzige nicht bleiben.

Gottchen, Gottchen, Gottchen, wie schön die gute Stube ist!

Ein Museum von Häfelbecken!

Ein Musterlager von Stickerarbeiten!

Eine saubere Stätte bescheidener Musen!

Da steht das Pianino mit dem Kopfe des jungen Mozart, zu dem der eine Engel auf der Sirtinischen das Modell war.

Was ist aufgeschlagen?

Ignorant! Die Klosterglocken sind's!

Und dort der wohlgenährte Kanarienvogel!

Und an der Wand, ach Gott, wie süß, aus blonden Haarzöpfen künstlich gewunden und unter Glas und Rahmen der Spruch:

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen!

Weshalb denn auch der Gesangbuchsgoldschnitt alle Bücher hold überstrahlt, gerade so sehr abgegriffen,

wie es recht ist, um gleichzeitig Frömmigkeit und vorsichtiges Umgehen mit werthvollen Sachen zu dokumentieren.

Welche Bücher außerdem?

Aus welchen Gefilden trotziger Barbarei bist Du, daß Du fragst?

Es ist das Kochbuch, das sich an den „Beruf der Jungfrau“ lehnt, und „Goldelse“ schmiegt sich zaghaft an „Blüten, Perlen und Juwelen deutschen Sinn's und Geistes“.

Beim gütigen Himmel: es lebe das Kochbuch!

Ich denke: Du bist im Wilde.

Stell' Dir weiter noch vor: einen ausgestopften weißen Pudeln mit blauen Glasaugen, einer rothsamtenen Zunge und einem rothseidenen Halsbande; ein Delbrückbild: „Deutschlands Stolz“ (man sieht darauf sämtliche bis zum Jahre 1893 geborenen kaiserlichen Prinzen); zwei Gipsbüsten (grüngolden broncirt), die, wie es scheint, den Stumpfsinn einmal in einer männlichen und einmal in einer weiblichen Figur personifiziren sollen (das Mädchen sieht besonders stupide aus, was nicht ohne Feinheit ist); einen Vogelbauer mit einem lächerlich gemästeten Kanarienvogel, der in einer unangenehmen Weise asthmatisch schreit und boshafte Augen hat; einen Photographieständer mit unglaublich viel gewöhnlichen Gesichtern, die allesammt insipide lächeln („feizen“ sagt der Sachse sehr hübsch), — kurz: stell' Dir eine „gute Stube“ in des Wortsinns furchtbarster Fülle vor, und Du hast das Milieu, in das mich heute Mutter Schützen verlegt hat.

Ursprünglich wollte sie, daß ich die Dame, die in Bückten den verlockenden Namen Schmidts Mariechen trägt, bei ihr sehen sollte, gewissermaßen vorgeritten von ihr selber, aber heute in aller Frühe wurde ich benachrichtigt, daß es besser sei, ich ginge selber „zu Schmidts“, und zwar einfach zum Mittagessen. Es wäre Alles in Ordnung. Vater Schmidt und Mutter Schmidt freuten sich, Schmidts Mariechen ditto. Punkt zwölf würde gegessen. Als Stütze für mich würde Mutter Schüzens Enkelin Ida, die ich gestern kennen gelernt habe, zugegen sein.

Mutter Schützen war stets resolut, aber das war mir denn doch ein Bißchen verwunderlich. Lädt mich einfach bei Leuten ein, die mich absolut nicht kennen! Und gleich zu Mittag! Ganz sicherlich hat sie den unglücklichen Schmidts auch das Menü vorgeschrieben, dacht' ich mir, und richtig: ich erfuhr, daß sie mein sächsisches Leibgericht, Rindfleisch mit Rosinensauce, befohlen hatte.

Ich habe bereits versucht, Dir das Häfeldeckenheim der würdigen Schmidts in großen Zügen zu schildern, wenigstens ihr Allerheiligstes, die gute Stube. In diese war ich geführt worden, und hier erwartete ich muthvoll und gefaßt des Schicksals Stöße.

Ich hatte neben dem Sopha Posto gefaßt, dessen drei nebeneinander gelagerte Bäuche in ihrer fabelhaften Schwellung mir die entseßliche Phantasie einflößten, daß im nächsten Augenblick drei junge Sophas geboren werden müßten, fertelhaft feiste, und meine Finger verloren sich rathlos in der kunstvollen Häfeldecke, die die

Korpulenz dieses hoffnungsvollen Möbels überdeckte. Da that sich die Thüre auf, und es erschien das lebendige zweibeinige Gegenstück dieses dreibäuchigen Bierfüßlers, es erschien der zu diesem Kanapee gehörige Mensch: Herr Schmidt.

Wieviel Bäuche er sein Eigen nennt, vermag ich nicht zu sagen, da er einen blauen gesteppten Schlafrock um die Fülle seiner Leiblichkeit geschwungen hatte. Es mögen aber nicht wenige Bäuche sein, die unter dem blaugesteppten wohnen, denn jeder Schritt, den Herr Schmidt that, erzeugte eine Art schütternder Wellenbewegung unter dem gesteppten Blau, und nervöse Leute könnten bei diesem Anblick seekrank werden. An Stelle des Kopfes trug Herr Schmidt eine rosafarbene Masse von zahlreichen glänzenden Wülsten, zwischen denen man bei genauerm Zusehen indeß unbezweifelbare, wenn auch auffällig kleine Augen bemerkte. Wenn ich im Stande wäre, die Farbe dieser Augen mit einem Worte wiederzugeben, würde ich mich für dieses Wort um ein Patent bewerben. Der schüchterne Ansaß zu einer Nase verschwand hilflos in dem welligen Fleischterrain der Backenmassen und der Lippenböschungen.

Dieser Herr Schmidt also, dieses Phänomen von Wohlbeleibtheit, rollte sich auf mich zu (schon der Luftdruck, den diese Bewegung erzeugte, konnte Besorgniß erregen), und mein erster Gedanke vor diesem Gebilde einer verschwenderisch üppigen Natur war der: wenn Herr Schmidt ein Kürbis wäre, würde er auf der Gartenbauausstellung den ersten Preis kriegen. Schade, daß er bloß ein Rentier ist.

Über: was für ein Rentier? Nur drei Möglichkeiten: 1. Bäcker, 2. Fleischer, 3. Wirth.

Ich denke: Bäcker. Der Mann hat etwas Teigiges an sich, was semmelmilches, milchbrödiges, — richtig: Da sind auch die Knehtände von ehedem mit den breiten Fingertuppen. Das klassische Wein=O der Backstube verbirgt sich mir unter dem Wogenspiele der Bäuche unter der blau gesteppten.

Herr Schmidt also rollte sich keuchend an mich heran, gab mir beide Hände und sprach, nicht ohne Mühe, aus der Tiefe seines Fettes heraus die Worte: Meine Frau wird gleich kommen.

Sprach's und setzte sich auf den Mittelbauch des Kanapees, so daß die Seitenbäuche des beklagenswerthen Möbels gequält aufzuhren und nun wie zwei feste Thronpaladine neben des sitzenden Bauches Majestät auftrugen.

Mich hexameterte es und ich sprach zu meinem lieben Herzen:

Sieh', in das Kanapee sank der Leib des würdigen
Rentners,

Sage mir, Muse: Wohin sank doch die Seele dem Mann?

Eine Minute verging, und durch die Thüre trat, nein: spießte sich herein eine unglaublich dürre, ich möchte sagen: raschelnd dürre Dame in einem schwarzseidenen Kleide, auf dem Kopfe eine drohende Haube mit violetten Bändern.

Alle Wetter! dacht' ich mir: wenn die Ehe auch im Himmel geschlossen worden ist, wo hat der himm-

liche Standesbeamte dann das Prinzip des goldenen Schnittes gelassen!

Aber ich hatte nicht lange Zeit zu denken, denn von nun ab befand ich mich in einem Brausebade, und Madame Schmidt war es, die mich douschte.

Denke Dir ohne Interpunction zwanzig Sätze nach dem Muster des folgenden hintereinander im schnellsten Tempo, aber mit überaus sicherer Lungenökonomie gesprochen: „Schön willkommen lieber Herr Doktor das ist aber schön daß Sie gekommen sind und wir sind Frau Schützen wirklich sehr dankbar daß sie Sie zu uns hergeschickt hat denn wir freuen uns immer so sehr mit gebildeten Leuten zusammen zu kommen und da Sie gerade heirathen wollen und unser Mariechen nun im August fünfundzwanzig wird und wir keine Herrenbekanntschaften leiden ach Gott ja und wer käme denn in Betracht wenn man auf Bildung sieht ach Gott ja es ist ein rechtes Elend na aber Gott sei Dank wir haben es nicht nöthig den ersten Besten.“ Ohne Uebertreibung, Peter: die Kaskade war etwa zwanzig mal so lang, als das Bruchstück von ihr, das ich hier gegeben habe. Glaub's oder glaub's nicht: es ist so. Diese alte dürre Dame, gefesselt an den nur mühselig redenden Fleischfloss, dem nächst dem Gehen sicher das Sprechen das Unangenehmste ist, litt offenbar an einer Art von Schleißenbruch. Der Schließmuskel am Riefer funktionirte nicht, oder was weiß ich.

Kurz und gut: sie übergoß mich dermaßen mit Worten, daß, wenn ich in derselben Zeit mit einem mäßig starken Strahle Wassers wirklich gedouscht worden

wäre, das Wasser sicher längst die Decke erreicht hätte. Ich wundere mich noch, daß die Wände diesem Schwallen Stand gehalten haben und nicht geborsten sind.

Ich meinerseits verzichtete, nachdem ich das erste Drittel zu hören versucht hatte, darauf, dieses Wortgestäuber auf seinen Sinn hin anzuhören und ließ es wie ein Elementarereigniß, wie Wolkenbruch mit Schläßen etwa, über mich ergehen und rieb mir nur ab und an die Stirne, wenn der Schleußendruck einen zu dicken Strahl auf mich ließ.

Im Uebrigen behielt ich den Mann zwischen den beiden Kanapeebäuchen im Auge und bemerkte, daß sein Ausdruck immer ergebungsvoller wurde, bis er schließlich etwas Fatirhaftes gewann, einen Zug von profundester Schnuppigkeit.

Als schließlich die unermüdlche Dame aber doch geendigt hatte (ein schrilles Gottseidank war der Schlußstein, den sie mit triumphirender Kraft vor mich hinsetzte, als wollte sie sagen: ich könnte noch, aber vorderhand mag's genug sein), da hob sich aus dem Meere seines Fettes die Stimme der Erlösung: „Nu ja!“

Für mich war die Lage nicht ohne Schwierigkeit. Hätte ich Einspruch gegen meine Freierschaft erhoben, so würde mich Madame Schmidt unzweifelhaft mit ebensoviel siedenden Worten übergossen haben, wie sie es jetzt mit lauen gethan hatte, und ich wäre in der Blüthe meiner Mannheit zu Hummerröthe verbrüht. Also gab ich mich schweigend dem preis, was im Reiche Schmidt mit mir geschehen sollte.

Hätte ich nicht das himmlische Untergrundgefühl

gehabt: „Iterum iterumque demonstratum: das Weib ist bitter“, ich wäre in Bänglichkeit vergangen. Denn nach des Vaters kolossisch-leuchendem Schweigen und nach der Mutter knöchigem Wortegerassel, — was stand mir von der Tochter bevor?

Ich wagte kaum hinzuseh'n, wie die Thür aufging. Als meine Augen aber Muth bekamen, da sahen sie neben Ida ein Mädchen von recht hübschen Verhältnissen, guten Bewegungen, nettem Gesichte, und meine Ohren hörten eine ganz sympathische Stimme.

Sie sprach weder viel, noch wenig, sie hielt die richtige Mitte, aber, mein Lieber, —: was sprach sie! Ich will mich auf der Stelle mit ihr und mit ihrer Mutter gleichzeitig verheirathen, wenn ein einziges gefühltes, ein einziges gedachtes Wort aus ihrem Munde gekommen ist.

Nichts, nichts, sage ich Dir, als die Nebenarten, wie sie den jungen Mädchen bestimmter Kreise, ich weiß nicht von welchem gottverfluchten Rathgeber der Wohlstandigkeit und Schicklichkeit, eingetrichtert werden. Nichts, nichts, nichts als fliegende Streu, kein einzig Körnchen. Züchtiges Geplapper, kein tüchtiges Gespräch. Und dieses ewige Augen auf — Augen zu, bald der bekannte Stiefelblick, dann der obligate Deckenwurf, und das Mündchen spiz gehalten, und die Finger in der Luft herumgeziert, und ein Getäte und Getate, — Freß mich die Pest: es ist unausstehlich! Ich hätte das Mädchen zuweilen anbrüllen mögen: Natur, zum Donnerwetter, Natur! Wozu hast Du Deinen schön gebauten, gesunden, lebendigen Leib, wenn Du hier

sitzt wie ein gebrechelter Olgöz mit ein bißchen Ziehmechanismus zwischen den Beinen. Und: red doch um Himmelswillen, wie der Schnabel Dir gewachsen ist. Plappre kein ungedachtes, ungefühltes, langweiliges, ausgedroschenes, gebildet klingendes und doch so bumsdummes Zeug, sondern red' aus Dir selber 'raus, aus Deinen Sinnen, aus Deiner Seele, aus Deinem Gehirn. Mag's dumm sein! Meinetwegen! Aber es wird wenigstens irgendwas sein. Das da aber, dieses Gefistel ist gar nichts, absolut gar nichts. Froschquaken und das Gefrächz junger Raben ist gottlobesames Gebet dagegen, denn es kommt aus der Natur, — ja, eine quiettschende Thürangel klingt lieblicher und erquicklicher als dieses, Dein leeres Gehauche. Denn, Mädel, es ist alles Lüge, was Du von Dir giebst, unbewußte Lüge wohl, aber darum nicht weniger fatal. Und wenn es wenigstens schöne Lüge wäre! die könnte meinetwegen sogar gefährlich und lasterhaft sein, denn das Schöne thut man gut, nicht ethisch anzuseh'n. Aber was Du redest, sind ja gesprochene Häfeldecken, und es ist geradezu schauderhaft, zu denken, wie viel schöne Jugendzeit Du damit verbracht hast, dieses Lügengehäfele Dir anzulernen, das so durch und durch uninteressant und gewöhnlich ist.

Alles dies hätt' ich wirklich gesagt, wenn ich nur die geringste Hoffnung hätte haben dürfen, daß es was genutzt hätte. Aber dieses bedauernswerthe Geschöpf von Dick und Dünn war unheilbar verseucht von einem falschen Ideal, und diese Seuche, die bei uns leider

epidemisch ist, läßt sich nie wieder vertreiben, wo sie einmal festsetzt.

Ich fraß also meine Medizinmannrede in mich hinunter, warf auch das aufsteigende Mitleid zum Tempel hinaus und betrachtete mir das Trio Dick, Dünn und Verbildet mit der kalten Objektivität, aus der am häufigsten der Humor blüht.

Ich dachte mir: Wir sind allzumal Witze der Schöpfung. Selbst die Größten unter uns sind muthmaßlich nichts als Geschöpfe der Einbildungskraft von jenen grausamen Künstlern, die wir Götter nennen.

Demnach muß es unter den Göttlichen auch einen Stinbe geben, der Leute, wie die Familie Schmidt an die Strippe seiner Komik hängt.

Urtheilen wir milde: Die Strippe zuckt, und die Hampelmänner und Hampelweibchen tanzen. Denen, die über den Wolken sind und zur Verdauung hinunter gucken auf das Strampeltheater, denen mag es wohl Spaß machen. Uns, die wir auch an der Strippe hängen, mit pathetischem Gestus vielleicht, scheint das Hüpfspiel zumeist doch tragisch.

Ach, wir armen Hampler! So jammervoll sind wir, daß wir uns an diese Elendsstrippe noch mit Verzweiflung klammern und uns vor dem Augenblick fürchten, da die einzige Mildherzige des göttlichen Theatermob's, Frau Atropos, kommt, sie mit der Parzenscheere zu durchschneiden.

Ausgehampelt, ausgeampelt!
Fidelhäring liegt im Grase,
Seine himmelblaue Nase

Bohrt sich in das Erdreich ein.
Weh! und Ach! Aus tausend Schleusen
Fließen Thränen und begeußen
Das gesteifte Hampelpein.
Miserere! Miserere!
Bidelhärings letzte Ehre
Ist der Pöppe wüster Schluß,
Und die fatten Göttergäuche
Halten lachend sich die Bäuche:
Bravo deus stindicus!

* * *

Du siehst, lieber Peter, diesmal ist mir aus der kalten Objektivität kein rechtschaffener Humor erblüht.

Die Unnatur macht pessimistisch. Sie ist die trübfeste aller Erscheinungen, und man sollte eher mit dem leibhaftigen Teufel Brüderschaft trinken, als ihr auch nur mit der Fingerspitzennath des Handschuhs zu nahe zu kommen.

Drum floh ich denn auch so schnell, als es die Schickslichkeit nur irgend gestattete, aus dem Hause Schmidt, und ich will es mir schenken, Dir zu erzählen, wie dieser Besuch weiter zu seinem schnellen Ende gediehen ist.

Als ich aus dem Hause der gehäfelten Lebensführung heraustrat, holte ich dreimal tief Athem und pumpte aus mir heraus, was an Schmidtischer Atmosphäre noch in mir war. An Stelle dieses Stickstoffs aber nahm ich den frischen Athem der Natur in mich,

den köstlichen Maiwind, den besten Seelenausfeger, den
ich weiß.

Aheil aheil
Nacht ist der Mai,
Trägt Kleider nicht am Leibe,
Blumen umblühen seine Scham,
Sein Mund, der singt gottlobesam:
Treibe, du Leben, treibe!

Dein

Graunzer.

XIV.

**Herr Pantrazius Graunzer
fährt von Dresden nach
Leipzig, steigt in Wurzen aus
und berichtet darüber aus-
führlich in seinem Reisetage-
buche.**

In der Eisenbahn zwischen Dresden
und Leipzig. Nachtfahrt.

Ich habe immer noch die Nase voll odeur de
Schmidt. Es ist eine Art penetranter Weichlichkeit,
was Muffiges, Thraniges, Kanziges; sitzt in allen Poren.
Die Reise wird's ausrütteln.

Die Reise als eine Art Rüttelbad ist überhaupt
noch nicht genug gewürdigt.

Seh' Deinen alten Adam in's Coupee, und dieser
alte Modertopf kommt rein geschwenkt am Ziele an.
Das Aeußerliche vielleicht ein Bißchen verbeult und
rissig, aber inwendig ist es wieder reine, und Du kannst
die besten Gedankensuppen in ihm kochen. Bei einem
richtigen Kochtopf kommt's auf's Exterieur nicht an.

* * *

Ich bin nicht allein; das ist unangenehm. Ich bin mit Mustertoffer-Nomaden zusammen; das ist schlimm.

Man soll keinen Stand schlechthin geringschätzen, gewiß. Alle rekrutiren sich aus Menschen, — oh ja. Aber manchmal ist das Rekrutenmaterial doch bedentlich, und mancher Beruf ist schon an sich ein Uebel, das Alles ruinirt, was unter seine Fuchtel kommt. Furchtbar, diese Heimathlosen unter der Glanzlackleinensflagge. Sie sind unserer fahrigen Zeit unerquicklichste Symptome. Halbbildung, Halbeleganz, Halbwitz, Halbgemüthlichkeit. — Alles halb und talmi. Oh, diese infame Zeit! Dieses Commis voyageur-Zeitalter! Wehe, wenn nur eine der Handlungsreisenden-Anekdoten auf die Nachwelt kommt! Wir sind blamirt vor der Ewigkeit.

Gottlob, meine Nachbarn sind nicht in der Gebe-laune. Sie gehören wohl feindlichen Waaren-Wigwams an. Aber ich fühle, wie sie mühsam an sich halten, daß sie nicht doch plötzlich herausplagen: „Sie kennen doch den neuesten . . .“

Ob man dann die Nothleine ziehen darf?

* * *

Schlafen, — das wird das Beste sein. Schlafen . . . Vielleicht auch träumen? Von Schmidts Mariechen . . . Oh! Hamlet! Oh!

* * *

Ich habe wirklich geträumt:

Ich war ein grüner Nix und schwamm
Im tiefen, tiefen Meere,
Nährte mich von Aустern lobesam
Und mancher Hummernscheere.

Mein Bauch war roth wie der vom Lurch,
Quall-quapplich und geschwollen,
Duer über ihn ging ein Gefurch
Von Runzeln, warzenvollen.

Ich war ein schöner Nix und galt
Sehr viel bei den Kollegen,
Denn mein Talent war mannichfalt,
Ging bis zum Eierlegen.

Mann war und Weib in Einem ich,
Das war sehr auferbaulich,
Ich fraß vor Liebe selber mich
Und brütete beschaulich.

Donnerwetter, was ist denn los? Wie riecht denn das hier? Da „dichte“ der Teufel weiter!

Richtig! während ich schlief oder während ich meinen Traum versifizirte, ist ein Frauenzimmer eingestiegen. Dort in der Ecke sitzt sie. Zwölf Augen seh' ich an ihrem Körper auf- und niederklettern.

Gräßlich, diese männliche Augengymnastik; ekelhaft. Das arme Thierchen wagt kaum aufzublicken. Die Kerls bekleckern sie geradezu mit ihren Blicken.

Wahrhaftig: manchmal ist das männliche Geschlecht doch noch ekelhafter, als das weibliche.

Wie ihre Lippen sich wulsten! Dem einen Kerl da beben schon die Nasenflügel. Derlei hab' ich nur noch bei der Raubthierfütterung gesehen. Pfui Teufel!

Ich nehm' mir ein Zuschlagbillet und steig' in die erste Klasse.

* * *

Gott sei Dank! Allein! Manchmal ist es doch ein schwerer Beruf, Mitmensch zu sein. Und gar Zeitgenosse! Das ist schon der schwerste aller Berufe — zuweilen.

* * *

Wie oft hab' ich diese Fahrt als Kind gemacht. Gott, Gott, könnt' ich je wieder so fahren wie damals in der vierten Klasse, mein Ferienkofferchen unter mir.

Wie schön war da die Welt!

Dummheit: wie rein war da mein Auge, wie klar war da mein Herz.

Ich mäkelte nicht. Das war es. Damals regte mich kein Commis voyageur zu ärgerlichen Diatriben auf. Damals nahm ich Alles mit stillem und doch so schnellem Herzen hin.

Alles Sein ging in mich ein durch ein bergkrystallen helles Auge und fiel in eine Camera, in der kein Staub, kein Fleck, kein Hauch von bösen Dünsten war. Drum gab es Bilder von eitel Helle und Glück.

Jetzt aber! Ich sehe viel zu scharf und hart. Ich zerlege, was ich sehe, und mein Herz scheidet, was in seine Kammer fällt. Keine Empfänglichkeit mehr, keine aufnehmende Ruhe mehr, kein Pflanzenglück mehr. Das Nashorn der Moral sitzt in mir und rennt alles nieder, was in mich will. Ein ewiges, unvertreibliches

Aritteln in mir bringt mich um allen Genuß. Es ist ein infamer Trieb, zu forrigiren, ein rechter Schulmeistertrieb.

Ruhig schauen, alles harmonisch begreifen, nichts betasten: das ist königlich.

Wer kann das heute?

Wir sind allzumal Böbel.

Wären wir ichstill und ichstolz, erst dann könnten wir sagen, daß es eine Gattung homo sapiens giebt. Vorderhand sind wir bloß decadente Bestien, entgleiste Affen.

* * *

Gut gegraunzt, Graunzer! Laß Dich bei Peter Squenzen engagiren! Schüttel die Hobelspähne, mit denen Du Dich beklebt hast, und glaub', es sei die Mähne des königlichen Löwen!

Huh! Der Graunzer ist ein Ding, das überwunden werden muß.

* * *

Es ist schön, durch die Nacht zu fahren. Dort, vor dem Wäldchen liegt ein Dorf. Acht Lichter zähl' ich in ihm.

Wie das friedlich ist — von Weitem. Es sieht idyllisch aus, und um so idyllischer, je weiter wir uns davon entfernen. Wenn ich die Augen zumache und das Bild in meine Seele projicire, wird's gar ein Gedicht.

Schlussfolgerung: sich die Welt von Weitem ansehen! Nicht überall mit der Nase darauffstoßen! Und vor allem: das Herz dichten lassen!

Von Weitem sehen sogar die Weiber erträglich aus.
Aber nicht in ihren Dunstkreis!

Zweihundert Schritt vom Leibe,
Und du siehst Helenen in jedem Weibe.

* * *

Wir nähern uns Wurzeln, und vor meinen Augen taucht die Personifikation der geblähten Bornirtheit auf, unter der ich Jahre lang leiden mußte: Bimstein-Bascha, der Konrektor.

Wie schade, daß die Jugend keinen Humor hat. Wie leicht hätt' ich sonst diesen Kathederheuler ertragen, der ohne Frage eine komische Figur war, und dessen Bakelantengehässigkeit ich doch so tragisch empfand.

Dieses leere Stück Mensch, diese Klapperhülse, in der ein paar fremde Körner so lärmhaft raschelten, hat mich um ein paar der schönsten Jugendjahre gebracht. Ich hätte gut Lust, auszustiegen und ihm heute noch die Fenster einzuwerfen, wenn er noch da wäre. Solche Unbill vergiftet man nie. Raub an der Jugend ist ein Kapitalverbrechen. Boshafte Schulmeister sind die gefährlichsten aller Biedermänner.

* * *

Ich bin wirklich in Wurzeln ausgestiegen, und jetzt schreib ich hier im Goldenen Löwen.

Es gab mir einen Ruck, ich mußte heraus. Und ich bereue es nicht. Dieser Nachtgang durch die Stadt war mir ein Fest.

Vor einem Hause blieb ich wohl eine viertel Stunde stehen.

Ida!

Also hier wuchs mir der Baum der Erkenntniß.

Oh, ich weiß es noch, als wär' es gestern geschehen. Wie ich den schmalen Gang hintertappte . . . dann die Lattenthür auf . . . dann die zweite, und nun zum erstenmale die heißen Wellen über mich.

Schön war es, schön! Befreiung und Sieg. Hurrah! Seht bin ich erst ein rechter Kerl! Was? Gewissensbisse? Oh, Herr Professor! Hat die Sonne Gewissensbisse, weil sie scheint? Unsinn! Hurrah! Das Leben beginnt!

Und nun jeden Abend der Gang hinunter, und jeden Abend das heiße Wellenbad. „Oh, wüßtet ihr, wie's wohligh ist dem Fischlein in der Fluth!“

Damals stiegen die ersten Raketen aus meinem Herzen, und es waren Verse, die nicht bloß einen Teufel im Leibe hatten.

Gott, wenn Bimstein-Pascha davon eine Ahnung gehabt hätte!

Ich wünschte wohl, ich könnte Ida wiederseh'n. Es war ein richtig sächsisch Mädcl, schlank, aber voll und hatte so liebe blaue Augen, und die harten Arbeits-hände konnten so schön streicheln. Wie hat sie mich bemuttert! Und lieb mich gehabt!

* * *

Wurzen, im Goldenen Löwen, früh.

Da steht's, ein Lied:

Düste aus dem Rosenbusche
Meiner Jugend, süße Düfte,
Endlich seid ihr wiederkommen,
Wiederkommen in der Wolke
Dort.

Seht, ich wußt' es, daß ihr kämet;
Meine Seele sagte heute
Früh zu mir: Wach auf, Geselle,
Deine Jugend will Dich grüßen
Hier.

Und sie nahm von meinen Augen
Alle Schleier meiner Dumpsheit,
Und sie nahm von meinen Sinnen
Alle Härten, alle Hüllen
Fort.

Darum seh' ich, darum fühl' ich
Heut' in jeder hellen Wolke
Düste aus dem Rosenbusche
Meiner Jugend, süße Düfte
Hier und dort.

Nun seh' 'mal Einer an! Schimpfte ich nicht
gestern noch in diesem selben Hefte hier auf Bimstein-
Pascha, meiner Jugend gräulichen Verkürzer? Und heute:

Düste aus dem Rosenbusche
Meiner Jugend, süße Düfte . . .

Das ist nun aber so: Eine Ida macht hundert
Bimstein-Paschas wett . . . Schade, daß ich nicht mehr
für die Idas bin.

Wirklich, es ist schade. Die sogenannte Liebe ist wirklich ein gut Narkoticum. Unter Umständen, wie man sieht, vertreibt sie sogar die Wanzen

„und rufet die Musen, die Musen herbei.“

* * *

Wieder im Eisenbahnwagen.

Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum.

Meine Seele ist grade, die Welt ist krumm,

Das ist ein Ding zum Lachen.

Doch als ich ein junger Knabe war,

Da wollt' ich, ach, wie dumm ich war,

Das Krumme g'rade machen.

Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum,

Das ist ein Ding zum Lachen.

Und nun, komm' her, Bimstein-Bascha meiner Seele: hiermit küß' ich den krummen Buckel Deiner Bornirtheit mit dem saftigen Kusse des Humors. Ich will Dich nimmer schelten.

* * *

Auch Schmidt's Mariechen habe ich verziehen. Ich bin in der Absolutionslaune heute.

Absolvo te,

Kun, Schäfchen, geh'

Im Wiesengrund spazieren.

Die Welt ist bunt,

Es lacht mein Mund,

Wohl thut das Absolvieren.

* * *

Uebrigens: es fängt nachgerade an, bedenklich zu werden, wie's wieder bei mir verselt.

Aber auch mich selber will ich heute nicht schlecht behandeln, gratia Sdae.

Hei, der Versehaber sticht,
Leben ist ein schön Gedicht,
Wer's versteht zu reimen.
Fröhlichkeit, Leidschleimigkeit,
Läßt mit Versefeimigkeit
Sich zusammenleimen.

Es hält aber nicht immer.

XV.

Ein Brief des Herrn Pantra-
zius Graunzer an seinen
Freund Peter Kahle. Han-
delt vom Stammtisch zum
Ring in der Westentasche.

Leipzig, Ende Mai.

Mein Peter!

Kennst Du die alte Bauernregel:

Der Mai ist selten so gut,
Er bringt dem Zaunpfahl noch einen Hut?

Und, wenn Du sie kennst, verstehst Du sie auch,
Mann in der steinernen Stadt?

Was für einen Hut bringt der Mai dem Zaun-
pfahle?

Hier in diesem schauderhaften Rußneste, über dem
aber noch immer die Glorie des jungen Goethe schwebt,
seh' ich's nicht, aber ich sehe im Geiste meinen lieben
Kiebitzhof und den alten Zaun um den Kohlgarten,
und da stehen gravitatisch die angemooften Zaunpfähle,
und jeder hat seinen Schneehut auf, diesen Cotillonhut,

den der Winter dem Frühling zum Andenken schenkt. Aber die nächste Morgensonne kommt und leckt ihn weg.

Nichtsdestoweniger fühl' ich mich ein wenig blamirt mit meinem Hei!-Liede vom nackten Mai. Wenn ich Recht damit hatte, — wie muß der Aermste jetzt frieren.

Es schneit ganz derbe. Zwar, es sind die großen Matschflocken, denen es an der richtigen, grimmigen Konzentrationskraft fehlt, sie haben (jetzt fall' mir nicht um, Philologe) was Schmetterlingliches an sich, wie sie so breit und behutsam niederwehen, — aber jedenfalls: es ist Schnee.

Indessen, die Sachsen sagen: „Das is doch Ihr Ernst nich?“

Und: „S nee doche!“ antwortet der Alte, greift noch 'mal in den Sack, schmeißt noch eine Hampel rund um sich herum, und nun trollt er sich und sappt ab.

Warum diese Einleitung vom Wetter?

Weiß selber nicht.

Vielleicht ist ein bißchen Schadenfreude meines unlyrischen Ichs dabei, das meinem lyrischen Ich die Hohnrübe schabt und grinst: „Atsch! Das ist nun Euer Hochwohlgeboren berühmter Mai. Mich dünkt: es schneit. Wollt Ihr nicht ein Gedicht verzapfen?“

Aber das lyrische Nebenseelchen ärgert sich nicht im Geringsten über Bruder Rauhbein, und es zwitschert:

Schnei', Himmel schnei'!

Es ist doch Mai;

Der Schnee will nichts bedeuten.

Er liegt nur dänn,
Und unter ihm hin.
Hör' ich den Frühling läuten.

Du wirst Dich wundern, daß ich jetzt so ungenirt draußlostanze mit allerhand Bersfüßen, und ich muß gesteh'n, daß ich selbst einige Bedängstigung darüber empfinde, aber es ist nun 'mal so, und ich kann's nicht ändern: seit einiger Zeit standire ich nicht unbeträchtlich.

Ich habe alles Mögliche dagegen versucht.

Zuerst einfache physische Mittel: Ich kniff mich zornig in's Bein, wenn mich's dichterte. Resultat: meine schwache Seele fühlte sich Märtyrerin und dichtete gluthvoll weiter.

Dann das Mittel der Ertödtung des Geistes nach dem Rezepte der asketischen Heuschreckenesser in der Wüste: ich haspelte mechanische Wortreihen (z. B.: „der heutige Effektenmarkt zeigte dasselbe Gesicht wie gestern, nicht sauer und nicht süß“), wenn's über mich kam; aber es ging mir nicht besser, als den guten Asketen: Die Teufelinnne erzeigte sich nur noch lockender.

Schließlich verfiel mein antilyrisches Ich darauf, das lyrische zu parodiren. Aber dieses war charakterlos genug, sich darüber zu amüsiren und unentwegt weiter zu harfen.

Kurz und gut: es hilft nichts. Nur die Zeit kann hier heilen. Sie wird ihre Schuldigkeit thun. Fieber wollen ausgeschwitzt sein. Punktum.

Aber das ist es eigentlich nicht, wovon ich Dir schreiben wollte.

Wovon ich Dir schreiben will, das ist der Stammtisch zum Ring in der Westentasche.

Unser guter Stilpe hat mich dieser Tafelrunde des Gottes Momus zugeführt. Er durfte es umsomehr, als ein gutes Drittel dieser Tafelrunde Korpsbrüder von uns sind. Ich bin ihm auch recht dankbar dafür, denn der Ring in der Westentasche hat mich mancherlei gelehrt, was werthvoll zu wissen ist für Einen, der auszog, zu freien, ohne damit seine Freiheit verlieren zu wollen.

Ich lasse alles Unwesentliche weg und gebe Dir nur den Extrakt des Abends an diesem momischen Tische.

Stilpe, in seiner alten, hyperbolischen Art, die wir schon an ihm bestaunten, als er seine Gabe hauptsächlich an Mensurdetails und Tingeltangeleusen-Intimitäten übte, gab mir zuvörderst eine Erklärung dieses Tisches.

„Wisse,“ sprach er, „es ist gut, daß der Mann zuweilen einen nackten Goldfinger habe. Zu diesem Behufe besitzt er eine Westentasche, die nämlich auf der linken Seite über der Uhrtasche. Niemand hat noch den Zweck dieser von allen Schneidern der zivilisirten Welt wie in Folge eines Meistereides unfehlbar und ausnahmslos angebrachten Tasche ergründet, bis unser kleiner Piepgras, der schon zur Zeit seiner Aktivität ein scharfsinniger und problemwälzerischer Kopf gewesen ist, dahinterkam: Diese Tasche ist dazu da, daß man zuweilen den Ehering in ihr verschwinde lasse. Raum, daß er dies dem Gehege seiner Bühne (Du weißt, es ist etwas lattenschief) entlassen hatte, umgrünzte ihn

eine Ovation, in der jedes Wort ein Lorbeerkrantz, jedes Ausrufezeichen ein Ehrensäbel war.“

Ich: Bitte: Wer brachte Piepgraf'n diese Ovation dar?

Stilpe: Na, wir doch! Wir!

Ich: Bitte: Wer wir!?

Stilpe: Na, die gesammte Alte-Herrei, was hier ein Bein hat, und noch ein paar andere Staatsbürger von derselben Observanz. Heißen Doktoren, Magister gar! Auch Richter und des Staates Procuratoren! Kurz und gut: lauter Wohlbestallte und Ehrenfeste, Vielgelehrte und Eingearchte. Dein Auge wird sich senken vor dem Schimmer ihrer Glazen, und Deine Nase wird es ein üppig Bad heißen, ihren Athem zu saugen.

Ich: Stilpe! Hast Du noch immer diese Grammatik am Leibe?

Stilpe: Mehr denn je spreche ich die Sprache derer, die mit Frucht in den Büchern der Alten gelesen haben, denn es ist genug, daß ich die schwarze Livrée dieser graugräulichen Zeit am Leibe tragen muß. Proh pudor, daß ich auch maununiformirt wäre!

Schließlich sprach er aber doch ernsthaft über dies Alles, und ich brauchte nicht erst angestrengt zu lauschen, um ein innerliches Unbehagen heraus zu hören: „Gott ja, es hat was Fatales, das Leben ohne Perspektive nach außen oder nach innen. Wir ackern fast alle fremdes Land. Da ist der Würz. Arzt ist er, aber er paßt dazu wie der Sgel zum . . . Du weißt schon. Er wäre ein tüchtiger Landwirth. Dann der Burgk-

mayr. Amtsrichter. Du lieber Gott! Was ist ihm Justitia? Er hatte Lust und Zeug zum Offizier. Prellerhahn! Ich bitte Dich: der Mann ist Staatsanwalt! Mit seiner inwendigen Güte, mit seinem auf's Aesthetische gerichteten Sinn! Ein feiner Kunstgelehrter wäre aus ihm geworden. Das sind die Persönlichkeiten, und die sind eigentlich bedauernswerth.

Die Uebrigen . . . na ja: „Profit, die Blume“ und „Fangen wir einen Lachs!“ Gerade wie damals, als noch der Bierzipfel baumelte.“

Ich: Aber sie sind doch Alle verheirathet?

Stilpe: Das will ich meinen! Gründlich! Voll und ganz! Aber das ist ja eben der Kitt des Stammtisches.

Ich: So, so!? Dann bin ich allerdings gespannt.

Stilpe: Wieso das?

Ich: Weil ich nämlich auch heirathen will.

Stilpe: Mann! Mann!! . . . Vern' schleunigst unser Lied vom Korps Suobia:

Sus heißt das Schwein,
Dum das Ei,
Suobia drum Schweinerei.

Ich: Ich versteh' Dich nicht.

Stilpe: Du wirst schon.

Und ich habe.

Peter: es war traurig.

Ich will nicht viele Worte machen. Es widersteht mir, die alten Kameraden zu kritisiren. Aber ich kann mir nicht helfen, einen Ausruf muß ich wenigstens von mir geben: Was hat das Leben aus diesen Korpsburschen gemacht! Sie sind so kümmerlich geworden,

so, ich weiß nicht, so stier vor sich hin, ohne Zuck und Ruck, so mit der Nase nach der Erde, so gräßlich anspruchslos hinsichtlich ihrer selbst.

Vielleicht sag' ich am kürzesten: so philisterhaft, so spießkerlich. Und doch war auch ihnen das Leben einmal bunt wie ein Kartenspiel, und die Mütze saß ihnen im Nacken, und sie schlugen mit der Faust auf den Tisch, wenn es hieß: Frei ist der Bursch! Daß Gott erbarm', wie hat sich das geändert.

Alt geworden,
Kalt geworden,
Schmeer geworden,
Leer geworden.

Da sitzen sie nun allwöchentlich an diesem Stammtische und tragen ihren Eherring in der Westentasche und reißen Zoten, daß ein Unteroffizier erröthen könnte.

Freilich: sie sind sonst um so würdiger und gemessener, und der Abend ohne den Ring, das ist nur so das Ventil, das 'mal aufgemacht wird, damit die gefährlichen Dünste aus dem Kessel können.

Gewiß, gewiß: Ein Zötlein in Ehren soll Niemand wehren. Aber . . . aber . . . Nein! Das ist eine blamable Art, unanständig zu sein. Und, wenn wenigstens herzhaftes Vergnügen dabei wäre. Aber Prinz Sauertopf sitzt auf dem Präsidentstuhl. Als sie jung waren, und wir sangen im Chore:

Auf der Büneburger Heide ging ich auf und ging ich unter,
Bruder, pump' mir Deine Liebste, denn die meine ist nicht munter.

Balleri, ballera,
Schäß, Du weißt es ja.

worauf ich heute bloß „et caetera“ reimen will, da lag Kern und Gesundheit in der lockeren Art. Aber heute, während die „Frau Gemahlin“ sich daheim im staatlich gesegneten Bette dehnt?

Was geht's mich an! Sehe jeder, wie er's treibe!

Aber, nicht wahr, die Frage wird mir doch wohl gestattet sein: wo bleibt der sittigende Einfluß der Frau? Ich hörte, irr' ich nicht, doch immer sagen: „Laßt nur den Most steigen und schäumen! Es wird die Frau kommen und mit dem Schaumlöffel der Weiblichkeit den schmutzigen Gisch wegschöpfen.“ Die guten Damen haben wohl gerührt, statt zu schöpfen.*)

Den Gipfelpunkt erreichte mein Aerger an diesem Abende, als der Stammtisch zum Ring in der Westentasche ganz unvermittelt anfang, moralisch zu werden, wie es denn eine Eigenthümlichkeit der Deutschen überhaupt zu sein scheint, daß unter der Sauglocke gesittetpredigt wird, — vermuthlich zur Stärkung der unruhigen Gewissen.

Prellerhahn begann nämlich aus heiterem Himmel von moderner Kunst und Literatur zu reden, und nun erhob sich ein Hin und Her der Meinungen, ein Auseinanderfalten und Ausklopfen alter, uralter ästhetischer Schlafkröcke, daß ich förmlich den Moder roch.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem würdigen Stammtische zu sagen: „Früher war't Ihr für dies

*) Peter Kahle bemerkt am Rande zu dieser Stelle: Der gute Graunzer hat wieder einmal die schwarze Brille auf. Ich werde sie ihm ein wenig putzen müssen. Was fällt ihm doch ein, hier so en gros spitzig zu werden. Er ist werth, daß seine Zukünftige den Schaumlöffel zuerst an ihm probirt.

Thema überhaupt nicht zu haben. Das war böß. Jetzt aber bequatscht Ihr es, meine Freunde, — das ist gräßlich. Denkt an das heilige Schweigen Eurer Jugend und redet nicht von Dingen, für die Euch der Sinn fehlt."

Brellerhahn lächelte sein sauerstes Lächeln. „Mein guter Graunzer“, sagte er, „wir behandeln dies Thema in dem Style, wie er uns geläufig ist. Wir sind deutsche Patrioten und kennen unsre Pflicht. Es war ein Mann, der lebte in Weimar, hieß Goethe und übte das Geschäft des Dichtens aus. Der hat uns unsern Weg gezeigt:

Wenn Worte sich zeigen,
Erst tödtliches Schweigen;
Dann hämischeres Krittern
Mit üblichen Mitteln;
Dann Rasenrumpfen
Und weiblich schimpfen;
Endlich darf nicht fehlen
Heimlich bestehlen.“*)

Sprach's und trank, und an der Tafelrunde war ein Staunen.

Was hatte er denn, der Brellerhahn? Sprach er nicht eben in Versen? Und war er nicht auf dem Umwege über Goethe etwas grob?

Stilpe war es wieder einmal, dem das Wort der Rettung kam. Er erhob sich und sprach: „Mein lieber

*) Anmerkung Peter Kahle's: Der Vers ist dem Sinne und den Redewendungen nach allerdings von Goethe. In Verse hat die böse Sentenz aber Wilhelm Weigand gebracht, — was ein Bibliothekar a. D. wissen sollte.

Bruder z. N. i. W.! Ein guter Freund von uns hat es soeben gewagt, unser heiligstes Recht anzutasten, das Recht auf's Quatschen. (Wahr! Wahr! Leider!) Ein Genosse unfres engeren Kreises und, was den Fall noch trasser macht, ein Staatsanwalt sogar, hat diese Rechtsbeleidigung geradezu sanktionirt, indem er sich unqualifizirbarer Versäufferungen eines Mannes bedient hat, der durch seinen lockeren Lebenswandel ebenso historisch geworden ist, wie durch seine nicht viel würdigere Poesie. Dies Unterfangen, das des Freundes und das des Bruders, ist einfach unmoralisch. Machtmittel dagegen haben wir nicht, aber wir haben ein Mittel, den üblen Eindruck dieses Attentates wegzuschwemmen durch den Geist des N. i. W.! Auf, meine Brüder, laßt uns singen das Lied vom Korps Suovia!

Sus heißt das Schwein,
Dum das Ei,
Suovia drum Schweinerei!

Und feierlich brauste der Subelgesang . . .

* * *

Ich ging mit Brellerhahn und Stilpe zusammen nach Hause. „Gott ja“, sagte Stilpe, wenn man einen Stein in einen Sumpf wirft, giebt's bloß kleine Ringe.“

„Und um den Stein ist's dabei schade“, meinte Brellerhahn dazu.

* * *

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hatt' ich seit vielen Jahren zum ersten Mal wieder moralischen Magenjammer für andere Leute.

Heute noch reis' ich weiter. Nach Altenburg. Find' ich dort keine Frau, so bin ich doch sicher, den besten Ziegenkäse der Welt zu essen.

Dein

Pantrazius.



XVI.

Herr Pantrazius Graunzer macht eine Reise in's Altenburgsche, wo er nach dem Prinzip der Zuchtwahlauslese eine mit besonders schätzbaren Vererbungs-faktoren ausgestattete Gattin zu finden hofft. Was ihm dabei widerfahren ist, meldet er seinem Freund, dem Staatsanwalt Dagobert Brellerhahn, in verschiedentlichen Briefen.

Erster Brief an Dagobert.

Altenburg, im Juni.

Staatsanwalt meiner Seele!

Lebst Du noch, oder hat Dich der Ring in der Westentasche in die Pleiße geworfen für Deine Frivolität, in Goethischen Zungen zu reden?

Armer, lieber Dagobert! Warum hängst Du nicht den Lalar des Staatsanwaltes an den Nagel und wirfst ein Anwalt des deutschen Geistes?

Staatsanwälte, so will es mir scheinen, haben wir ausreichend, Geistesanwälte viel zu wenig, wenn sich auch jeder Leitartikelauswalzer dafür hält. Und dabei wird der deutsche Geist in diesen Zeiten beleidigt, besudelt und verunstaltet, daß es ein Jammer ist.

Du hättest das Zeug dazu, die Sünder wider diesen heiligen Geist mores zu lehren. Aber statt daß Du ihnen, die gewürdet und gewappelt und die lautesten Mäuler im Tempel der herrschenden Gottheit sind, den Prozeß machst, mußt Du allerhand kleinen armen Teufeln das Fell lausen und mußt ein wichtig Gesicht noch gratis dazu machen. Bei der klappernden Waage der Gerechtigkeit:

Wunderlich am hohen Himmel
Durch der Sternschauffee Gewimmel
Lenkt das Fatum sein Karriol . . .

Fatum fatalitatum! Im Grunde sind wir Alle bloß Steineklöpfer am Straßenrande, und die Karrossen des schaffenden Lebens rasen an uns vorbei.

Sollen wir mit unseren Steinen nach ihnen werfen?

Das ist bedenklich, und uns Heutige dilettirt's just nicht, den Vorhang der Revolution aufzuziehen.

So sollen wir also krummrückig und mit klammer Hand die Straße flicken?

Das wollen wir eben nun auch nicht. Dazu sind

wir nun doch zu wählerisch geworden, wir hinaufgekommene Mittelständler.

Revolution sowohl wie Frohnde überlassen wir dem Bruder Proletarier, dem wir übrigens bloß im Geiste die Hand drücken.

Offen gestanden: die Situation ist nicht sehr edel, und zu unserer Entschuldigung haben wir das Wort Dekadence erfunden. Lieber krank, als verkommen. Das ist der Rest unsres Ehrgefühls.

Was mich persönlich betrifft, so hab' ich auch in diesem Punkte das Vergnügen, zwei Seelen zu besitzen, die sich nicht ohne Leidenschaft in den Haaren liegen. Manchmal begehrt die Eine auf und schreit nach Barrikaden, aber die Andere dreht sich müde um im warmen Bette und brummelt: „Laß' mir mei' Ruh'! I mag net!“

„Vorwärts!“ schreit die Eine. — „Quieta non movere!“ bismarckt die Andere. Worauf die Eine sich folgenden Vers gemacht hat:

Was ruhig filzt, das störe nicht,
Laß' ruhig weiter filzen,
Es ist durchaus nicht förderlich
Die Reinlichkeit den Pilzen.

Und jede von Beiden führt gewichtige Gründe in's Feld, zwischen denen zu entscheiden keine leichte Aufgabe meines innersten Ich's ist, von dem ich durchaus nicht genau weiß, wo seine Sympathien liegen. Fast glaub' ich, es ist mehr für den konservativen Part, denn schließlich: Barrikaden hab' ich noch keine gebaut,

aber dafür wirkt mein Quietismus Bollwerk nach Bollwerk auf, sich abzuschließen vom Lärm des Werbens.

Möglich, daß hinter ihnen der Streit in mir erst recht entbrennen wird, und so viel ist sicher: ich bilde mir wenigstens ein, daß ich ein inwendiger Evolutionist bin:

Tragt Stein auf Stein zum Bau der Zeit:

Ich bau' mich;

Thürmt Thürme für die Ewigkeit:

Ich bau' mich;

Schleift spiegelblank die Menschheit glatt:

Ich bau' mich;

Ich bin der blauen Pläne satt:

Ich bau' mich.

Was für ein Bau das wird? Wozu sind die Götter da! Ich glaube kaum, daß ich selber den Thurm darauffegen werde. Vielleicht gelingt das dem, dem ich jetzt die Mutter suche.

Du kennst ja den Zweck meines kombinirten Rundreisebilletts, und, wie Du darüber nicht lachst, wirst Du auch nicht über den Spezialgrund dieses altenburgischen Abstechers lachen.

Höre: eine Stunde südlich von der Stadt Altenburg hat mir der zuweilen gütige Himmel einen Freund beschieden, der ein veritabler Baron ist. Denke!

Dieser Freund und Baron nun weiß gleichfalls von meinem Plane, und seine Freundschaft hat beschlossen, mir bei seiner Vollführung behilflich zu sein. Er schrieb mir nach Leipzig in einem Briefe Folgendes:

„Vielleicht, daß ich das mir Angenehme mit dem Dir Nützlichen verbinden kann, wenn ich Dich

einlade, mich hier zu besuchen. Nicht nur, daß ich Dir wahrscheinlich einige landwirthschaftliche Rathschläge werde geben können, deren Du sicherlich bedarfst (denn man sattelt nicht so leicht vom Schreibtischfessel auf den Ackergaul um), sondern ich hoffe auch, Dir vielleicht dazu verhelfen zu können, wonach Du augenblicklich aus bist. In meiner Nachbarschaft nämlich ist eine Frau von B. ansässig, die eine Tochter von jetzt fünfundzwanzig Jahren hat, von der man sich in den Kreisen meiner Bekanntschaft nur Gutes zu erzählen weiß, so daß ich mich wundere, daß sie noch nicht unter der Haube ist. Der Grund liegt vielleicht darin, daß ihr verstorbener Vater aus einem bestimmten Grunde, den ich Dir persönlich mittheilen werde, sehr unbeliebt war. So was bleibt manchmal lange hängen. Hierzu kommt, daß beide Damen durchaus zurückgezogen leben. Ich selbst habe auch keinen eigentlichen Verkehr mit ihnen, aber ich könnte es leicht arrangiren, daß wir einmal bei ihnen einfielen.

„Sedenfalls: Komm! Ich bilde mir ganz bestimmt ein, daß ich mir hier den Kuppelpelz verdienen werde. Komm!“

Du wirfst den Gedanken vermuthlich etwas phantastisch finden und meinen guten Baron für eine Art-altenburgischen Don Quigote halten. Ich muß gestehen, daß mir die Sache selber ein Bißchen nebulos vorkommt. Aber diese merkwürdige Bestimmtheit seiner Zuversicht frappirt mich, und dann ist mir diese ganze Idee überhaupt sehr sympathisch.

Und nun kommt der Punkt, bei dessen Traktirung ich mich Deines Ernstes versichern möchte, weshalb ich denn vorhin schon meine Zuversicht aussprach, daß Du nicht darüber lachen wirst.

Nämlich: der Gedanke, eine Adelige zu heirathen, besticht mich.

Es ist heraus! Wenn mir morgen früh um die Zeit Deiner Morgenpost die Ohren klingen, weiß ich, woran ich bin, und Dein Gelächter hat Dich um meine Freundschaft gebracht,

Das glaubst Du nun freilich nicht. Aber höre! Ich kalkulire so: Es ist, was auch die Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit-Leute dagegen sagen mögen, kein schlechtes Ding um die gute Abstammung. Gewiß, es läuft manch' zweibeiniges Argument gegen diese Behauptung herum, und es fehlt unter Leuten von unzweifelhaft guter Abstammung und tabelloser Kinderstube nicht an unzweifelhaften Hundsföttern und Schafsköpfen. Aber im Ganzen wäre es sinnlos, zu leugnen, daß die Vortheile einer besseren Auslese doch beim Adel sind. Mag auch hie und da ein Rutscher oder sonst was lendenstramm Unterthäniges mit eingestreut sein in die Ahnenreihe: das andauernd gute Milieu, die höhere Freiheit, das gewisse Maß von Herrschaftsbefugniß, die Uebung der Waffen, dann auch das engere Zusammengehörigkeitsgefühl mit einem Stück eigener Erde, das höhere Bauerngefühl also, — all' das muß, so mein' ich, wenn nicht überwiegende Gegenmächte, wie das Bedientenleben bei Hofe, das Klettern an der schlüpfrigen Protektionsstange, die Einbreiung in den

Bureaufratismus, die allzu große Verleitung zum Neufferlichen und zu leerer Dünkelhaftigkeit, schädigend eingewirkt haben, doch einen gewissen Fond guter Gaben in einem adeligen Geschlechte ansammeln.

Auch der Geist darf im Ganzen als wenigstens nicht unter pari fundirt angesehen werden, denn wenn auch der heutige Adel im Allgemeinen mehr die Waden, als das Gehirn kultivirt, so war das doch nicht immer so, und wir haben Zeiten gehabt, in denen die Aristokratie wenigstens im zweiten Treffen der geistigen Kämpfer stand.

Gut also. Dies angenommen (und ich muß nochmals sagen: mir scheint diese Annahme durchaus berechtigt zu sein, so schwer es uns auch fällt, uns aus dem Banne der sozialdemokratischen Lyrik: „Alle Menschen, gleich geboren, sind ein adelig Geschlecht“ loszumachen), also: dies angenommen, wirst Du mir Recht geben, wenn ich sage: versuchen wir's wenigstens 'mal mit dem Bon. Führt's zu nichts, schadt's auch nichts. Sehen wir uns das Burgfräulein 'mal an!

Und in diesem Sinne bin ich denn hierhergefahren.

Zunächst in die Haupt- und Residenzstadt, die ich schon von früher her kenne und die mir sehr wohl gefällt. Es steckt Historie d'rin, und Reichthum ist um sie herum, und es fehlt auch nicht an Schönheit der Natur, wenn es auch mehr eine nahrhafte Schönheit ist, will sagen eine solche, die den Hauptton auf das Futtertüchtige legt und eigentlich malerische Extravaganzen verschmähzt.

Vorderhand seh' ich mir die Stadt von allen

Seiten, am liebsten aber von oben, vom Schloßberg, an und warte nur auf meinen Baron, der mich im Wagen hier abholen wird.

Ich werde Dir weiter berichten, was mir im Lande Altenburg geschieht.

Heilige Felicitas bitt' für mich!

Dein

Bantraz.

**Erstes Zwischenstück,
aus welchem der Leser Einiges
von dem erfährt, was der
Staatsanwalt Dagobert
Brellerhahn über Herrn Ban-
trazens zuchtwählerische Pläne
denkt.**

Leipzig, den 6. Juni.

Meinen besten Dank, lieber Bantraz, für Deine gute Meinung, aber Deine schmeichelhaften Bemerkungen können mich nicht davon abhalten, Dir zuzurufen: Bantraz, Du bist im Begriff, auf einen Leim zu kriechen, der zwar parfümirt, aber darum nicht weniger aus alten Knochen gemacht ist, wie jeder andere.

Auf das Sumpfgefrorene Deiner Vererbungstheorie will ich Dir nicht folgen.

Ich sage Dir bloß das Eine: entweder ist das altenburgische Fräulein aus der Mélange, d. h. aus dem Adel, der aus irgend welchen Gründen schon theilweise verbürgerlicht ist, und dann ist es schon besser, Du suchst Dir eine richtig Bürgerliche, oder aber: sie ist aus dem starren Adel, und dann rath' ich Dir: nimm die Beine unter'n Arm und flieh.

Mit diesen Leuten sich verschwägern, heißt auswandern. Das ist eine andere Welt. Andere Gefühle, andere Sprache, ander Blut. Sie können sich noch so sehr anstellen, als wären sie unersglichen, aber es ist nur Maske. Die Einbildung der Kaste ist der Kern ihres Wesens, um den wir sie nicht beneiden wollen, der aber ihr Stolz ist und bleibt.

Ohne ihn wären sie auch nichts, oder wenigstens nicht viel, mit ihm sind sie was, — aber das Was ist unser Feind.

Geh' mir doch mit solchen Plänen! Das ist atavistisches Zeug und, nimm mir's nicht übel, auf dem Misthaufen gewachsen. In der Stadt fliegt Einem derlei kaum mehr an, und das ist ein Vortheil der Stadt. Wir haben die Herren hier aus der Nähe kennen gelernt und gesehen, daß ihre Adelschilde heutzutage von eitel Pappe sind. Und die Geschiedteren unter ihnen wissen das und stellen das Pappentwerk in die Ecke.

Dein

Dagobert.

Der zweite Brief an Dagobert.

Birkicht im Altenburgschen,
am 8. Juni.

Aber Dagobert!

Was ist Dir in die Bürgerkrone gefahren?

Ein Staatsanwalt, der wider den christlichen Adel deutscher Nation den flammenden Federhalter zückt — :
ecce miraculum.

Jetzt glaub' ich wirklich an Zeichen und Wunder.
Aber Recht hast Du trotzdem nicht.

Ich will Dir nicht langschürig erzählen, warum Du nicht Recht hast, denn da Du von Berufswegen an Repliken gewöhnt bist, würden wir nie fertig werden. Ich sage nur soviel: was auf dem Miste, d. h. auf dem Lande, wächst, ist besser, als was auf den Steinen, d. h. in der Stadt, wächst, — das Mistwaxsene ist mir lieber, als das Mistwaxsene. Und: wenn der Adel, wie nicht geleugnet werden soll, zum sehr großen Theile nicht mehr die Blüthe am Baume der Menschheit darstellt, so ist just der Umstand schuld daran, daß er vielfach entbauert, d. h. entwurzelt ist. Die Leute, von denen Du sprichst und über die ich nicht viel anders denke, wie Du, das sind die Parallelercheinungen zu dem Ackerknecht, der in die Stadt zieht und Dienstmann wird. Draußen ein freier, herrlicher Schlag, drinnen verkümmertes Zeug.

Hier mein Baron Birkicht, das ist ein Edelmann nach meinem Sinne. Landjunker, amtlos, frei und herrlich — ein adeliger Mensch.

Mit Mutter Kunst steht er auf demselben guten Fuße, wie mit Mutter Erde. Sie geben ihm beide das Beste, was sie haben. Sein Korn ist so gut, wie seine Thoma's, und seine Bibliothek kann sich gerade so sehen lassen, wie sein Kuhstall.

Sein Leib lebt nach der alten brav probaten Landadelregel:

Säe Körner Aegidi,
Haber, Gerste Benedikti;
Säe Flachs und Hanf Urbani,
Wicken, Rüben Siliani,
Viti Kraut,
Erbfen Gregori,
Linsen Philippi Jacobi;
Grab' Rüben Vincula Petri;
Schneid' Kraut Simonis und Judä;
Fang' Wachteln Bartholomäi;
Bleib' Stuben Kalixti;
Trag' Sperber Sixti;
Heiz warm Natali domini;
Iß Lammshbraten Blasii;
Guten Häring Oculi mei;
Heb' an Martini,
Trink Wein per circulum anni.

Daneben aber hat er auch einen Kalender für seine kunstfröhliche Seele, und Sanctus Apollo Musagetes hat bei ihm verschiedene Altäre, — nur daß er, Gottlob, nicht selber in schlechten Versen oder üblen Bildern opfert.

Wirst Du glauben, daß dieser Junker alljährlich

nach München fährt, Bilder zu kaufen, und daß er allvierteljährlich große Buchhändlerrechnungen zu begleichen hat?

Du machst schon den Mund auf zur Replik. Mach' ihn nur wieder zu. Laff' mir meine Freude an dieser einen Schwalbe, wenn sie auch noch keinen Sommer macht.

Morgen fahren wir nach Praghausen zu den Z.'schen Damen.

Dein
Graunzer.

**Zweites Zwischenstück,
in dem der merkwürdige
Staatsanwalt Brellerhahn
wiederum am Adel kein gutes
Haar läßt.**

Leipzig, am 9. Juni.

Jetzt wird mir's zu bunt, Krazi! Also auch in diese Schlinge gehst Du? Der Adel, der sich für Kunst „interessirt“! Na, ich danke!

Weißt Du, Deinen altenburg'schen Junker will ich Dir nicht nehmen, ich will mich nicht lächerlich machen und bestreiten, daß auch hier Ausnahmen möglich sind.

Im Allgemeinen aber sage ich Dir das: Der deutsche Adel heutiger Zeit hat zur Kunst überhaupt kein Verhältniß, höchstens das minervaverfluchte des Dilettanten.

Möglich ist nur das Eine, daß er wieder 'mal eine Rolle spielen will auf Kosten der Kunst. Er kann nichts weiter, als begönnern, aber auch das nur in einem schwächlichen Sinne. Auch ist seine Gunst nichts mehr werth, denn er hat keine Macht. Und das ist gut. Denn eine adelbegönnerte Kunst, eine von diesem Adel begönnerte Kunst, wäre eine Kunst für höhere Hausnechte, eine Kunst zwischen Trennscheiden, eine flügelbeschnittene Kunst für den Salonkäfig.

Weißt Du, wie der Kammerherr von Sedendorf am 12. April 1776 über die Weimarer Dichter an seinen Bruder schrieb, damals, als unsere große Literatur im Werden war? „Ces messieurs paraissent s'augmenter chaque jour“ — „Diese Herren“, — darin liegt's: Die da, die Eindringlinge!

Ach, geh' mir mit dem Interesse unserer Adelligen für Kunst. Das hätte nur Werth, wenn unsere Adelligen Potenzen wären. Es ist, wenn es einmal in die Erscheinung tritt, nur die angeborene Dreistigkeit, überall mitthun zu wollen. Vielleicht langweilt's den Einen oder Andern einmal, Rekruten zu kommandiren, und so wollen sie's mit Dichtern, Künstlern versuchen. Ich finde das impertinent, denn dieses Unterfangen steht zu den Fähigkeiten dieser Leute in einem zu großen Gegensatz.

Sa, wenn sie bescheiden wären, wie es sich für sie gebührt, wenn sie sagten: Seht, wir können zwar nichts, aber wir haben Geld, Namen, Anseh'n und wollen damit der Kunst dienen, ohne ihr befehlen zu wollen, — à la bonheur! Dann seien sie willkommen,

wie jeder Kunstfreund, auch wenn er bloß Lehmann heißt; aber mit ihren unverschämten Aspirationen soll man sie zum Tempel hinauszagen auf ihre Exerzирläge, in ihre Landrathsstuben, wo ihrer Aufgaben harren, denen sie gewachsen sind.

So, da hast Du meine Meinung über Deinen kunstfördernden Adel, vor dem alle neun MUSEN unsre Kunst in Gnaden schützen mögen.

Ich bin Dein

Dagobert.

Der dritte Brief an Dagobert.

Birkicht, den 10. Juni.

Mein lieber Dagobert!

Nun höre, mein Freund, die Geschichte,
Wie ich sie Dir treulich berichte,
Die Mär' vom Besuche bei Frau v. B.
Und was für ein End' er genommen hätt'.

Also . . . aber nein: Zuerst ein Hymnus auf Birkicht's Frühstückstisch. Freilich, ich kann nur lallen:

Göttlicher Kaffee himmlischer Sahne
Selig gepaart,
Goldener Honig auf blond-weicher Semmel,
Schmelzend und zart,

und nun, weil die Verse 'mal laufen, gleich weiter im Text:

Leis in der Linde
Harfen die Winde,

Über die Gräser streichelt ein Weh'n,
Waldbogelrufe,
Scharrende Hufe,
Heute, mein Herz, will ich freien gehn!

Nimm das als Ouverture. Ich hätt' es auch in Prosa sagen können, aber wenn mir die Dinge gar so liebenswürdig um den Bart gehen, wie gestern früh (solche Sahne giebt's überhaupt nur im Altenburg'schen!), dann kann ich mir nicht helfen, dann muß ich mit geprägten Worten zahlen. Es ist mein Pech, wenn die Prägung zu wünschen übrig läßt.

Du meinst, es wär' Dein's, weil ich Dir das Geprägte in die Hand drücke?

Ja, so schmeiß' es doch weg, aber schimpf' nicht!

Aber nun ungeprägt und ruhig im Trabe auf Schuster's profaischen Klappen: wirklich himmlisch war die Fahrt durch Birken's Reich. Der wachsende Segen rechts und links machte uns fröhlich, und wir sangen sogar, — ein schönes Lied:

Huhjahuh!
Die Pferde laufen immerzu,
Huhjahuh!
Sie laufen immerzu.
Der Gottlieb auf dem Bock
Bläht sich in seinem Kock,
Der Kock, der ist ihm viel zu groß,
Im Winde flappt der rechte Schooß.
Huhjahuh,
Er flattert immerzu.

Gottlieb fühlte sich etwas genirt durch diesen anzüglichen Gesang in seinem Rücken, aber richtig

war's doch: Sein rechter Rockschuß flog im Winde, und da er roth gefüttert war, nahmen wir das als ein gutes Omen.

„Du wirst seh'n, Bankazi, ich bringe Dich heute unter die Haube. An einem solchen Tage gelingt so was immer“, sagte Birkicht.

„Nee, nee, Du, ich finde, das Wetter ist zu schön für so 'was. Da liegt kein Stuhl d'rin. Es müßte Packstrippen regnen, dann hätt' ich Muth dazu. Aber so: das ist die reine Suggestion von oben: Gehet hin und mehret Euch. Es fehlte bloß, daß heute der Tag der heiligen Felicitas wäre.“

„Was für 'ne Dame ist denn das wieder?“

„Das ist die heilige Fürbitterin für Leute, die einen Sohn haben wollen. Also meine eigentliche Patronin.“

„Heute brauchst Du sie nicht. Heute geht's auch so.“

„Nee, nee. Aber na ja: Wenn's heute sein soll: gut! Sag' 'mal, Du kennst also Fräulein von Zurwenten nicht persönlich?“

„Paar 'mal gesehen. Ich sage Dir ja: Zwei Einsiedelweiber. Ihr Gut ist ihre Welt.“

„Om. Also wohl so'n bißchen sehr duster? Du verstehst mich: nicht gerade übermäßig gescheidt?“

„Was fällt Dir ein! Beste Erziehung! Damenstift. Da fehlt nichts! Auch nicht etwa ungesellig, unangenehm! Gar nicht! Bloß . . . na, ich will Dir's erzählen.“

„Das ist wohl was Grausliches?“

„S, nein doch! Also: der alte Zurwenten hat es,

ein richtiges Original, wie er war, verstanden, sich mit aller Welt in Unfrieden zu setzen. War ein wunderlicher Kauz, Prozeßhengst, laudator temporis acti. Die Welt war ihm nicht mehr recht, die Nachbarn erst recht nicht. Und furchtbar adelstolz war er. „Nur nicht das Blut verdünnen!“ war sein Wort.“

„Und in so 'ne Familie führst Du einen pp. Graunzer als Freierrmann? Ich bin ja die Verdünnung in Person.“

„Du sollst ja auch nicht den seligen Herrn Vater heirathen. Dem hättest Du allerdings nicht genügt, selbst wenn Du mit einem tadellosen Bon behaftet wärst. Für ihn gab es nur etwa drei Familien im Altenburg'schen, die er für zweifelsohne hielt. In allen übrigen war nach seiner Meinung, die er leider auch aussprach, „Verdünnung von unten“. Und das ist der Grund gewesen, weshalb er sich mit aller Welt verfeindete.

Der gute Gneomar — Gneomar hieß er! — mußte nämlich von jedem Hause was. Dort war im siebzehnten Jahrhundert mal was mit einem Kutscher gewesen, da hatte um die Mitte des sechzehnten ein Stallknecht verdünnend gewirkt, und wieder wo anders war ein Komödiant nachweisbar als derjenige welcher“.

„Na: hatte Gneomar denn Recht?“

„Hier und da wohl, aber meistens waren es doch bloß alte, unbeweisbare Geschichten.

Es war geradezu sein Sport, solche zu sammeln. Und hatte er eine, so sorgte er schleunigst dafür, daß man sie erfuhr. Und zwar auf drastische Weise“.

„Schieß los!“

„B. B.: Er trifft einen Herrn von K. Zufällig. In der Residenz vielleicht. Auf dem Markte.

Fünf Schritte vor ihm bleibt er in seiner ganzen Länge stehen, zieht sein Stiellorgnon, hebt's langsam an die Augen, nimmt's wieder ab, schüttelt den Kopf und sagt nichts als: Merk—würdig!

Der andere natürlich auf ihn los. „Was ist merkwürdig!“

Gneomar nimmt wieder die Stielbrille hoch, sieht sich den Mann wieder an, schüttelt wieder den Kopf und sagt wiederum: Merk—würdig!

Nun der andere, schon sehr wütend, nochmals: „Was, wenn's beliebt! Was!?“

D'rauf Gneomar: Die Hände! Diese Hände! Oh! Oh! Sind das adelige Hände?

Nun der K. wieder: „Was unterstehen Sie sich! Wollen Sie wohl belieben, deutlicher zu sein?“

Und nun Gneomar auf's Gelassenste! „Das sind Kutscherhände, mein Herr, rothe, dicke, ungeschlachte Kutscherhände in der fünften Generation“.

„Sie sind verrückt!“

„Nein, ich bin unterrichtet!“

„Zum Teufel, wovon sind Sie unterrichtet!“

„Daß Ihr Urgroßvater ein Kutscher war und Leberecht Lampe hieß“.

„Gottvoll! Gottvoll!“ Ich mußte lachen.

„Sawohl, gottvoll, aber das Ende war natürlich ein Hin- und Hergeschieße und später die völlige In- die-Nacht-Erklärung Gneomars. Mein Vater war zuletzt

der Einzige, der noch mit ihm verkehrte, und auch der that es nur, weil er den Alten für übergeschnappt hielt.“

„Und so ging's bis an's Ende Gneomars?“

„Bis an's Ende. Und bis über sein Ende hinaus. Denn auch die Wittve und die Tochter sind wie in Gesellschaftsacht. Der Alte hat zu Viele beleidigt“.

„Hm. Und Du meinst nun aber, daß Frau und Fräulein v. Z. nicht denken, wie der Alte gedacht hat?“

„Ja, das mein' ich. Und ich' meine weiter noch, daß sie sehr froh sein werden, wenn ein Freier kommt. Eben, weil keine Hoffnung besteht, daß von hier einer kommt“.

„Danke bestens. Bankraz als faute de mieux. Du bist doch ein Baron!“

„Du!! Aber Du verstehst mich ja doch! Du sollst ja auch nur mal hineinsch'n. Kein Mensch zwingt Dich, auch nur einen Ton von Deinen Plänen zu reden. Ich denke einfach: so ein Mädchen aus alter Grundbesitzersfamilie müßte nicht übel als Frau für Einen sein, der ein Bischen zu wenig Bauernblut in sich hat und der doch ein Bauer werden will“.

„Du hast Recht. Das bestärkt mich ja in dem Plane, und es wäre mir sogar ganz recht, wenn das Fräulein ein Bischen die Siebenzinkige fühlte. Ich verlange gar nicht allzuviel Annäherungstrieb. Du weißt schon. Wir wollen getrennt Hof halten. Und gerade auch das wird eine Adelige eher verstehen, denn das ist ja ein Vorzug der Aristokraten, daß sie weniger

an Sentimentalität, am Bedürfniß nach Gefühlen leiden, als wir von der Bourgeoisie, die wir just darum sowohl gegen oben, wie gegen unten im Nachtheil sind. Die gewisse Gefühlsbreitigkeit, die das deutsche Bürgerthum auszeichnet, das ist seine Hauptschwäche“.

„Du möchtest einen Leitartikel reden, Alter, aber es wird Dir nicht gelingen. Dort, das alte Dach mit der Moosdecke, da, hinter den schönen Buchen, das ist das Zurwenten'sche Haus. Wir werden gleich am Parkthor sein“.

* * *

Ich habe meiner alten Gewohnheit, zu tagebücheln, ein Bißchen arg gefröhnt, indem ich Dir das ganze Gespräch hier wiedergegeben habe; ich that es, weil ich Dir damit am besten auf Deinen Brief zu antworten glaubte, und weil es mir als eine sehr heilsame Manier erscheint, sich den hinabgerollten Tag noch einmal im Worte fest zu halten. Ob ich's in einem Brief thue oder in einem Tagebuche, das bleibt sich gleich. Das Bild steigt noch mal auf, Du überblickst es ruhig und kritisch (was Du der Wirklichkeit gegenüber fast nie kannst) und nun weht es langsam fort von Dir, wird kleiner und kleiner, jetzt in den Konturen verwaschen, dann auch in der Farbe schleirig, und nun ist es weg.

Ich werde meinem Sohn das Tagebücheln angewöhnen. Es ist eine Haus- und Kammerkunst, feiner und werthvoller als Laubsägen und Holzbrandmalerei — sogar dem Klavierspielen ist es vorzuziehen.

* * *

Und nun zu unserem eigentlichen Besuche im Hause der beiden Damen von Zurwenten.

Das Parkthor (ein altes schönes schmiedeeisernes Thor mit einem sehr feinen Lilienornamente, hoch, vornehm, reich) war verschlossen. Der Glockenzug war abgerissen. Gottlieb klatschte daher gebieterisch mit der Peitsche.

Nach einer guten Weile erst kam ein alter Diener in sehr abgetragener, ganz altfränkischer Livree und in Kanonenstiefeln (!) den Buchengang herunter auf das Thor zu, blieb zehn Schritt vor dem Thor stehen und rief untwirsch aus: Wer ist da? Wer will hier was?

Gottlieb antwortete darauf mit Würde: Der Herr Baron von Birckicht ist da mit dem Herrn Dr. Graunzer aus Berlin!

Darauf der Alte in den Kanonenstiefeln kehrt und langsam den Buchengang hinauf. Langsam!

Wir sahen uns an und lachten. Gottlieb hustete vor Empörung und murmelte was vor sich hin.

Nach wieder einer guten Weile kamen die Kanonenstiefel das zweite mal auf das Thor zu. Diesmal kamen sie bis an das Thor heran, und der kleine Alte, den sie, so schien es, vermöge eines sinnreichen Mechanismus vorwärts bewegten, zielte mit einem alten großen Schlüssel auf das Schlüsselloch.

Kein leichtes Ding das, hat man den Tatterich! Und der Alte hatte ihn.

Fünffmal zielte er vergeblich, das sechstmal traf er in's Loch. Aber, wenn damit die Partie gewonnen gewesen wäre! Nun galt es den Schlüssel zu drehen.

Der Altfränkische gab sich redliche Mühe. Erst mit der rechten Hand allein, dann unter Zuhilfenahme der linken, schließlich hing er seine ganze Leiblichkeit, inklusive der Kanonensstiefel, an den Schlüssel. Vergeblich.

„Gottlieb, hilf!“ sagte Baron Birricht, und Gottlieb kletterte vom Boß. Nachdem es gelungen war, den Schlüssel wieder herauszuziehen, galt es, ihn herauszureichen. Pech! Sein Bart war zu dick, das Gitter zu eng. Der Altfränkische mußte ihn über's Thor werfen. O ja, das ist leicht gesagt, aber, mein Lieber, das Ding war schwer, und das Thor war hoch. Der unselige Sakai sprang und schwang und nahm Anlauf, was weiß ich, kurz, es gelang nicht.

Da, eine schrille Stimme aus dem Hintergrunde: „Leberecht!“

„Gottgottte, Gotte nee!“ keuchte der Alte, „die Gnädige ruft! Ich der verfluchte Schlüssel! Ich das verdammte Thor! Ich Du Luder, Du!“

„Leberecht!“

Es war, als gäbe diese Stimme dem Alten übernatürliche Kräfte. Er schwang zweimal den rechten Arm, der Schlüssel flog hoch und richtig: er blieb oben an der obersten Lilie hängen.

„Gottgotttegottegotte“ jammerte der Alte, machte kehrt und ließ sich von seinen wild gewordenen Kanonensstiefeln den Gang hinauftragen.

Da aber riß unserm Gottlieb der durchgeschauerte Faden der Geduld. Er fluchte, grunzte, zog seinen

Nothgefütterten aus, spuckte in die Hand und begann, an den schmiedeeisernen Lilien emporzuklettern.

Es wirkte belustigend und symbolisch auf mich. So kletterte, ein philologischer Lafai, unser Konrektor einst am hohen Gebäude einer sophokleischen Tragödie empor.

Er, nämlich Gottlieb, war just oben angelangt, da rauschte was Seidenes den Gang herunter, und es erschien eine lange dürre Dame in einem geblühten Seidenkleide. Spitz den Zeigefinger auf Gottlieb gerichtet, die Augen aber auf Birficht, rief sie: Was macht der Lummel da?!

Birficht entschuldigte sich, Gottlieb erreichte glücklich das Schlüsselmonstrum, aber nun war auch seine Contenance zum Teufel, er ließ sich los und rutschte mit seiner ganzen Vorderseite (ein schmerzlicher Anblick) die schmiedeeisernen Lilien herunter. Ein Glück, daß nur ein paar Knöpfe platzten, es hätte auch seine Nase draufgehen können. Indessen: den Schlüssel hatte er, und nun war etwas immerhin gewonnen.

Gottlieb schloß auf, wir schritten durchs Thor.

Frau von Burventen (denn das war die Seidene) zeigte sich gnädiger, als wir nach ihrem Entrée erwartet hatten.

Dem Baron gab sie sogar die Hand.

Der erzählte nun eine Geschichte, daß ich über seine Erfindungsgabe staunte. Ich hörte mit Bewunderung, daß ich ein berühmter Historiker sei, der augenblicklich Altenburg bereiste, um Spezialforschungen anzustellen und er, Birficht, hätte mich hier einführen

wollen, weil im Familienarchiv derer von Zurwenten wichtige Dokumente auch von allgemeinem Interesse sein möchten.

Die Gnädige schüttelt das Haupt: „Unsere Dokumente, lieber Baron, können nicht eingesehen werden. Die Geschichte unserer Familie ist die Geschichte unserer Familie, und nur unsre Familie soll diese Geschichte lesen!“

Alberne Schachtel! dachte ich, und ich sah in Birrichts Augen, daß er dasselbe dachte.

In Worten aber drückte sich dieser Gedanke bei ihm so aus: „Oh, oh, wie schade, gnädigste Frau. Aber natürlich: die Anschauungen Ihrer Familie gehen vor. Ich bitte vielmals um Verzeihung, daß wir so viel Störung verursacht haben, wir wollen . . .“

„Aber, lieber Baron, ich bitte sehr! Sie stehen auf unserm Grund und Boden! So schnell dürfen Sie nicht fort, Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Oheimar. Nein! Nein! Wenn wir auch leider nicht in der Lage sind, Ihrem gelehrten Freunde unser Archiv zu öffnen, so wollen wir doch nicht ermangeln, Sie und ihn freundlichst in unserm Hause zu bewillkommen“.

Ist denn keine Versenkung hier, dachte ich bei mir selber; ist denn keine Flucht möglich? Soll ich bei lebendigem Leibe aufgeredet werden?

Und Birricht dachte dasselbe, aber er sprach wie folgt: „Zu gnädig, gnädigste Frau, wir fürchten indessen, lästig . . .“

„Nicht doch, nicht doch. Sie wissen, meine Tochter

und ich sind stets erfreut und werden stets erfreut sein, wenn Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Gneomar, unser Haus besuchen, und mit Ihnen jeder, der sich Ihrer Freundschaft erfreut und dadurch auch unserer freundlichen Gesinnungen stets sicher sein kann.

Leberecht!"

Die Kanonenstiefel galoppirten herbei.

„Geh' dem da zur Hand!"

„Der da“ war Gottlieb.

„Clothilde wird sich herzlich freuen, lieber Baron, wenn sie sieht, wen ich bringe. Sie malt eben.“

Es war, wie wenn eine eiserne Hand plötzlich aus den Riesenwipfeln herabführe und mir eine schallende Ohrfeige versetzte.

Sie malt! Clothilde malt! Hörst Du Birficht! Clothilde malt! Und in diesen Abgrund hast Du mich gelockt! An diesem herrlichen Tage! Pfui! schäme Dich, Birficht!

Schließlich schlägt sie noch die Harfe und singt dazu Hausmacherballaden!

Doooh!

Birficht mußte mir meine Verzweiflung ansehen, denn er beeilte sich, mir zu zeigen, wie völlig unbekannt er mit dieser künstlerischen Neigung Clothildens sei, indem er im Tone des größten Erstaunens sprach: „Wie, sie malt? Mir völlig neu! Oh, ich bin gespannt.“

Ich auch! grunzte meine Seele.

Na mein Lieber, wir sahen, was sie malte!

Die Gnädige führte uns geradentwegß in das

jungfräuliche Atelier, und wir hatten die Ehre und das Vergnügen, Fräulein Clothilde zu erblicken, noch ehe sie selbst unserer Gegenwart gewahr worden war.

Wir sahen also zuvörderst eine lange (sehr lange), schmale (sehr schmale) Rückseite eines weiblichen Wesens, das in verschoffen blauen Sammet gekleidet war und sich eines lang hinabwallenden Haupthaares erfreute, wie weiland Absalon, der Königssohn.

Aber während jener Prinz, schätz' ich, hebräisch-schwarzhaarig gewesen ist, war Fräulein Clothilde eine von jenen Blondinen, für deren Haarfarbe man das Prädikat ‚impertinent-blond‘ geprägt hat.

Weißt Du, so ein rostiges Roth, das man sich fürchtet anzugreifen, weil man bangt, es könnte elektrische Schläge austheilen.

Ich will nichts gegen dieses Roth sagen. Es kann eine schöne Sache sein. Unzweifelhaft. Aber auf dem verschoffenen blauen Sammet sah es himmelschreiend aus. Wie eine Milchstraße von Sommersprossen auf einem blaugefotenen Mal. Und dabei schaute es her, wie wenn es vom Theaterfriseur bezogen wäre.

Es führte mir sogleich die Assoziation zu: Clothilde hat auch vorn Sommersprossen. Und richtig! Wie sie sich umwendete, war das Erste, was ich sah, daß ihre Haare gewissermaßen durchgefärbt hatten, durch den ganzen Kopf durch, bis vorn auf Stirn und Backen.

Sie wandte sich also um. Die Gnädige hatte die Glasthür, durch die wir das Farbenduell Verschoffen-blau contra Rostroth gesehen hatten, aufgeklipft, und dieser Ton hatte Fräulein Clothilde einen Ruck gegeben.

Alle Wetter, was machte das Malmädchen für ein paar wüthende Augen. Ich wollte gewettet haben, daß sie was Unliebenswürdiges sagen wollte, aber, wie sie neben der Gnädigen uns Zwei sah, versüßte sich das gesprengelte Antlitz, und es flossen die allerholdesten Worte von den Lippen, die eben noch das Sprungbrett für ärgerliche Töne sein sollten.

Daß ich es nun mit einem Worte sage, welchen Eindruck Fräulein Clothilde auf uns machte: Sauer.

Wäre ihr Wappen nicht alt genug, ich gäbe ihr einen Holzapfel hinein. Vielleicht einen kandirten Holzapfel, denn sie geberdete sich süß genug. Aber man merkte zu schnell, daß das bloß Ueberzug, Zuckerbäckerarbeit, nicht Natur war.

Uebrigens; schlechte Zuckerbäckerarbeit war auch ihre Malerei. Alle guten Geister! Eine Ritterdame mit einem Falken hatte sie hingestrichelt, daß man hätte um Gnade flehen mögen.

Siehst Du, Alter, wie ich das sah, da sagte ich mir: das gute Dresdener Gänschen mit ihren Häfelgreulichkeiten und dieses federnarme Wappenpfauweibchen mit feinen Pinselgreueln, das ist im Grunde dieselbe unvornehme Spezies moderner Weiblichkeit; oder: Beide sind gleichwerthige Nuancen auf dem fatalen Bilde dessen, was man heute Weib nennt.

All' das Gemächte, was sie hervorbringen, hat den gemeinsamen Zug des absolut Gewöhnlichen. Dort der Sumpf der Gemüthlichkeit, hier ein Gänsegeschnatter in Farben.

Und mit so was soll ich das glorreiche Geschlecht der Graunzer fortzeugen?

Eher Eunuch!

Jetzt wirst Du wohl befriedigt sein, Staatsanwalt mit dem Bürgerstolze.

Aber es war wirklich keine Gefahr vorhanden, daß die Häuser Graunzer und Zurwenten sich vereinigten. Denn sobald Dame Clothilde vernommen hatte, daß ich vonlos war, ward ich für sie wesenlos.

Es war, als wenn jede einzelne ihrer Sommer sprossen mir entgegenflamnte: Geh' Er in die Gefindestube!

Nicht so, daß man mich unartig behandelt hätte, — gewiß nicht. Aber im Tone der Worte, im Lächeln der Lippen, in den Bewegungen des Kopfes war mir gegenüber ein gewisses Etwas von Abschätzung, das nur ein Dickhäuter nicht hätte fühlen können.

Dem guten Birficht war das sichtlich fatal, denn er hatte wohl eine Weile die Empfindung, ich möchte mich darüber ärgern, aber schließlich genoß er wie ich nur den Humor davon.

Freilich! es giebt bessere Humore. Dieser da war halt auch — sauer, und das soll der Humor nicht sein. Es war ihm zu viel Mitleid beigemengt.

Mein Gott, dacht' ich mir, Essig statt Blut in den Adern zu haben, muß doch recht unangenehm sein, und sei es immerhin — blauer Essig.

Mergerlich war mir nur, daß wir den schönen Frühlingstag so schnöde verloren hatten.

Als wir heimfuhren, sangen wir nicht mehr Hu — ja — juh, sondern redeten tiefsinnig und nicht ohne Melancholie von dem Thema Adelsmensch.

Als ich aber einmal gesagt hatte „Das Adelsmensch“, da hat ich den herrlichen Baron doch um Verzeihung und machte mir selber Wortwürfe darüber, daß, wie ich nun merkte, wirklich der Bürgerliche in mir sich hatte beleidigt fühlen können, während ich doch anständiger Weise immer bloß Mensch hätte bleiben und als solcher lächeln und verzeihen sollen.

Die armen Zweie!

Es hat mich maulhentsch gemacht.

Dein

Graunzer.

Uebrigens! Du bist ja der leibhaftige Feuerspeier wider den christlichen Adel deutscher Nation. Dir muß 'mal ein ganz infamer Bursche mit einem Pappewappen über den Weg gelaufen sein, denn, weißt Du, sehr objektiv klingt Dein Gezeter nicht. Da grollt irgend ein böses Erlebnis heraus, das noch nicht in Humor marinirt ist.

Staatsanwalt! Mensch! Philosoph! Wie kann man so ungerecht sein! So kleinlich ungerecht! Geh, laß den Burschen laufen, der Dich geärgert hat. Lach' hinter ihm her und schimpf' nicht auf Alle, die seines Standes sind.

Sch hab' 'mal einen „Rath an einen Riesen“ gelesen, der hieß so:

Sie machen die Luft Dir dumpf und schwer,
Die zeternden Zwerge?
Lach' ihnen Abschied! Fahr' über das Meer,
Steig' über die Berge!
Doch ehe Du gehst, nimm einen am Ohr
Und schüttel' ihn leise.
Weh, Riese, der den Humor verlor!
Glück auf die Reise!

Beutel den, der Dich ärgert, aber sei gerecht!

P. G.

XVII.

Ein Stück aus Herrn Graunzer's Reisetagebuche, wunderbarlich überschrieben: Pas de deux getanz't von meinen verehrlichen beiden Seelen.

Die Eine: Unser guter Graunzer macht ein übel Gesicht die letzte Zeit her. Was fehlt ihm wohl?

Die Andere: Aeh, — Du machst ihm Kopfweh!

Die Eine: Also ich! Sehr schön! Ich! Wäre der Mann nicht so unklar, ich würd' ihn fragen, wer von uns beiden ihm beschwerlicher fällt: ich, die Wünschlerin, oder Du, der Sandsack, Du, der Geist der Schwere, Du mit dem ewigen Leierliede: Lassen wir's beim Alten!

Die Andere: Sagten Sie was? Bitte: Schimpfen Sie ruhig weiter! Ich weiß, was ich weiß; ich weiß, was ich soll; ich weiß, was ich will; ich thu', was ich muß!

Die Eine: Und das wäre?

Die Andere: Ich weiß, daß Graunzer ein Sitzfleischmensch ist; ich weiß, daß ich ihn am Herumgehupf hindern soll, wozu Sie ihn gerne verleiten möchten: ich weiß, daß ich deshalb seinen höchstehrenwerthen Trieb nach dem Kanapee kräftigen will; ich thu', was mir dies Wissen, Sollen und Wollen gebietet.

Die Eine: Und ich werde mein Möglichstes thun, Euch entgegenzuwirken, Verehrteste, und wenn ich Kanafeten abbrennen sollte unter dem pp. Graunzerischen Sitzfleisch. Springen soll er wie ein blutlustiger Floh, der Brave, und seien Sie sicher, ich werde für Stecknadeln in dem Kanapee sorgen, auf das er sich etwa niederlassen sollte. Ich!

Die Andere: Hähä! Mir gehört er, der Pantraz! Und wenn er erst eine Frau hat, wird er noch mehr mir gehören.

Die Eine: Aber er wird keine Frau haben!

Die Andere: Wetten?

Die Eine: Ich wette bloß mit anständigen Leuten.

Die Andere: Das nehmen Sie zurück!

Die Eine: Fällt mir nicht ein!

Die Andere: Sie sind ein . . .

Die Eine: Was bin ich?

(Sie gerathen sich in die Haare und wälken einander. Aus dem Unterbewußtsein dröhnt ein gewaltiges Quos ego! Pantrazius begiebt sich in eine Weinstube und ertränkt seine beiden Seelen in drei Flaschen Burgunder Nuits.)

Regiebemerkung zu diesem Ballet: So darf nicht weiter getanzt werden! Bei dieser Kampfelei geht Alles in die Brüche. Man muß eine neue Prima Ballerina anstellen. Das Weibsvolk hat keine Zucht mehr.

* * *

Nein, auch ohne Bild gesprochen: so geht's nicht weiter! Diese unselige Idee mit dem Heirathen hat mich aus Rand und Band gebracht.

Das Beste wäre, ich geb' ihr den Abschied. Es ist ja ein Unsinn! Ich finde ja doch nicht, was ich suche.

Und, zum Teufel, braucht man zu einem Sohne denn eine kopulirte Frau? Thut's nicht auch eine andere?

Pfui, Graunzer! Du bist doch ein Gutsbesitzer! Wie kann man so wenig Stilgefühl haben! Eine wilde Ehe, ein bloßes Multiplicaminiverhältniß, das geht in der Stadt, bei Literaten, Künstlern und andern Anarchisten, aber auf dem Lande, nein da geht's nicht, — wenigstens doch nicht so offiziell coram Hansjörg und Christiane! Abgelehnt! Wir bleiben bei der Stange der Moral.

Ha, wie das wohlthut! Ja ja, gute Thaten wirken belebend, wie Magenbitter!

Also nun weiter herumgefahren in der Welt und eine Frau gesucht?

Scheußlich! Scheußlich!

In was für schmierige Töpfe werd' ich noch greifen müssen!

Wie wär's, wenn ich bloß führe und nicht suche?
Vielleicht fänd' ich gerade dann?

Sehr schön gesagt, Pantrazi! Sehr schön gesagt
und leidlich paradox!

Alle Achtung!

Aber es bleibt bei der neuen Prima Ballerina?

Es bleibt dabei . . .

Hol's der Teufel!

XVIII.

Herr Pantrazius Graunzer reist nach Nürnberg, badet sich in Deutschthum, lernt eine seelenfeste Wittwe kennen und berichtet über all dies seinem Freunde Herrn Peter Kahle in mehreren Briefen.

Der erste Brief aus Nürnberg.

Mein vielgeliebter Peter!

Du bist schwarz=weiß=roth, und ich bin schwarz=weiß=roth, und wenn uns Beide Jemand Reichsfeind nennt, so bismarcken wir ihm eins, daß er sich's künftig überlegt, einem teutonischen Teufel auf den Schwanz zu treten.

Denn, nicht wahr, wir waren Beide fünfzehn Jahre alt, wie der große Kummel losging, zu dem der glorreiche Junker die Pauke schlug, und wir haben es als Fühlende

miterlebt, wie der Sturm die deutschen Völker zusammenfegte, und so was bleibt in der Seele sitzen.

Also: wir lieben das Reich, und wir wollen nicht von ihm lassen.

Aber, wenn wir uns recht auf Herz und Nieren prüfen, ich glaube, wir müssen uns dann gestehen, daß ein recht dicker Bodensatz von Nichtbehagen am Grunde dieser Liebe liegt.

Du lieber Gott, bei festlichen Gelegenheiten, wenn die Flaggen wimpeln, da sieht es ja recht lustig aus, das Reichsgebäude, aber, wenn die Fahnen eingezogen sind, hol' mich der Teufel: wie nüchtern und rissig dann die Fassade herschaut.. Schießscharten sind ihr hauptsächlichster Schmuck, und die Bedeutung des Bajonetts als Ornament wird uns recht blizend ad oculos demonstirt. Aber eigentlich deutsch sieht mir das nicht aus.

Ich möchte wissen, was Goethe sagen würde, sähe er diese Unteroffiziersarchitektur. Und wenn er gar hinter die Fassade sähe . . .

Gott behüte mich vor Nörgelei, aber mein Deutschgefühl kommt nicht ganz auf seine Kosten in diesem deutschen Reiche.

Wir kommt das Alles so ohne deutsche Seele vor, es ist Alles so über einen Leisten geschlagen, Alles so abgerichtet und nach der Parabelinie gezogen, ich sehe zu wenig persönliche Ranten, zu viele Uniformen und zu wenig Menschen.

Sieh Dir 'mal, bitte, Berlin an. Ein Allerweltsnest, aber keine Hauptstadt des Deutschthums.

Und unsre Kunst, zumal die angewandte, die Kunst im Leben, und unsere Literatur (ich fürchte mich, Dichtung zu sagen), soweit sie in irgend einem Grade populär ist, unser Theater, — Gott steh' mir bei: ist das nicht Alles eine Karrikatur der deutschen Art?

Nein, wer heute Deutchthum genießen will, muß aus der Gegenwart und möglichst weit von Berlin weg fliehen.

In alten Städten, wo deutsches Wesen einmal reich lebendig gewesen ist, sehen wir mit Staunen, was für Kerls unsere Vorfahren gewesen sind, und was für einen Abrutsch wir gemacht haben, wir, die wir mehr als die Deutschen irgend einer anderen Zeit das Wort deutsch im Munde führen. Mauldeutsch sind wir, nicht herzdeutsch.

Nirgends aber wird uns der nationale Abrutsch so deutlich, wie in Nürnberg, nirgends anderswo weitet sich so Dein Herz im Stolzgeföhle, einer großen Nation, wenn auch nur als verkrüppelter Enkel, anzugehören, wie hier. Aber die Scham ist der Schatten, den dieser Stolz wirft, und ein Schubiat wäre, wer in diesem Schatten ruhen wollte.

Darum hat ein Aufenthalt in dieser alten, herrlichen Burgstadt deutscher Großart etwas Aufpeitschendes, so angenehm er uns auch mit Träumen umgiebt, und so wohl er es uns in diesem Träumen sein läßt.

Wir müssen wieder auf eine solche Volkshöhe, wie es die war, auf der eine solche Kunst, ein solches Leben, eine solche Stärke, Echtheit und Klarheit gedieh.

Das war deutsche Kultur, das war Wohnen in deutschem Geiste, das war deutsches Leben.

Diese Leute, die das hinterlassen haben, waren nicht schneidig, die waren mannhaft, aber fein dabei, ganze, freie, schaffende Menschen, ihrer selbst bewußt, Herren aus eigener Art, Herren auf eigenen Wegen, Kerls mit Gesichtern, nicht Puppen mit Larven.

Jeder Erkersäulentnauf hier spricht, wo im Neudeutschen ganze Straßen nur eine geschwollene Phrase sind.

Ich glaube, jeder Schuster, auch wenn er nicht Hans Sachs hieß, fühlte zu jener Zeit hier mehr deutsche Kunst, als heute ein, sagen wir 'mal, um uns nicht zu vergaloppiren, Geheimrath.

Wird's besser? Es giebt gläubige Seelen, die's behaupten, und ich habe von ferne allerlei Kunden vernommen, als rege es sich in der jüngeren Generation, nachdem sie durch mancherlei Sümpfe, deren Namen immer auf -ismus endigen, geschritten ist, wieder zu einem schaffenden Leben im heiligen Geiste der alten deutschen Kunstkraft, die die Welt verstand, aber sich selbst nie vergaß.

Wenn dem so ist, dann Heil diesen Jungen!

Es wäre herrlich, wenn unsern alten Tagen eine neue Wiedergeburt, eine deutsche Renaissance modernen Gepräges beschieden wäre.

So. Da hätt' ich mein alt' Steckenpferd wieder 'mal galoppen lassen.

Sei mir nicht böse d'rum!

Zuweilen muß ich mir Luft machen, und wenn ich Dürer sehe, möcht' ich am liebsten schreien und vor Freuden um mich schlagen.

Schreiben aber wollt' ich Dir eigentlich von was Anderem. Nämlich . . .

Ja, nämlich!

Höre!

Ich glaube, ich habe sie!

Du fragst doch hoffentlich nicht: Wen?

Es wäre über die Maßen scheußlich von Dir, wenn Du so zu fragen vermöchtest.

Wenn ich „sie“ sage, so meine ich jetzt stets meine Zukünftige, genauer gesagt, die Mutter meiner zukünftigen Kinder. (Gott, Du, wenn das mütterlicherseits Nürnberger, quasi Dürersche Kinder wären, — es wäre herrlich! Ein Bißchen krank' ich doch noch am Glauben an die Vererbungstheorie, die mich in die Nähe der rostroth Säuerlichen geführt hat, von der ich Dir kurz berichtet habe.)

* * *

Ich war natürlich nicht nach Nürnberg gefahren, um hier eine Frau zu suchen.

Im Gegentheil, ich wollte mich auf ein paar Tage von dieser schrecklichen fixen Idee befreien, die mich furchtbarer Weise in Klau' und Krallen hat.

Und ich dachte auch richtig an nichts Schlimmes die ganze Zeit, war vielmehr rechtschaffen glücklich im Anschauen dieser altjungen deutschen Herrlichkeiten, die sich um so köstlicher ausnehmen, da der Frühling sie umwoben und in grünen Banden hat.

Mit jungem Grün schmückt sich der Mai;
Das blüht so zag
In den hellen Tag,
Als ob es fremd auf dieser Erde sei.

Nun ist es freilich schon Juni, aber wenn es mir recht frühlinglich zu Muthe ist, mai't mich's. Das muß ein lyrischer Atavismus sein, und ich empfehle es strebsamen jungen Literaturhistorikern als ergiebiges Thema, nachzuforschen, worauf sich die Mai-Wuth der deutschen Dichter und Lyrikdilettanten zurückführt.

Uebrigens hinderte mich mein Maigefühl nicht, mit besonderer Freude zu beobachten, wie aus einem Fenster der alten Kaiserburg ein *salva venia* Nachtopf in den Wallgraben entleert wurde, mich muthete dieser sonnenbestrahlte Guß vielmehr angenehm charakteristisch, mittelalterlich ungenirt an, gerade so, wie es mir ein kräftiges Bild der Vergangenheit gab, als ich auf einem Theile der alten Burgmauer die königlich bayrischen Artilleriepferde das Gras abrupfen sah, das aus den alten Mauerritzen herausgrünt. Die guten bayrischen Jungen in ihren Drilljacken sahen zwar weder wie Ritter, noch wie Knappen aus, aber doch gut deutsch berbe, und, je nun, ich that dazu, was fehlte, und freute mich des Bildchens.

Das ist überhaupt so köstlich hier, daß das Leben schöne Bilder giebt.

Wie wunderbar sich der alte Thurmwächter auf der Burg machte, der, seine Pfeife schief im Mundwinkel, durch seine Luke heruntersah auf die giebelige Stadt.

Er winkte mir.

Ich soll hinauf und auch mit auf die Dächer gucken? Aber natürlich! Warum denn nicht?

Und nun eine halbe Stunde oben durch die Lutten geschaut.

Wie das Alles schön ist, da unten. Das Roth der Giebel, das Grün des Frühlings, die schönen Formen der reicherer unter den alten Gebäuden, das Thurmwerk da und dort, dann ein Blick in die wimmelnden Gassen, — nah und ferne schönes Bild an schönem Bilde.

Nur eins störte mich: auf einem Giebel eine wunderbarlich unschöne, schwarz berußte Statue. Also auch unsere Altvorderen waren nicht ganz frei von jenem ruppigen Naturalismus, der es nicht versteht zusammenzufügen, der bloß zu kopiren, nicht zu schaffen weiß. . . . Wie ich näher hinsah, war's ein lebendiger Effentelehrer, der nur eben stille stand. Mir fiel, wie ich diesen Irrthum gewahrte und mich freute, daß der Kerl lebendig und kein schlechtes Stück Kunst war, einiges über Naturalismus ein, diese Stimmwechselperiode der Kunst, die mit den Hüpfeljahren zusammenfällt. Meine Gedanken verdichteten sich in einen kleinen Spruch, dessen Mittheilung ich in Hulden hinzunehmen bitte:

Ein jeder Mann hat seine Rüpeljahr';
Der wird kein ganzer Kerl, der nie ein Rüpel war.
Nur freilich, daß es geht, so wie man's treibt:
Mancher sein Lebtag bloß ein Rüpel bleibt.

Wie ich den Thurm wieder hinunter und dann hinab in die Stadt ging, hatt' ich mich so in die Einbildung des alten Nürnberg hineingelebt, daß ich mich schier wunderte, einen Spazierstock und nicht einen Spieß in der Hand zu tragen:

Mit meinen Speeren
Will ich Dich ehren,
Mit meinen Schwerten
Will ich Dich werthen,
Mit Stechen und Hauen
Will ich Dir trauen,
Herr Feind!

Ein guter Zufall wollt' es, daß ich in der Sensenschmiedgasse an einem kleinen alten Hause vorüberkam, in dessen Erdgeschößtube sich zwei junge Jongleure übten. Sie hatten abgeschabte Trikots an und machten erstaunlich ernste Gesichter, während sie sich die Messingkugeln zuwarfen.

Da hatt' ich nun auch fahrende Leute zu meinem Bilbe.

Ich wurde unglaublich vergnügt, ich fühlte mich so herzlich fröhlich deutsch, und ich ging in's Bratwurstglöckle und trank mit Dürer und Hans Sachs Brüderschaft.

Was wunderbar Heimliches hat die Schenke, die sich an die Kirche anschmiegt. Sie klebt an dem großen

Gebäu, wie die Balgtreterstube an der Orgel, und wenn ich das Glas an den Mund setzte, that ich's mit Balgtreterwichtigkeit.

* * *

Hm, ja: Mit dem Glauben fängt's an windig zu werden im Reiche, aber der Durst ist der alte geblieben.

Stimme aus dem Krüge: Das macht, weil ihn kein Geistlicher reformiren hat woll'n.

Hm, ja: Wenn mit dem Glauben nur nicht auch die Kunst flöten gegangen wäre!

Stimme aus dem Krüge: Hat eine Religion die andere mitgehen heißen.

Hm, ja: Vielleicht müssen wir auf's Neue glauben, um auf's Neue eine richtige Kunst aus dem Grunde wieder zu bekommen?

Stimme aus dem Krüge: Mathematik thut's freilich nicht.

Hm, ja: Ob es dazumal, als das deutsche Wesen blühte, in Deutschland wohl auch das gab, was man heute vergeblich sucht: Weiber, die wirklich Weiber sind, Weiber aus dem Grunde, bloß Weiber und ganz und gar nichts anderes als Weiber?

Stimme aus dem Krüge: Man möcht's wohl glauben, wenn man „Das Große Glück“ des großen Albrecht sieht. Aber sicher ist: es gab Männer dazumal, wirkliche Männer.

Hm, ja: So sind denn also auch wir in der Décadence, wir Deutschen . . . ?

Stimme aus dem Krüge: Mumpitz! Neuras= thenisch seid Ihr, aber Pfarrer Aneipps Gießkanne wird Euch wieder auf den Damm bringen, sie und ein Wis= chen Willensstämigkeit. Die Décadence ist bloß ein literarischer Tric. Uebrigens keiner von den unamü= fanten. Er mußte kommen, nachdem Euch der Natura= lismus abgelaust hatte.

hm, ja: Ich dünkte, wir gingen hinüber in's Posthörnlein, zum Wein?

Stimme aus dem Krüge: Das woll'n wir! Hoho! Auf und an! Willensstämig!

* * *

Ja, mein lieber Peter, das sind so Balgtreter= stubengespräche.

Ich hätte sie im Posthörnlein, dieser uralten und urgemüthlichen Weinstube, sicherlich fortgesetzt, maßen der Rapport zwischen mir und dem Mann im Krüge ganz außergewöhnlich gut war, aber ich traf dort, ganz wider Erwarten, meinen alten Institutskameraden Paul Bosser, der in dieser schönen Stadt das schöne Ge= werbe eines Pinseldilettanten betreibt, und mit diesem mir sehr lieben Manne hatt' ich zu viel zu erzählen und zu berichten, als daß ich fürder mit dem Krügler hätte Zwiesprach pflegen können.

Da das Gespräch mit Bosser für meine augen= blicklichen Pläne ganz besonders wichtig geworden ist, möcht' ich Dir gerne sogleich darüber berichten, zumal, da Du wahrscheinlich begierig bist, den Kommentar zu

meinem „Ich glaube, ich habe sie“ zu erfahren; aber dieser Brief ist bereits so über alle Maßen in die Breite gegangen, daß ich ihn billig schließen muß, denn meine Finger sehnen sich vom Federhalter weg

Zum Krüge, dem blanken,
Dem Bauch voll Gedanken.

Und was für eine schöne Nacht heut' über dem alten Nürnberg liegt! Ich muß zur Burg hinauf, mir anzusehen, was der Mond zu Nürnberg sagt, und dann in's Posthörnlein wiederum hinab, zu lauschen, was der im Krüge zu meinen letzten Erlebnissen meint.

Ueber diese selbst morgen.

Ich bin Dein fröhlicher

Kraz.

Der zweite Brief aus Nürnberg.

Also nun, mein lieber Peter, das Eigentliche! Du mußt mir die lange Einleitung dazu im vorigen Briefe schon nachsehen. Wer käme hier nicht in's Schwärmen!

Heute will ich aber nach Möglichkeit an mich halten und bloß zur Sache, will sagen: zur Frau verwittweten Matthäi, geborenen Frankebeil reden.

Das ist nämlich sie.

Ah, eine Wittwe! Ich sehe Dich grinsen, mein Bester, aber laß nur, es ist nichts Grinsferliches an dieser Wittib.

Mein guter Freund Poffer also hat das Verdienst,

mich auf diese vortreffliche Wittfrau aufmerksam gemacht zu machen.

Ich hatte ihm natürlich erzählt, aus welchem Grunde ich augenblicklich die Welt befahre, und so kam es, daß er plötzlich mit der flachen Hand auf den Tisch schlug, mich mit den bekannten Augen, die was offenbaren wollen, ansah und dann schier feierlich sagte: „Mannmensch, den Pelz verdien' ich mir!“

„Was für einen Pelz, wenn ich bitten darf?“ erwiderte ich.

„Den Kuppelpelz“, sagte er.

Darauf wiederum ich: „Paul, die Sache ist penetrant ernsthaft! Es könnte sein, daß ich sehr grob würde, wenn Du in dieser Angelegenheit ein Späßchen mit mir machen wolltest.“

Nun aber Posser ganz feierlich: „Mensch und Mann, ich schwöre Dir, ich bin ernster als ein Marabu in diesem Augenblicke. Ich habe wirklich was am Bündel, das ich Dir an den Bettpfosten binden kann.“ (Mein guter Paul hat eine etwas wunderliche Rede-weise, wie Du siehst. Ich fühle mich aber nicht berechtigt, seine Art, sich auszudrücken, zu corrigiren. Ich liebe die Querschnäbel.)

Du kannst Dir denken, wie ich ihm nun auf's Fell rückte.

Er ließ sich auch keineswegs lange bitten, sondern erzählte mir sogleich ausführlich wer, wie und wo.

Also eine Wittve. Dreißig Jahre alt. Keine Kinder. Etwas Vermögen. Etwas „Bildung“. Haupteigenschaft: gute Hausfrau.

Alles in Allem also wohl: eine Biederfrau.

Das war nach der Schilderung mein erster Gedanke.

Aber: „erst 'mal seh'n!“

Das war nicht schwer, denn Wittib Matthäi ist die Besitzerin des Hauses, in dem Bosser wohnt. Außer ihm und ihr wohnt Niemand weiter dort. Sie hat das Erdgeschosß und den ersten Stock, er den zweiten inne.

Es ist ein hübsches altes Haus hinter der Stadtmauer. Oder besser: Häuschen. Recht schmal und, ich möchte sagen, eingemiedert wie eine dünne Dame steht es da, rechts und links flankirt von robusteren Nachbarshäusern.

Aber es ist entzückend schön, wenn man eintritt. Alles blizeblank, trotz des Alters. Man fühlt sich gleich heimisch. Ein Wischen winkelig, ja; aber es ist kein Schmutz in den Winkeln, und für Luft wird wohl gesorgt. Nichts Muffiges.

Ich schloß sofort auf die Wittib und sagte still für mich: sie ist gesund und hat helle Augen, sie schlurft nicht auf Pantoffeln, sondern hat einen guten, hurtigen, gestiefelten Gang.

Da hörten wir sie auch schon. Klapp=klapp=klapp, — ein gutes Tempo. Und dann die Stimme: „Christel! Dem Herrn Bosser den Kaffee!“

Christel kam. Sauber, rothbackig, den Kopf hoch, die Augen lebendig. Natürlich schloß ich wieder auf die Wittib, und jetzt kriegte sie was Streng=Mildes, und ich dachte mir: gut Regiment!

Bosser ließ uns anmelden. Er stellt ihr alle seine Gäste vor. Also hatte es nichts Auffälliges.

Wir stiegen hinunter.

Angeklopft; drin ein resolutes „Herein“; Thüre auf — ah: Famos! Die richtige deutsche Frau; mittelgroß, mittelstark, schlicht geschaiteltes, blondes Haar; eine gerade Nase; zwei helle, blaue Augen; gesundfarbenes volles Gesicht; die Kleidung einfach, aber so, daß der Gedanke an Aermlichkeit nicht aufkommen kann.

Sie kam uns freundlich entgegen, sicher im Auftreten, ohne viel Gick und Gack und Geknix. Alles gut bürgerlich mit einem unausgesprochenen Selbstbewußtsein: wie ich gewachsen bin, so bin ich; ich hab' mich nicht gemacht, aber ich bin zufrieden, wie ich gemacht bin.

Natürlich zuvörderst die üblichen Berlegenheitsgespräche: ob's dem Herrn in Nürnberg gefällt, woran sich dann das übliche Lob der Stadt knüpfte.

Aber all' das hatte doch einen mehr persönlichen Ton, als er sonst bei solchen Gelegenheiten aufgewandt wird. Und je mehr wir in's Gespräch kamen, umso frischer und bewegter ward die Atmosphäre.

Sie konnte gut erzählen und hatte eine hübsche Art, von ihrer Vaterstadt zu reden. Man fühlte Heimathston heraus, und der klingt immer gut.

Also: sie ist ein richtiges Nürnberger Kind. Ihre Familie ist nürnbergisch, soweit man von ihr weiß. Alles was Nürnberg heißt, ist ihr innerlich bekannt. Nur das Modernwerden an der Stadt ist ihr was Fremdes. Sie nennt es — Preußischwerden.

Das gefiel mir nun eigentlich besonders gut, denn es beweist Instinkt.

Kurz: als wir gingen, sagte ich mir: Diese Wittib ist nicht ungeeignet.

Besonders angenehm war mir dabei, daß ich absolut kühl blieb und daß auch nicht ein Spur von eigentlichem Gefühl dabei flackerte.

Das könnte eine wirkliche Verstandsheirath werden! Alles, was nach „Liebe“ ausieht, hübsch beiseit', aber Respekt und Wohlgefallen.

Das Erste, was Bossler sagte, als wir oben bei ihm wieder angekommen waren, war: „Na?!“ Du weißt, dieses „Na?!“ der großen Sicherheit, die sich in die Brust wirft und den Dankeshändedruck in würdiger Stellung erwartet.

Das Komplement dazu pflegt ein ausdrucksvolles „Hm!“ zu sein, ein „Hm!“, das sagen will: „Jawohl, jawohl, Du bist ein Teufelskerl und hast wieder 'mal den Nagel auf den Kopf getroffen, aber, daß ich eine Hymne singen soll, erwartest Du wohl gefälligst selber nicht!“

Dieses viel sagenden Hms bediente auch ich mich, und das genügte vollkommen, Bosslern in ein Gefühl behaglicher Zufriedenheit zu versetzen.

Von nun an war er aber auch ganz Besonnenheit und Kuppler.

Ich wollte, sein Pinsel könnte so malen, wie es seine Worte thaten. Er wurde so eifrig in der Befingung der Wittib, daß ich einen Augenblick schier glaubte, eigentlich sei er selber maßlos in sie verliebt, aber als ich eine Bemerkung in dieser Richtung fallen ließ, wurde er grob.

Ob ich ihn für einen Debaucheur hielte?

Ob ich glaubte, er sei ein Viech?

Wenn er verliebt wäre, so würde er doch nicht bei der Wittib wohnen?!

Er sei doch, wenigstens in diesem Punkte, ein anständiger Mensch!

Ich aber sei ein Berliner, ganz einfach: ein Berliner! und leide an moral insanity, wie alle Einwohner dieser infamen Stadt.

Hier aber, in Nürnberg, herrschten, Gottlob! noch die alten deutschen Sitten! . . .

Er war so wüthend, daß er „teutsch“ sagte, und ich hatte nicht wenig Mühe, ihn wieder gut zu machen.

„Nein“, sagte er besänftigt, „ich denke an so 'was nicht. Ich habe das hinter mir. Ich — male jetzt.“

„Wie? Du bist also gewissermaßen ein Pinsel-coelibatair, dem die Malerei die ‚Liebe‘ ersetzt?“

„Sehr richtig bemerkt. Ich habe in der Liebe meinen Knackß weg und benutze die Kunstliebhaberei als Surrogat.“

Eigentlich schämt' ich mich. Der Mann war doch weiter als ich.

„Über die Nachkommenschaft?

„Es ist mir ganz schnuppe, wer meine Bilder erbt.“

„Und Du hast gar keinen Trieb, Kinder zu kriegen.“

„Komisch! Ein Mann kriegt nie Kinder.“

„Dummheiten! Sagen wir: zeugen.“

Da grinste er: „Das Zeugen ist ein Gebiet für sich, und auf dem kann man wildern.“

„Ah, das sind also Deine teutschen Sitten, mein biederer Paul? Pfui! Schlecht und modern, Sardanapal!“

Darauf er: „Ich will Dir was sagen, mein Junge: Der Deutsche ist kein Mönch, sondern vielmehr ein Mann. Die Liebe zwar, die richtige, die einweibige, die mit dem Ring am Finger, die ist ihm heilig, — aber wenn er die nicht haben kann, dann geht er noch lange nicht hin zum Bader und sucht sich das Messer, welches am schärfsten ist, sondern vielmehr, er geht zu einem gefälligen Fräulein und macht vor der Natur seine Verbeugung.“

„Werde mir Einer aus den Deutschen klug!“ hat der Herrgott gesagt, als er sich einmal eingehender mit ihnen beschäftigte. „Selbst der Teufel kann aus diesen Burschen nicht klug werden. Sie sind halt — ausbündig“.

Aber zurück zu unserer Wittib.

Da Du meine Meinung über das Weibthum kennst, da Du weißt, daß ich im Ganzen mehr Geschick dazu habe, an einer Frau das Unangenehme zu seh'n, als jene Eigenschaften zu entdecken, mit deren professioneller Verzimmung das Gros der Lyriker seine Tage ausfüllt, so kannst Du Dir ohne Weiteres vorstellen, daß Wittwe Matthäi kein ganz gewöhnliches Weib sein kann, wie sie augenblicklich gang und gäbe sind.

Nein: sie hat wirklich was Dürerisches an sich, was Unzeitgemäßes, was —, ich bin um's richtige, um's eigentliche Prädikat verlegen. Es ist das, was die Frauenlobseriche „echt weiblich“ nennen, aber ich kann mich mit dem besten Willen nicht dazu entschließen, diese Melodie mitzusingen, denn die Weiber zeigen

das, was diese glorreiche Wittve auszeichnet, just am wenigsten. Das ist freilich richtig: um das Prädikat zu verdienen, nach dem ich suche, muß man ein Weib sein — aber ein Weib, das den übrigen möglichst wenig ähnlich ist.

Doch gleichviel, wie ich's nennen soll: es ist was Treffliches, Tüchtiges.

Nun denn also, daß ich es Dir bekenne: ich habe mich entschlossen, hier das Wagniß zu begeh'n.

Pöffer ist Feuer und Flamme und unerschöpflich darin, mir auszumalen, wie wundervoll sich Alles entwickeln wird.

Ich habe natürlich meine Einwände.

Nr 1 bestehe ich selbstverständlich auf der absoluten Reinheit von jeglicher Liebesfunktionalität und Konstatire damit:

Nr 2 die Schwierigkeit, die Wittve geneigt zu machen.

Denn, so fürchte ich: wenn Wittve Matthäi auch ein Weib ist, für die es im Lexikon der Weiblichkeit an dem richtigen Prädikate gebricht, so wird sie doch nicht gänzlich frei sein von dem weiblichen Untergrundsverlangen nach Schnäbelen in Worten und Werken, worauf ich mich durchaus nicht einlassen kann.

Sie wird um so weniger frei davon sein, als dieses Verlangen in ihrer ersten Ehe unbefriedigt geblieben ist.

Die erste Ehe nämlich ist ein mehr als kaltes Kontraktverhältniß gewesen. Der Mann, viel älter

als sie, ihr in sehr jungen Jahren durch die Eltern aufgenöthigt, kränklich, grämlich, dabei aufbrausend eifersüchtig und argwöhnisch. Und nach zwei Jahren dieser kinderlos gebliebenen Ehe die Wittwenschaft. In ihr, so scheint es, hat sie sich erst zu dem entwickelt, was sie jetzt ist. Sie hat sich selbst gebaut, sie ist in harten Erfahrungen das geworden, was sie ist, das ausgeglichene, ruhige, bewußte Wesen.

Vielleicht kann ich gerade darum hoffen, daß sie auch in puncto puncti reif geworden ist und nun jenseits jenes Verlangens steht, das meinen Plänen hinderlich sein müßte.

Ihre großen blauen Augen, die mich so uninteressirt ansahen, deuten darauf hin. Diese Augen, das sah ich, gehörten nicht zu den wollenden, sondern zu den beim weiblichen Geschlechte überaus seltenen, die unbegehrlich schauen.

Aber, du lieber Gott, was liegt nicht Alles hinter Weiberaugen. Wer darauf traut, kann mit derselben Sicherheit auf Sumpfwiesen reiten wollen.

Diese Ungewißheit ist gräßlich. Und wer weiß, wie lange es dauern wird, bis ich Klarheit habe. Wir müssen uns an unser Ziel heranschleichen, wie Indianer. Ich selbst würde ja einen richtigen Artillerieangriff vorziehen, aber Possner, der die Wittwe kennt, räth durchaus davon ab.

Es ist eine infame Situation, und heute Nacht hatt' ich glücklich den Traum wieder, den ich immer habe, wenn meine innerste Seele ängstlich ist.

Ein gräßlicher Traum! Ich sitze dann wieder

auf der engen Gymnasiumsbank, bin schlecht präparirt und zittere vor den Kalbsaugen des Konrektors, der mich plötzlich anbrüllt: Höh, mein Lübbber, welche Verba regiern den Genitiv? Und ich erhebe mich in entsetztem Schreck und sehe mich flehentlich um, ob mir's niemand einblasen wird, aber ich sehe nichts als schadenfrohe Gesichter, kleine Bübchen mit dicken Köpfen und großen Brillen, die Alle, Alle wissen, welche Verba den Genitiv regieren, während ich allein, ich, der alte Graunzer mit dem Dickbauche und den vierzig Jahren, jammervoll dastehe und kein Wort hervorzubringen vermag. Und der Konrektor bläht sich in pädagogischem Triumphe ochsenfroschartig, daß er mich wieder erwischt und als phänomenalen Dummkopf öffentlich nachgewiesen hat, und er streicht sich den Schnurrbart, daß die Haare krachen, und er glogt mich höhniſch an, bis die Augen, zwei wasserblaue, gräßliche Kugeln, aus den Höhlen treten und langsam, scheußlich langsam auf mich zurollen, immer größer werdend, immer größer, zwei gräuliche, feuchte Monde. In Schweiß gebadet wach' ich auf...

Daß ich diesen furchtbaren Traum wieder geträumt habe, beweist mir, wie verängstigt ich innerlich bin.

Hab' Mitleid, Peter, mit

Deinem

Banfrazio.

Der dritte Brief aus Nürnberg.

Mein lieber Peter, die Sache macht sich.

Posser ist ein unglaublich geschickter Rundschafter auf dem Kriegspfade wider die Wittib.

Wir sind schon gute Freunde, sie und ich.

Teufel nein: ich und sie; denn soweit sind wir denn doch noch nicht, daß ich die galante Alfanzerei mitmache und irgend ein Weib mir voransetze. Mit diesen verdammten Höflichkeiten haben wir die Weiberherrschaft bisher ungebührlich gefördert. In so gefährlichen Dingen muß man auch auf Kleinigkeiten achten.

Aber wirklich: die Wittib ist ein tüchtiger Kerl. Das ist eigentlich ein Wort, daß nur Männern zukommt, aber diese geborene Frankebeil verdient es, daß man sie mit einem Männernamen ehrt.

Wir trinken jetzt jeden Nachmittag den Kaffee bei ihr.

Als Vorwand dient ihre Eigenschaft als eingeborene Nürnbergerin, als welche sie mir, so will's unsere Kriegslift, allerlei Interessantes aus dem Nürnberger Bürgerleben erzählen soll, denn ich bin ihr gegenüber als — Kulturhistoriker hier anwesend.

Auf diese Weise nähern wir uns wirklich ganz nett. Sie erzählt gerne von Nürnberg, und ich höre ihr gerne zu. Freilich: dem eigentlichen Ziele nähern wir uns nicht eben, und es wird mir schließlich doch bloß die große Kanonade übrig bleiben. Aber C'est

le premier coup de feu qui coute. Aufgeproßt hab' ich schon ein paar Mal, aber zum Schießen komm' ich nicht.

Kanonenfieber?

Man möcht's fast glauben. Mir ist zu Muth, wie vor der ersten Mensur. Sehr muthige Geberden, aber unter ihnen eine gewisse Bänglichkeit.

Es ist eigentlich sehr blamabel. Nicht?

Ich halt's auch nicht mehr lange aus so. Poffer räth unausgesetzt zum Schleichkriege, aber ich werde doch nächstens die Taktik ändern.

Denn: schließlich verlieb' ich mich noch, und dann ist es natürlich zu allen guten Dingen zu spät.

Was schrieb ich eben? „Verlieb' ich mich?“ Ich flehe Dich an, Peter, nimm das für einen Witz! Und für einen sehr schlechten! Es wäre beleidigend, wolltest Du es anders nehmen.

Nein: davon kann gar keine Rede sein. Ich bin zwar ängstlich, wie ein liebesfeiger Verliebter, aber meine Angst hat keine Hitze, sondern sie ist ganz kalt, — schlotterkalt.

Morgen, wenn schönes Wetter ist, wollen wir Drei einen — Ausflug machen. Nach Schmausenbuck. Der Name hat was angenehmes Kompaktes und wenn der Ort halbwegs so tüchtig wie der Name ist, so werd' ich der Wittib wohl endlich krupp'sch kommen.

Schmausenbuck — das Wort ist selber eine Kanonenkugel.

Dein P.

Der vierte und letzte Brief aus Nürnberg.

Nun denn!

Hopp!

Will Er wohl?

Na?!

Also los!

* * *

Diese Zurufe, mein Zielgeliebter, die Dich ein wenig erstaunen werden, richten sich nicht an Dich, sondern an mich.

Ich hatte sie nöthig, denn es fiel mir nicht leicht, diesen Brief zu beginnen, und die Götter wissen, ob es mir leicht werden wird, ihn zu beendigen.

Nämlich

Aber nein, ich will den „Kelch“ nicht umstürzen, sondern ihn Dir langsam zutrinken, bis auf die Nagelprobe leer, und wenn ich früher bei sothanen festlichen Thaten eine dunkelrothe Mütze aufhatte, so habe ich diesmal einen dunkelrothen Kopf auf, ich . . .

Du merkst, daß ich etwas übler Laune bin?

Ei freilich, Du merkst recht, mein Guter. Sehr fidel bin ich nicht gerade.

Du weißt doch noch, was die Fuchse für Gesichter machten, wenn sie auf der Mensur „umgedreht“ wurden?

Viel fröhlicher seh ich nicht aus, augenblicklich.

Ich werde wohl von vorne anfangen müssen, oder, um im Bilde von vorhin zu bleiben: zuerst vom Ganzen, den ich Dir trinke, kommt die Blume. Die schmeckt so übel nicht.

Denn es war gestern ein herrlicher Tag, als wir losfahren, wir Drei.

Nach Mögeldorf ging die Fahrt.

Gott, was war der Sunitag schön! Ich war in gottlobesamster Stimmung und ließ in mir Wort und Weise von des alten Hans Hassler, des Kaisers Rudolfs des Zweiten Kapellenmeisters, schönem Liede summen:

Nun fanget an ein guts lieblein zu singen,
laßt instrument und lauten auch erklingen.
Lieblich zu musciren
will sich jezund gebären.
Drum schlaget und singt
das alles erklingt,
helft unser fest auch zieren.

Der Himmel hing wirklich voller Geigen und Bassettl'n, und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, die Frau verwittwete Matthäi, geborene Frankebeil, auf ein paar rosige Hinterpausbacken von unzweifelhaft echten Thoma=Engelsbüchchen aufmerksam zu machen, die, offenbar von Frankfurt her, auf einer Wolke ritten, just über einem zartgrünen Birkenhain, der gegen den blauen Himmel stand wie ein leibhaftig Bild des sprossenden Lebens.

Die Wittib war sehr frühlinglich und hübsch angethan mit einem hellen, schönfaltigen Kleide und trug

einen breiten, weißen Strohhut von der Art, die wir in unsrer Jugend Florentiner Schwinger nannten.

Eigentlich gehören zu solchen Hüten lange, hinten hinunter hängende Bänder aus schwarzem Sammt, aber die Wittib meinte, solch' Flottirwerk zieme der schnellfüßigen Jugend, aber nicht ihr, die sie, was die Weine anlange, mehr für ein gesetztes Tempo sei.

Es muß auch gesagt werden, daß sie, en plein air betrachtet und nicht mehr im Schleier des deckenden Interieurlichtes, entschieden nicht den Eindruck eines jungen Mädchens machte.

Diesen Satz bitt' ich aber nicht mißzuverstehn. Ich will mit ihm nicht gesagt haben, daß die Wittwe mir häßlicher erschienen wäre. Nein. Gar nicht. Ich betrachtete sie vielmehr mit einem Wohlgefallen, das die Grenzen der Objektivität stark überschritt.

Ich fand: ein Bischen reif zwar, aber — allerliebft. Rubens und Jordaens hätten ihre Freude daran gehabt.

Und: wie nett sie sprach! Kein albernes „ach wie reizend“, „Gott wie süß“, keine Naturbeleidigung durch abgegriffene Phrasen, sondern ein ruhiges, vielleicht ein Bischen zu ruhiges Ausprechen der Freude über die Schönheit, wo sie eine empfand.

Bloß: sie hädelerte ein Bischen zu viel. Das kam aber daher, daß sie glaubte, sie müsse auch im Freien fortfahren, den „Kulturhistoriker“ in mir zu kultiviren.

Ich ließ mir das ruhig gefallen, denn ich hatte

mir vorgenommen, plötzlich und mit einem großen Flankenangriff dieses Geplänkel aufzuheben.

Nur: wann, wo und bei welcher Gelegenheit?

So plötzlich Züthen aus dem Busch spielen, das läßt sich ja recht hübsch anhören, aber man muß es sich nicht vornehmen. Es macht sonst elend nervös, wenn man immer wieder auf's Neue lauern muß.

Diese Nervosität, in die ich nach und nach trotz der Schönheit des Sunitags gerieth, will ich Dir nicht ausmalen. Ich bin nicht für das Nervöse in der Malerei. Auch könnte es anstecken. Ich besaß leider gar nicht den Nervenhumor, diesen modernsten und seltensten aller Humore, mich darüber hinwegzusetzen.

Kein Wunder, daß unsere Schmausenbuckpartie dadurch, wenigstens für mich, aber auch für Bossler, einen etwas fatalen Anstrich kriegte.

Der arme Bossler, das merkte ich bald, litt geradezu unter meinem Kanonenfieber, und als wir in die Nähe des großen Aussichtsturmes gelangt waren, duldete ihn die Angst nicht mehr in unserer Nähe, und er entfernte sich unter dem Vorwande, daß er eine Skizze im Walde machen wollte.

Nun sagte ich mir, daß es die höchste Zeit sei.

Stieß er wieder zu uns, bevor ich losgeschossen hatte, so war ich grenzenlos blamirt.

Also: hurtig!

Meine Gedanken rannten Wette nach dem Ziele, daß sie einen Anfang für meine Kanonade fänden.

Und also sprach meine Angst, die sich als Muth geberdete: „Der gute Bossler hat sich entfernt wie die

Duenna im spanischen Lustspiel. Wär' ich der Don Amoroso, so müßt' ich jetzt in die Kniee sinken und sagen: Donna, ich liebe Euch.

Die Wittib: Oh, dabei plagen die Trikots zu leicht. Gottlob, daß Sie kein Don Amoroso sind, Herr Doktor.

Ich: Gottlob? Meinen Sie das wegen der imaginären Trikots, Frau Matthäi, oder — wie meinen Sie das?

Die Wittib: Aber Herr Doktor! Wir zwei Leute aus dem Mittelalter! Wir und amorose Ironieen!

Ich: Warum nicht? Wenn nur die Ironie dichte genug ist. Sie wissen doch, die Ironie ist die Stiefschwester des Humors, und Alles, was mit diesem braven Burschen verwandt ist, ist von guten Eltern.

Die Wittib: Nur, daß er unmodern ist, der Humor.

Ich: Um so besser paßt er für uns Leute aus dem Mittelalter. Also, gesetzt: ich riskirte meine Trikots. Was würden Sie sagen?

Die Wittib: Ich? Gott, ich würde sagen, daß ich nicht spanisch verstehe.

Ich: Wenn ich aber dann deutsch redete?

Die Wittib: Das wäre grob!

Ich: Was? Von Liebe? Grob?

Die Wittib: Lassen wir den Humor, Doktor!

(Pause).

Ich: Hm, Frau Matthäi; — wenn ich nun in die Kniee fiel, ohne von Liebe zu reden?

Die Wittib: Das versteh' ich nicht.

Ich: Ich meine so: wenn ich nun sagte: Keine Angst, Donna, ich liebe Euch nicht, ganz gewiß nicht, aber — Ihr gefällt mir. Wie wär's, wenn wir uns heiratheten?

Die Wittib: Sie haben wunderliche Einfälle. Sie sollten Operettentexte schreiben.

(Pause).

Ich: Frau Matthäi, —: ich falle wirklich in die Kniee.

Die Wittib (etwas unsicher): Aber Herr Doktor: was ist denn los mit Ihnen? Ein Kulturhistoriker, wie Sie!

Ich: Ach was, Kulturhistoriker! Ich bin gar kein Kulturhistoriker. Ich bin ein Gutsbesitzer, der eine Frau sucht.

Die Wittib (erst sprachlos): Ich weiß wirklich nicht . . . Ich glaube, Sie . . . Wo bleibt nur Herr Poffer.

Ich: Wir brauchen Herrn Poffer nicht. Er ist tief im Walde und macht Studien. Uebrigens ist er ganz eingeweiht. (Ich wurde wirklich muthig). U' das war bloß Komödie, ja, das war wirklich Operette. Aber jetzt kommt der Ernst, die Wirklichkeit. Ich stelle wirklich die Frage an Sie . . .

Die Wittib: Alle Heiligen! Doktor! Nein, dieser Poffer! Und Sie! Offen gestanden . . .

Ich: Nur nicht böse werden, Frau Matthäi. Hören Sie mich ruhig an . . .

Wie ich so weit war, waren wir am Aussichtsturm angelangt.

Wir nahmen uns Karten und fingen an, die Wendeltreppe hinaufzusteigen. Das war eine ganz günstige Situation für mich, auch die heißen Punkte meines Antrags vorzutragen. Denn es war etwas dunkel im Thurme, und ich stieg voran. Ich ließ das Heiße von der Spule. Hinter mir klang es von allerlei Interjektionen; vornehmlich registrierte ich sehr lange „Ahhs“ auch einmal etwas wie „Unglaublich!“

Als wir oben angelangt waren, hätt' ich mich, offen gestanden, am liebsten den Thurm hinabgestürzt, denn es war mir gar unbehaglich zu Muthe. Ich traute mich kaum, die Wittib anzuseh'n.

Die aber, hochroth von der Anstrengung des Steigens, hatte sich auf eine Bank gesetzt, den Schwinger abgenommen und sah mich ganz ruhig mit ihren klaren Augen an.

Dann sagte sie: Lassen Sie mich erst ausschlaufen, Doktor, dann will ich Ihnen die Umgegend zeigen.

Und richtig: wie wenn sie ein Fremdenführer wäre, führte sie mich im Kreise herum und erklärte mir das ganze Gebiet der ehemals freien Reichsstadt Nürnberg, das wir unter uns in aller Frühlingspracht liegen sahen. Sie vergaß sogar die verschiedenen ehemaligen Papiermühlen und ihre Wasserzeichen nicht.

Diese Ruhe machte mich wild.

Wollte das Weib mich zum Narren haben? Mich? Was führt sie mich da im Kreise und redet historische Reden! Zum Teufel! Antwort will ich!

Und ich sprach, sehr beizidiv: Rührend, was Sie Alles wissen, Frau Matthäi! Aber was ich wissen möchte, ist, ob Sie eine Antwort auf meinen Antrag haben?

Die Wittib: Gewiß! Freilich, Herr Doktor!

Ich: Und?

Die Wittib: Ich denke gar nicht daran, Ihren Antrag anzunehmen! Nicht im Entferntesten denk' ich daran!

Ich: So! So! Das ist klar geredet. hm! Köstlich! Ein Korb! Aber Frau Matthäi, warum?

Die Wittib: Weil Sie mir leid thun, Herr Doktor. Und heirathen soll man nicht aus Mitleid, sondern aus Liebe.

Ich: Ah, ah, da haben wir's! Die mit Recht so beliebte Liebe! Frau Matthäi, — das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet! Ich hatte geglaubt, Sie wären...

Die Wittib: Bitte, sagen Sie das lieber nicht, wofür Sie mich zu halten geneigt waren. Es war nichts Gutes.

Ich: Im Gegentheil, das Allerbeste, ich . . .

Die Wittib: Nein, wirklich: ich mag's nicht hören. Ich möchte gerne ganz einfach für eine normale Frau gehalten werden und nicht für 'was Konstruirtes. Und, sehen Sie, was eine normale Frau ist, die spintifirt sich nicht in die Ehe, sondern die fällt entweder aus Dummheit und Unerfahrenheit, wie ich damals, oder aber aus Liebe hinein. Ob sie hart oder weich fällt, das ist ihr Glück oder ihr Unglück, aber daß sie bloß aus den genannten Gründen hineinfällt und nicht

etwa mit jämmerlichem Bedachte hineinsteigt, das ist ihre Ehre.

Ich machte vor Wuth und Bedeppertheit eine Verbeugung und wollte etwas erwidern, aber die Wittib fuhr fort: „Das müssen Sie nun aber nicht für große Worte halten, und Sie müssen nicht glauben, daß ich etwa beleidigt und ärgerlich bin. Nein, nein. Ein Bißchen verstehe ich Ihre Konstruktion, und, wie gesagt, Sie thun mir leid deshalb. Herrgott, zu was für merkwürdigen Dingen ein Mensch kommen kann, wenn er anfängt, sich unnatürlichen Empfindungen hinzugeben. Guter Herr Doktor, ich rathe Ihnen: Probiren Sie es doch lieber mit der Liebe. Halten Sie sich mehr an die jungen Mädels! Da wird schon Eine sein, die Ihnen das dumme Zeug wegthaut. Aus lauter Dankbarkeit werden Sie sie schließlich sogar glücklich machen, — so unwahrscheinlich das auch aussieht.“

Gott sei dank, in diesem Augenblick tauchte Bossers Kopf in der Wendeltreppenwindung auf.

„Na?!“ sagte er „gut unterhalten?“

„Sehr gut“, sagte die Wittib.

Den Rest des Tages füllten wir wieder mit Kulturhistorie aus.

Morgen fahr' ich nach München.

Die Abfuhr genügte aber, — nicht wahr?

Oh ja, Schmausenbuck ist ein Kanonentugeltwort.

Dein rumgedrehter

Panfratius.

XIX.

Einige Seiten aus Herrn Pan-
krazius Graunzers Reisetage-
buch, aus denen hervorgeht,
daß er philosophische und an-
dere Untwandlungen wunder-
lichsten Charakters hat.

Von † † † Nürnberg nach München.

Wenn wir ganz verkatert waren, wir in den dunkel-
roten Mützen dazumal, dann sangen wir das schöne Lied:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelschwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schätz, Du bist ein Engel.

Mancherlei, mancherlei
Dreht sich hier im Kreise,
Manches geht auch gradeaus,
Sprach der alte Weise.

Dieser alte Weise war
Klärer, als man dachte;
Dachte sein Gehirn zu schnell,
Sprach er sachte! sachte!

Litt der alte Weise an
Welthämorrhoiden
Sucht und fand bei Hannchen er
Seinen Seelenfrieden.

Hannchen, das war ein Juwel,
Und der alte Weise
Kniff sie, wo sie dicke war,
Und er summt leise:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelschwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schlag, Du bist ein Engel!

Sa ja, diese Philosophen! Es ist keine Frage, daß sie's hinter den Ohren haben. Sein Hannchen hat ein Feder, und er weiß wohl, wo sie am kniffigsten ist.

Ob aber ein Feder dieser Weltweisen (das ist eine Doktorfrage) mit seinem Hannchen verheirathet ist?

Pfui, Pantraz, wer wird solche Fragen stellen?

Was hat die Weltweisheit mit dem Standesamt zu thun?

Das Hannchen in jenem Liede ist ein Symbol, mein Freund, und honny soit, qui mal y pense! Oder . . .? . . . Ach! Was gehen mich die Hannchens der Weltweisheit an! Wie komm' ich überhaupt d'rauf?

Ach so: der Katzenjammer, das Katzenjammerlied:

Katerblas, Katerblas, Du mein Vergnügen,
Katerblas, Katerblas, Du meine Lust,
Gäß's keine Katerblas, gäß's kein Vergnügen,
Gäß's keine Katerblas, gäß's kahaine Lust!

Das heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben, der Teufel Oberstem. Und das Rezept ist nicht so schlecht, als man's macht.

Welches bessere Mittel giebt's gegen das Leben, als sich todzuschießen? Und: Was hilft besser gegen den Wurm des inneren Mergers, als die sanfte Bille philosophischen Stumpffinns?

Ich kannte einen Mathematiker, der, wenn ihn seine Frau recht ehgespönstlich beliebt hatte, sich hinsetzte und mit allen Regeln dieser greulichen Kunst ausrechnete, daß zwei mal zwei sechsundzwanzigundeinhalb sei. Sobald er mit der Rechnung fertig war, war er auch von jeglichem Bodensatz des Mergers frei.

Schade, daß ich kein Mathematiker bin. Mir bleibt nichts Anderes übrig, als Verse zu machen oder zu philosophiren.

Halt, da hab' ich mich: ich bin also ärgerlich?
Wundervoll!

Ad 1. Was ist Mergers?

Mergers ist die Seekrankheit der Seele, Ungleichgewicht, Mangel an festem Boden, Schaukelweh.

Ad 2. Auf welchem Meere hat meine Seele das Gleichgewicht verloren?

Bitte: es war kein Meer, es war ein Tümpel.

Schön, — aber, mein Bester, das ist eine blamable Seele, die auf einem Tümpel seekrank wird.

Ja, aber es war ein besonders gefährlicher Tümpel.

Alle Wetter: ein gefährlicher Tümpel! Das ist ein Wort! Deine Seele saß vermuthlich auch in einem

höchst gefährlichen Kasten von Schiffe, wie? Und, mein Gott! vielleicht fiel eine Gans in's Wasser, und es gab Wellen auf dem Tümpel!

Lassen wir das Tümpelthema!

* * *

Wenn ich mir's recht überlege: die Wittib hat vielleicht ganz Recht gehabt.

Nicht freilich so, wie sie's meinte!

Das mit der Liebe, Du lieber Gott, — den Speck kennen wir Mäuse! Die Jungen, die Schlechtigen, die mögen dran lecken und immerhin dann zwischen den Drähten piepen, daß es von Weitem wie Hallelujah klingt. Wir alten, klugen, schon etwas angegrauten Mäuseriche aber, wir nicht mehr Speckerigen und Schleckerigen, die wir von dieser ausgezeichneten Welt keineswegs mehr das sogenannte Glück, diese glänzende aber sehr problematische Schwarte, verlangen, wir, die wir vielmehr mit dem hausbackenen, harten Brod der Ruhe zufrieden sind, wir, weder Glücks- noch Liebesritter, sondern ganz einfach Lebenswanderer oder Lebensbummler, oder, wenn wir den Tif des Feierlichen haben, Lebenspilger, —: wir ziehen nicht 'mal die Nase mehr hoch, wenn wir die Düste dieses Roßbratens riechen. Die kluge Wittib an der Falle freilich erklärt, nur durch den Speck gelange man zum Heil. Se nun, seien wir gelassen und verzichten wir auf dieses Heil.

Lassen wir die Idee mit der Ehe schwimmen, Bankraz.

Poffer, das ist der Held! Der hat die Wahrheit intus. Wie wohl fühlt er sich in seiner Ehe mit der Palette!

Wir werden schon auch so ein Behelfschen finden.

Wie wär's, Pantrazi, wenn wir uns auf's Dichten verlegten? Wir kommen zwar nicht in die beste Gesellschaft dadurch, aber besser als die einer Frau ist sie immer noch. Und wenn die Leute auch über die Kinder lachen, die wir mit Frau Yhrif zeugen, so wird das unsern Vaterfreuden ebensowenig Abbruch thun, wie es den eheväterlichen Freuden Abbruch thut, wenn die Welt die p. p. Kinderchens nicht ganz so entzückend findet, wie der Herr Papa.

Also, topp: Schlagen wir die Leyer!

Unmöglich, Pantrazi, unmöglich! Zu altmodisch und auf die Dauer degoutant. Die Reimmiese ist zu abgegrast, und die blaue Blume hat jeder Kommiss im Knopfloch. Es muß was Exklusiveres sein.

Srgend was sammeln?

Kadirungen, Briefmarken, Zeitungsausschnitte, Zigarrenabfälle, Ex-libris, Korkstöpsel, Autogramme, Porzellan, Käfer, japanische Buntdrucke, pariser Plakate, alte Theaterzetteln, Münzen, Medaillen, Bücher, Petrefakten? — Alles zu gewöhnlich.

Man müßte was Abominables finden: Korsetts berühmter Rokotten etwa; aber das paßt sich wieder nicht für mich.

Alle erste Hefte von Zeitschriften, die nach dem ersten Hest eingegangen sind; — zu umfangreiches Gebiet, unmöglich ohne Staatshilfe.

Wie wär's mit einem Register aller Schlagworte, politischer, künstlerischer, wissenschaftlicher?

Dazu müßte man einen Verein von Gelehrten gründen.

Wie wär's mit einem Sport? Rollschuhlaufen oder Spiritismus etwa?

Der letztere wäre nicht ohne, wenn er nicht so verteuftelt feminini generis wäre.

Halt: die Politik! Reichstagskandidat! Auf den Tisch hauen, die Lungen vollpumpen, die Backen blähen, die Stirn runzeln, die Augen rollen, und nun los: Meine Herren!

Unzweifelhaft: diese Emotion ersetzt vollkommen jede Zimmergymnastik.

Aber auf die Dauer?

Und auch hier: die Gesellschaft, in die man geräth . . .!

Schließlich würde man Anarchist aus ästhetischer Opposition und käme in Ungelegenheiten mit der Polizei.

Das ist dann auch nicht viel angenehmer als Verheirathet sein.

Ich bin wirklich in einer üblen Lage.

Wenn das die Tante wüßte!

* * *

Oh ich unglaubliches Schreibethier. Da sitz' ich hier und schmiere unter Klattern und Ruckeln mein Notizbuch voll, und draußen saust der Frühsummer vorbei in allen seinen Früchten.

Da: Gärten mit nickenden Rosenbäumen; die Häuser

dahinter umklettert von Grün, und der Himmel drüber hoch aufgewölbt in tiefer, satter, seliger Bläue.

Es dreht sich die Schönheit um mich wie ein Reigen von Göttern, und ich sitze im Mittelpunkte des Kreises und kreische mich an und bewerfe mich mit Ironien und bespice meine Seele mit Selbstinvektiven.

Warum leb' ich nicht einfach? Warum mach' ich nicht einfach meine Augen auf, weit auf meine Augen und alle meine Sinne und lasse in mich einströmen Gerechtes und Ungerechtes, Alles, was da lebt und webt, Alles, ohne Kritik, ohne Gesperr und Gezerr!?

Warum sag' ich immer und immer: nein! Warum hab' ich's ewig mit dem Gehirn und nie mit den Sinnen?

Warum verzwittere ich mein bißchen Dasein zu einem Monstrum, das weder giebt noch nimmt?

Zum Teufel mit dem Spintifiren und Mörgeln! 'mal losgelebt! Keinen Zweck aufgerichtet! Keine Zukunft aufgepflanzt! Augenblick gefügt an Augenblick und ruhig hineinwachsen in Zeit und Welt!

Da stehen Blumen. — Nimm sie!

Da glänzt ein Licht auf dem schießenden Grün des Stroms. — Nimm's, es ist Dein!

Da harft der Wind durch die Telegraphenbrähte. — Horch Dir seinen Ton in die Seele, wenn er Dir gefällt!

Was Dir aber nicht gefällt, laß es ruhig sein und schimpf' es nicht!

Was geht Dich Deines Nachbars schiefe Nase an? Und der Wittib spizige Bemerkungen, — was haben sie mit Dir zu thun? Und all' das Weibsvolk, das

Dir so lange fatal war, — was hast Du mit ihm zu schaffen?

Freund, sapere aude! Geh', wenn Du nach München kommst, in's Hofbräuhaus, oder, wenn jetzt der Augustiner besser ist, in den Augustinerkeller.

Geh' aber nicht hin, um eine Frau zu suchen, mein Lieber!

Denn das ist die Hauptsache: Bau' Dir keinen Zweck auf! Die Zweckmesserei ist ebenso dumm wie die Bekmesserei.

Was sagt' ich? Sapere aude! Nicht doch! Wivere aude!

Los! Leben, hurrah!

* * *

Sobald ich im Hôtel sein werde, werde ich der Wittib folgenden Brief schreiben:

Gnädige Frau, Sie haben Recht! Die Liebe ist die Hauptsache. Aber nicht bloß für's Heirathen, sondern überhaupt.

Denn die Liebe ist das Gedankenlose.

Meinen verbindlichsten Dank, daß Sie mich das gelehrt haben. Ich hätte es eigentlich schon wissen sollen aus dem Worte: Dem Gerechten schenkt's der Herr im Schlafe.

Ich will mit wachen Augen schlafen. Ob mir dabei was geschenkt wird oder nicht, soll mir gleich sein.

Dankbarst der Ihrige

Pankrazius Graunzer,

weder Kulturhistoriker noch Freierrsmann.

Herr Pantrazius Graunzer
trinkt in München Bier, sieht
sich Bilder an, fühlt sich wohl
und berichtet über all' dies
seinem Freunde Bossler in
Nürnberg.

„So Du nach München kommst,
Mann aus Berlin, ziehe Deine Stiefel
aus und wirf sie hinter Dich, denn
siehe: hier ist gelobtes Land.

Thu' von Dir was berlinisch ist,
Mann, und Sorge dafür, daß Deine
Seele blau-weiß werde, das ist: fröhlich.

Du sollst nicht auf den Straßen
rennen und Deine Nachbarn anstoßen
mit spitzigen Ellenbogen, sondern sollst
fein behäbig Deines Weges wandern
und keine Eile haben.

Sollst auch nicht schnarren mit
Deiner Stimme und Quetschlaute lassen
aus Deinem Munde, wie die jungen
Lieutenants thun, die von der Garde
sind, sondern sollst reden wie ein Mensch,
und zwar nicht in der Fistel und nicht
zu laut und nicht zu viel. Denn so
Du sprichst, kannst Du nicht trinken.

Denn also spricht das Münchner
Kindl: Mei Muah mecht' i!“

Das Heil ist eingekehrt beim Augustiner, mi
Bosslere! Kein Zweifel: das beste Bier trinkt man heuer
im Augustinerkeller.

Ich würde das nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten, wenn ich nicht die Meinung ganz Münchens auf meiner Seite hätte. In diesem Punkte darf man sich auf das Urtheil der Menge verlassen. Besonders hier, wo in punkto Bier durch Generationen ein Urtheil gezüchtet worden ist.

Dieses Bier ist werth, besungen zu werden. Es hat richtigen Schmelz. Nur die besten Verse Goethes lassen sich damit vergleichen. Es giebt keine bessere Synthese von Kraft und Geist, als sie der Augustiner-Bräumeister hier geleistet hat. Respekt!

Ich sitze jeden Abend im buschigen Augustinerkeller und unterhalte mich mit dem Maßkrüge. Erschöpfendere Diskussionen sind nie abgehalten worden. Der Geschlagene bin aber immer ich. Wenn ich auch Anfangs ein Bischen aufmucke, am Ende neige ich mich doch stets dem erleuchteteren Geiste, der aus Malz und Hopfen ist.

Es ist der Münchner Geist, der daraus spricht, der Geist der Lebfrische, der Sinnentüchtigkeit, der Geist, der hier sogar die Philister erträglich macht.

Aus diesen Maßkrügen kann man was lernen, und wenn ich das nöthige Geld dazu hätte, ich gründete Ferienkolonien für die Berliner und ließe einen jeden der wackeren Reichshauptstadtbürger, vom Thiergartenviertel bis zur äußersten Müllerstraße, einen Maßkrugkursus hier durchmachen. An Schneidigkeit und Schnodrigkeit (ominöse Alliteration!) würden sie freilich einbüßen, aber sie würden an Liebenswürdigkeit und Lebenskunst zunehmen.

Lebenskunst, — das ist's. Wie für alle Künste, so ist auch für sie eine gewisse innerliche Naivität, ein gewisses Naturburschenthum, das aber recht wohl kultivirt sein kann, die Voraussetzung. Man muß sich vor Allem seiner Natur nicht schämen. Man muß den Muth seiner selbst und die Lust an sich selber haben. „So bin ich; ich kann nicht anders; ich werde mir schon selber helfen! Amen!“

Lebenskünstler von diesem etwas groben Schrot und Korn findet man hier mehr als anderswo, und deshalb findet man hier mehr als anderswo Lebensfreude und Lebenskraft. Das ist der Grund, weshalb es den Fremden hier so wohl gefällt. Sogar die Durchschnittsreiseengländer bekommen hier etwas Menschenähnliches.

Dabei ist es doch nicht eigentlich das spezifisch deutsche Wesen, das Einem hier so lippenroth entgegenlacht. Davon ist nur ein Theil hier zu finden. Es ist schon was Süblicheres hier lebendig, was Romanisches. Aber Romanenthum ohne Gezappel, wie es andererseits Germanenthum ohne zuviel innere Schwerefälligkeit ist. Eine gute Mischung.

Es ist ein wahres Glück, daß das die Hauptstadt der deutschen Kunst ist, — zum Mindesten ist es sehr gut, daß Berlin das nicht ist. Es steckt hier sowohl an Natur wie an Kultur mehr als dort. Selbst Menzel, wie famos er auch ist, hat doch was preussisch Berkrüppeltes, während hier selbst der kleinste Pinselmann und das kleinste Pinselmädchen was Frisches, gerade Gewachsenes hat. Nur das Intime, die Kunst des

Lauschens fehlt. Das ist mehr die Sache des Mitteldeutschen und des deutschen Nordbrandländers.

Franz Stuck, das ist der Typus dieser münchenerischen, dieser romanisch-germanischen Kunst. Italienischer Geschmack und deutsche Tazigkeit, Sinn für's Dekorative, aber doch ab und an 'mal eine Prise von Idee, — nur Innerlichkeit sucht man vergebens, jenes Inwendige der Kunst, das ihr Tiefstes und Höchstes ist. Der viel deutschere Uhde hat das, dieser unmünchenerischste aller Münchner Künstler, dieser wunderbare Meister des Schlichten, der ohne Illuminationseffekte und ohne stilistische Atelierymnastik groß ist, aber noch größer wäre, wenn ihn die sächsische Unruhe nicht am Kragen hätte.

Ich komme in's Kunstgeschreibe und verleugne die gute Erziehung, die mir der Maßtrug im Augustinerkeller gegeben hat. Er wird mich heut' Abend schön ansfahren dafür, aber ich kann mir nicht helfen.

Ich will, wenn ich von Kunst rede, ja auch nicht nörgeln und will keine Proklamationen erlassen. Mir ist die Kunst nur Auslöserin von Empfindungen und Gedanken, wie es alles Gute, Kräftige ist. Ich erhebe nicht den Anspruch, daß meine Gedanken die richtigen, daß meine Empfindungen die allein wahren sind, aber ich finde, daß ich meinen Dank der Kunst gegenüber nicht besser zum Ausdruck bringen kann, als indem ich das von mir gebe, was sie in mir aufgedeckt hat. Ein sehr spärlicher Dank, — gewiß, aber ein armer Teufel hat bloß sein „Vergelt's Gott!“ Und ein Schelm ist bekanntlich, wer mehr giebt, als er hat. Es giebt

aber ziemlich viel solcher Schelme, zumal unter den Kunstschreibern.

Der Haupteindruck, den ich hier von der zeitgenössischen Kunst habe, ist der: es wird wieder mal was, „es regt sich was im Odenwald.“

Die bildenden Künstler haben in außerordentlich kurzer Zeit einen außerordentlich weiten Weg zurückgelegt. Erstens haben sie die Kunst des persönlichen Sehens wieder gewonnen, dann die Kunst des persönlichen Ausdrucks, und jetzt sind sie drauf und dran, unter die Dichter zu gehen, dorthin also, wohin jeder wirkliche Künstler gehört, der nicht bloß Fingerfex ist.

Und welch' ein Reichthum in dieser Welt der neuen Kunst, — von Liebermann bis Klinger, von Uhde bis Boecklin . . .

Freund, wär' ich ein Künstler, ich spräche heute mit dem alten Hutten: Die Geister werden wach, es ist eine Lust zu leben. Ja, ich spreche sogar so, obwohl ich kein Künstler bin. Ich armer, lahmer Schlachtenbummler auf der Wahlstatt der Kunst freue mich doch unbändig, wie lustig hier gefochten wird und wie sich die Siegeszeichen thürmen. Auch für uns Nichtkombattanten fällt Vieles und Röstliches ab. Auch unser Leben gewinnt an Licht und verklärter Bedeutung durch das, was hier gewonnen wird. Auch wir werden, wenn auch nur anschauend, aus dem Alltag erhoben, denn uns erhebt die Mitfreude, daß Geschöpfe unserer Art im Stande sind, noch einmal Leben, noch einmal Natur zu schaffen, ein neues Leben, eine neue Natur, diejenige, in der Menschen die Herrgötter sind.

Du siehst, ich bin nicht faul, mir überallher Material zu holen, aus dem ich mir ein Kapellchen der Lebensfreude bauen kann.

Dies aber sei Dir gesagt: eine Priesterin, die darin zu celebriren hätte, suche ich nicht mehr! Ich finde: es ist hübscher so, mit seinen Göttern alleine zu sein. Es heißt: Taceat mulier in ecclesia. Da es aber den Weibern schwer fällt, stille zu sein, lassen wir sie lieber draußen.

Grüß' mir die Wittib!

Ich bin Dein

Pantrazius.

XXI.

Ein Brief des Herrn Pan- trazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Han- delt von idyllischen Plänen.

Dießen am Ammersee,
im Rosenmond.

Lieber Peter!

München ist eine herrliche Stadt, aber es wird zu viel Kunstsimpelei dort getrieben. Das Kunstschaffen ist ein köstlich Ding, aber das Kunstschwätzen ist ein greulicher Unfug.

Schlimm ist es, wenn dieser Unfug von Künstlern begangen wird, schlimmer, wenn ihn die Philister treiben, am schlimmsten, wenn ihm Kunstgelehrte obliegen.

Denn, wie sagt doch schon der göttliche Sterne in Tristram Shandys Drittem Teile? Dort steht im zwölften Kapitel also geschrieben: „Von allem Geschwätze, das in dieser geschwätzigen Welt geschwätzt

wird, ist das Kennerkunststrichtergeschwätz das Unausstehlichste.“ Sei mir gepriesen, Mann aus Clonmel!

Ich hatte das Unglück, mit einem besonders degoutanten Exemplar dieser Spezies hier in Berührung zu kommen, mit einem vom jungen Nachwuchs, daß Gott erbarm'! Ein langer, dürrer Kerl mit sauren Lippen und Augen wie aus ranzigem Del. Sprach von nichts als von Kunst, aber in einem Tone, als beklagte er sich, daß es ihm vom Schicksal beschieden sei, über derlei Zeug zu reden.

Ich hätt' ihn immer an den Schultern packen, schütteln und ihm in's Gesicht schreien mögen: Mensch, warum handeln Sie nicht lieber mit Perleberger Glanzwische, wenn Ihnen die Sache doch so schnuppe ist?

Thoma war ihm bäurisch, — und das sagte er wegwerfend. Uebe „machte ihm zu viel mit Empfindung“, und „bei Voecklin muß man den Fabulisten vom Maler trennen“.

Kein Bild, das er nicht beschleimte, kein Maler, den er nicht mit Vergleichen befleckerte, — die ganze Kunst war ihm bloß eine Gelegenheit, um prätentiose Fadhheiten zu sagen. Nur kein Enthusiasmus! Nur keine Hingabe! Nur nicht das Land der Schönheit mit der Seele suchen!

Haupterforderniß für einen derartigen Kunstgelehrten ist, und daran kannst Du ihn erkennen: stets mit halb zugekniffenen Augen ein Bild betrachten und dabei die Mundwinkel fallen lassen. Nur die geübteren wagen dazu ein unausdeutbares „Hm“.

Der meine war einer von den Vorgefchrittenen.

Er operirte mit einem Niesenapparat von Atelierredensarten, — ich möchte ihn einen Maulmaler nennen.

Apage monstrum! Der Kerl hat mir die Lust an München vergällt, ich nahm meinen Rucksack und schob ab.

Nach dem Ammersee.

Du! Der ist schön! Schöner als der Starnberger, fand ich. Der ist schon ein Bißchen Bassin geworden, „umkränzt von Willen“. Ich danke für diesen Kranz.

Der Ammersee dagegen hat noch viel Natur. Stem: es gefällt mir hier.

Ich habe mich in Dießen eingeknistet. Zuerst im Kloster oben, das jetzt ein Gasthaus ist. Aber ich bin auf der Suche nach einem Bauernhaus, in dem ich wohnen könnte. Mich gelüstet's nach Idylle. Ich möchte 'mal ein Bißchen Unkultur kosten, 'mal bloß naturbeschaulich leben, ohne Wollen, ohne Ziel.

Ob's geht?

Retourmons a la nature, d. h. auf Deutsch: sehen wir uns 'mal in uns selber um.

Dazu kommt man in der Kultur nicht. Die besteht aus lauter Verhältnissen und läßt Keinen sich selber haben. Da wird man nur gehabt. Es ist eine ewige seelische Prostitution, und das Beste, was die Kultur hervorbringt, die Kunst, ist aller Prostitutionen tragischste. Gott Lob, daß ich kein Künstler bin. Es muß etwas Gräßliches sein, sich von aller Welt befin gern und kennehaft abtasten lassen zu müssen.

Wie ich hier lebe? Ganz schäferlich. Wandre hin, wandre her und weide meine Schafe.

Ich bin Herr von einer großen Heerde,
Und die ganze Welt ist meine Weide,
Meine Schafe weiden selbst im Himmel.

Es ist doch kein Kritiker in der Nähe? Wie würde der wichtig den Bleistift spitzen, wenn er läse, daß ich meine Gedanken und Gefühle Schafe nenne.

Man wird so angenehm müde bei dieser Beschäftigung, so ruhig, so abwartend, so haßlos. Das Vegetieren ist die gesundeste Beschäftigung.

Nerven? Was ist das für ein Wort?

Merger? Wo hab' ich doch dieses Substantivum 'mal gehört?

Die größte Aktualität sind mir jetzt Rosen.

Wunderbare giebt es davon hier.

Und dann das Bauernblumenzug, das in den Gärten blüht. Welch eine Pracht!

„Bäurisch!“ würde das wandelnde Pergament sagen. Fahr' ab, Greuel!

Du solltest einmal hier zu meinem Fenster hinausblicken können. Grün ringsum, aber in der Weite vorn der blaue See und drüber her der Himmel mit weißen Flaumwolken.

Auch die Menschen gefallen mir hier im Ganzen. Es ist eine gute Mischung: Schwabbayern. Besonders gut gefällt mir die Sprache, dieses mit Schwäbischem durchsetzte Altbayrisch.

Beim Singalawirth,
Beim Sangalawirth,

Da lehra d' Schwabe ei'
Und trinken 's Gläsle Braantewe'
Und schiewe 's Gläsle ei'.

Schwaben und Oberbayern stoßen hier hart aneinander, und es ist, obwohl sie eigentlich ineinandergefloßen sind, immer noch mancher Rest von früherer Gegnerschaft vorhanden, jetzt nur in Redensarten und leichten Spöttereien.

Man könnte fast versucht sein, „Studien“ zu machen. Aber da sei Gott vor! Ich fang mir nur hier und da ein alt Liedel ein und freu' mich d'rüber.

Was sagst Du zu diesem schwäbischen Schnapphahnlied:

I bin Dei un Dei,
Un Du bischt mei un mei,
I geh in's Schtäbla nei
Und Du in Tenna,
I schtiehl a Schtrimpfla mehr
Un Du a Henna.

Ist das nicht wunderhübsch?

Solcher Lieder fliegen hier viele durch die Luft.

Weiß der Himmel, welcher Brandsohlenläufer sie einmal erfunden hat, aber wenn ich die Wahl hätte, wem ich den Kranz geben soll: ihm oder einem der reputirlichen Reimfriseur von heute, ich würde mich nicht lange besinnen.

Berliebt ist aber das Volk hier, — es ist zum Hinwerden! Ich würde Dir noch eine ganze Reihe von Liedern aufschreiben, wenn sie nicht ausschließlich von

der Person eingegeben wären, die Fischart „Das feder-
linde Töchterlin“ nennt.

Hans und Grethe,
Grethe und Hans,
Ueberall derselbe Tanz.
Immerfort derselbe Kreis.
Von Adam her im Paradies
Zielt Alles auf denselben Strich, —
Das Ding ist unabänderlich.

Dein

Pantraz.

XXII.

Herrn Pantrazius Graunzer parabelt es, und er erzählt seinem Tagebuche eine Hirten- geschichte.

Ich bin Herr von einer großen Heerde,
Und die ganze Welt ist meine Weide,
Meine Schafe weiden selbst im Himmel.

Ist da eins, ein Bock, ein schwarzer, großer,
Mit gewundenen Hörnern, zottelhaarig,
Seine Augen sind nicht liebenswürdig,
Und er rennt mit seinem biden Schädel
Gern an jeden Baum und jede Mauer.

Dieser Bock nun, heute, da der Himmel
Voller Geigen hing und Schäfchenwolken,
Sprach zu mir: „Ich möchte oben weiden“.

„Bitte!“ sprach ich, „thu', was Dir genehm ist,
Schwarzer Bock, doch sei nicht unmanierlich,
Wenn Du oben etwa jenen Alten
Treffen solltest, den Du gerne leugnest.“

„Wen denn?“ sprach der Bock. „Du wirst schon sehen“,
Sprach ich, und der Schwarze sagte „Näh!“ und
hoppfte fort.

Nach einer langen Weile,
Während ich die weißen meiner Lämmer
Ueber grüne Wiesen trieb zum Klange
Meiner gelben Schilfrohrflöte, kam er
Wieder.

„Nun, mein sehr verehrter Schwarzer,
Was ist Dir begegnet oben, sage!“

„Unerhört! Der Alte ist kein Märchen!
Leibhaft hab' ich ihn geseh'n und selber
Zwiesprach habe ich mit ihm gehalten.
Wundergütig ist er und gelassen,
Selbst mich schwarzen Bock, der ihn geleugnet,
Hat er väterlich und gut behandelt.
Nimmermehr, so lang ich meine Hörner,
Die gewundenen, trage auf dem Kopfe,
Kommt mir's wieder bei, daß ich ihn leugne.“

„Donnerwetter, Schwarzer meiner Seele“,
Sprach ich, „bist Du etwa fromm geworden?
Einmal nur an Himmelsgänseblumen
Hat Dein Maul gerupft, und apostatisch
Bist Du schon? Das ist sehr schnell gegangen.
Alle meine weißen Lämmer werden
Sehr vergnügt sein, wenn sie das erfahren,
Und in Näh-Chorälen werden laut sie
Preisen, daß ein Wunder sich ereignet.“

„Daß mir“, sprach der Schwarze, „bitte, Deine
Weißen Lämmer gütigst aus dem Spiele.
Ihretwegen bloß hab' ich bis heute
Ihn geleugnet, den in Mißkredit sie
Mit den vielen Näh-Chorälen bringen.
Nein, ein Lämmerhirte ist der Alte
Nicht; obwohl er milde und gelassen.
Er ist größer. Oh, er ist gewaltig.
Schafe sind und Böcke seinem Auge

Bierbaum, Pantragius Graunzer.

Gleich, er ist kein böser Stallverwalter,
Der dem Einen Stroh giebt, Jenem Hafer.
Liebe kennt er nicht und Haß nicht, Alles
Lebende hat Theil an ihm, in meinem
Schwarzen Auge ist er und im weißen
Wollhaar Deiner mähvergnügten Lämmer.“

„Weiter weißt Du nichts mir zu berichten?
Dieser Pantheismus, gutes Böödchen,
Ist ein angejahrter Wein. Ich kenn' ihn.“

„Kenn' es, wie Du Lust hast, und datir' es
Meinetwegen bis zu Olims Zeiten,
Aber richtig ist es doch nicht minder.
Daß ich es erkannt, deß' bin ich fröhlich,
Und ich will von nun ab darnach leben,
Daß ich es erkannt.“

Er hob die Hörner,
Straffte seine Weine noch um etwas
Steifer als gewöhnlich und stolzirte
Feierlich von dannen.

Lachen muß' ich
Meines schwarzen Pantheisten. Selig
Mähten meine dicken weißen Lämmer.

XXIII.

Einige Stücke aus Herrn
Pantrazius Graunzers
Gerschle = Papi = Buch. Man
wird erfahren, was dies für
ein Buch ist.

25. Juni.

Gott verläßt keinen Junggesellen: ich habe mein Bauernhaus gefunden.

Hier sitze ich auf meiner Altane zwischen hellen Weinblattwänden und blicke über Wiese und Busch weg zum See.

Gesegnet seist Du, o Gerschle-Peppi, die Du zwar nicht schön bist unter den Jungfrauen, aber Du hast mir gegeben, was ich gesucht habe, und dafür preist Dich meine Dankbarkeit. Dir zum Ruhme sei dies Buch genannt, in das ich meine einsamen Freuden eintragen will.

Ich fange an, zuzunehmen an jener Weisheit, die zugleich eine Kunst ist. Lebensweisheit: Lebenskunst.

Das ist die Weisheit, an Gott zu glauben, und die Kunst, sich wohl zu fühlen.

In ein Compendium kann man sie nicht fassen, und auf Akademien läßt sie sich nicht lehren. Zu ihr wie zu allen Weisheiten und Künsten muß man Talent haben. Auch schenkt sie sich uns erst in einem gewissen Alter, denn sie liebt die Strudelköpfe nicht. Es ist Alte-Leut-Weisheit und Alte-Leut-Kunst. Drum machen sich die Jungen böß lustig über sie.

Ach, die armen jungen Schnäbel! So lange man noch küssen will, ist man dumm; die Weisheit wohnt nicht bei Frau Venus. Daher sind die Lyriker ihr Leibgefinde, — nämlich der Frau Venus.

Man braucht übrigens deswegen kein Weiberfeind zu sein. Man muß nur das Weib nicht mehr wollen. Das ist das Kunststück.

Ich hab's bisher verkehrt angefangen. Ich hab' mich über das Volk geärgert und bin doch drauf angewiesen, mich mit ihm einzulassen. Das war die letzte Lockung. Sie wollten mich mit meiner Abneigung ködern, und ich hab' wirklich ein paarmal zugebissen.

Aber jetzt bin ich sicher. Ich hasse sie nicht mehr, also sind sie mir nicht mehr gefährlich.

Ein schönes Gefühl das, — es hat 'was von Frömmigkeit.

Du bist wieder eine Sünde los, Pantrazi!

* * *

26. Juni.

Wundervoll: ich bin jetzt so frei vom Weibe, daß ich sogar eine Freude an ihm haben kann.

Es ist also wahr: Frömmigkeit hat ihren Lohn.

Früher, wenn ich eine hübsche Larve sah, war mein nächster Gedanke: Hüte dich! Laß dich nicht fangen! Das Bischen Schönheit ist bloß der Speck für Mäuse, und dahinter lauert der Reinfall.

Und ich machte ein schief Gesicht, wie der † † † Kunstgelehrte vor einem schönen Bilde.

Wie anders jetzt! Sah ich da heute ein hübsches Kind im Vorübergehen da unten, — richtig: ich kann das Haus von hier aus sehen, dort war's, hinter den Nußbäumen! — sah es und — freute mich! Sagte sogar Grüß Gott! Sie aber wurde roth und schoß in's Dunkel der Hausflur zurück.

Ein reizendes Ding! Augen, wie, — ja, wie denn? Gleichviel: schöne Augen! Und Bewegungen wie eine Eidechse, so, so — kurzum: schöne Bewegungen!

Beinah' wär' ich umgekehrt, sie noch einmal zu sehen. Es war eine Art onkelhaftes Interesse. Aber ich ließ es doch bleiben.

Man muß seine Freiheit nicht mißbrauchen, und auch seine Frömmigkeit nicht.

* * *

27. Juni.

Die Kleine ist wirklich allerliebft. Ich habe sie durch Zufall wieder gesehen. Im Kloster oben.

Es war da so eine Art Tonleiterkletterübung von einem Gesangsverein. Und während die wackeren Mannen baßgründig und tenorvertwegen zum Himmel riefen:

„Heil Dir, o König, Heil!
Heil, Heil, Heil, Heil, Heil, Heil!“

(mehr ist mir von dem Texte nicht geblieben), stand sie auf einmal schräg vor mir neben einem Fliederbusch.

Guter Himmel: wie reizend sah sie aus!

Ja, ja: Jugend!

Und irgend ein Heim-Flügelbübchen mit rosarothem Hinterbüchchen ließ sich von der blühenden Akazie herab auf meine Schulter und standirte mir in's Ohr:

Ein Käbel gedrechelt fein wie ein Figürchen
Auf Kokotischen galanter Marquisen . . .

Nun sag' mir aber eins: wie kommt so was Feines hierher?

Eine Städterin ist sie nicht. Gestern sah ich sie ja, wie sie mit der Wäsche hantirte.

Aber schon da fiel es mir auf, wie ihre ganze Art im Gegensatz war zu ihrer Hantirung.

Und wieder das Reimgottchen:

Prinzessin halb, halb Bofe,
Ein reizend Wunderchen . . .

Wenn ich sie nur einmal reden hören könnte. Das Schwäbeln muß . . . aber ich will schon wieder „allerliebste“ schreiben.

Wenn ich jetzt nicht so gewiß wüßte, daß ich frei bin, würd' ich denken, ich wäre verliebt.

* * *

28. Juni.

Es regnet.

Wundervoll, dieses nasse Gespinnst vom Himmel zur Erde. Man fühlt sich so sicher hinter dieser grauen Gardine.

Ganz leise rauscht sie, und in ihren Falten sind frische Gerüche. Es ist eine liebliche Musik zum Träumen.

Was steckt Alles hinter dem Vorhange?

Du lieber Gott: ich kenne das Theater. Laff' ihn unten, Meister vom Schnürboden, lass' ihn unten! Ich will ihn nicht, den Kravall der Helden und das Liebesgedächter der Heroinen. Die Komödie ist mir fade geworden. Kuppenspiel und Tragödie, — sie wissen alle beide nichts weiter, als Hunger und Liebe.

Es wird zu viel gewollt hinter dem Vorhange. Als ob's nicht genug wäre, da zu sein. Das Wollen muß man sich austastriren lassen. Das Wollen ist aller Laster Anfang.

Ah, wie ist es köstlich, mit allen Wünschen fertig zu sein!

Das kleine Mädchen da unten mit den braunen lustigen Augen, — was wäre sie mir jetzt für ein unbequemes Möbel, wenn ich sie wollte.

Ewig würde ich mich an ihr stoßen, es wäre ein Gezerre zu ihr, ein unausgesetztes Unbehagen.

So aber genieß ich sie wie einen schönen Vers, eine liebe Melodie, ein Stückchen Morgenhimmelbrand. All Derlei lernt man erst genießen, wenn man die Jugend hinter sich hat, die im Grunde eine große Kinderkrankheit ist.

Merkwürdig ist es, wie mein lächerlicher Wunsch nach einem Sohne von mir abgefallen ist, wie eine morsche Rinde vom Stamme. Ich denke gar nicht mehr daran. Ich denke nicht einmal an Liebichhof.

Wenn das die gute Tante wüßte . . .

Herrgott: vielleicht astralt sie hinter dem Regenvorhang und guckt mir zu, wie ich hier sitze und auf alle Nachkommenschaft pfeife.

Der Windstoß eben kam sicher von ihr.

Ich kenne Dich, Tante! Möchtest mich ein Bißchen ausschimpfen?

Wart', ich werde Dich wegärgern.

Kannst Du Dich auf den „gräßlichen Scheerbart“ erinnern? Auf den „Phantasten“? Auf den „Bureauvorstand des Verlags deutscher Phantasten?“ Der aus dem Thee immer Grogg machte und dann zu schwärmen anfang, daß Du schrieft: „Die Milch wird sauer! Die Milch wird sauer!“

Dieser Mann, Tante, den ich nicht umhin kann für einen Dichter zu halten, obwohl von seinen Phantastien nicht allein die Milch, sondern auch die deutsche Kritik sauer wird, dieser Mann hat mir heute eine große Freude gemacht, indem er mir ein Gedicht (bleib' da, Tante!) geschickt hat.

Und das sollst Du hören! Warum hast Du mir das Blumenglas vorhin umgeworfen mit Deinem Geblase.

Höre! Es heißt „Lofcha“ und lautet wie folgt:

„Weitab vom Gefilde der langweiligen, ecken, stumpfen Quartgewalten rauscht ein dunkelgrünes großes Meer — das dunkelgrüne Meer des ewigen Vergessens.

Am Gestade dieses Meeres ragen wilde schroffe Gebirge hoch in den dunkelblauen Himmel hinauf.

Und am Fuße dieser Gebirge lagern weiße Paläste.

Die Paläste glänzen, denn sie sind aus weißem Milchglase gebaut; sie haben nur glatte Flächen an den Wänden und viele scharfe rechtwinklige Kanten — aber nur rechtwinklige Kanten — nicht andre.

Glatt und regelmäßig wie das Durcheinander von vielen großen Treppenstufen liegen die Paläste da — — nur ein paar viereckige Thürme mit Burgzinnen streben zwischen den Dachterrassen empor. Die Dachterrassen sind auch mit Burgzinnen gekrönt.

Abgeglättete Ruhe spiegelt sich in den weißen Palästen am Gestade der dunkelgrünen See, in der Alles — Alles vergessen wird . . .

Die Märchenengel schweben herbei . . . in langen weißen Gewändern — ein langer Zug.

Sie haben kleine Pauken in den Händen — und lange dünne Posaunen, alte Geigen und alte Flöten.

Und die Sonne geht auf — drüben im grünen Meer.

Eine silberne Sonne geht auf.

Silberne zierliche Wolken umkränzen die silberne Sonne.

Es sieht feierlich aus — der Himmel, die See und das Gestade.

Und Lofcha, die stille Priesterin, sitzt jetzt hoch oben auf einem Thurm.

Die blanken Burgzinnen glänzen und blenden.

Das dunkelgrüne Meer rauscht.

Aber unten zwischen den Palästen rauscht noch ein

anderes Wasser — das strudelt und brandet und gurgelt so — denn es kommt vom Gebirge herunter — von den höchsten Bergspitzen strömt es hernieder . . .

Und dieses Wasser ist dunkelroth, so roth wie das Blut wilder Thiere.

Das rothe Wasser umspült die sämmtlichen weißen Paläste.

Loscha sitzt hoch oben auf ihrem Thurm, schaut die silberne Sonne nachdenklich an, fährt mit der Hand über die Stirn, steht auf — berührt einen runden silbernen Knopf, der aus dem weißen Milchglase der Burgzinne hervorragt, drückt ihn — und horcht . . .

Da klingen in allen Palästen helle, feine Glocken durcheinander — wie tausend Spieluhren klingen die Glocken — wundersame lustige Lieder hallen in Glockentönen durch die weißen Paläste.

Loscha weckt die Tollköpfe — die Tollköpfe, die jetzt weitab vom Gefilde der langweiligen, ecken, stumpfen Quarzgewalten ihr Leben verträumen — — —

Gierige, heiß und hastig aufstrebende Menschen sind's, die Loscha weckt — ihnen will sie zeigen, wie alle wilden, feurigen Wünsche — die blutrothen Wasser — im Meere des Vergessens — spurlos versinken. Ob die Wünsche gut oder schlecht genannt werden, ist ganz gleich.

Dieses ewige Versinken schauen sich nun die trotzig begehrenden Menschen an — sie schauen sich das jeden Tag an — — —

Durch dieses Anschauen erzieht die stille Loscha die unbändigen Krallengeister zur Ruhe — zur ewigen

Ruhe im Glanze der silbernen Sonne, die im dunkelblauen Himmel von hochgestiegenen Silberwolken umkränzt wie eine alte Weltuhr dahängt.

Alle die guten und bösen Tollköpfe, die's auf Erden gab und giebt, stehen nun auf den Dachterrassen der Milchglaspaläste, stehen da in ihren verschiedenen Trachten — in guten und schlechten Kleidern — mit freundlichen und mit verzerrten Zügen — stehen da und schauen in die rothen Wasser und in die grünen Wasser.

Die Glocken klingen nicht mehr.

Aber die Pauken und Posaunen der Märchenengel tönen jetzt milde herüber — mit Geigen- und Flötenspiel.

Die Märchenengel fliegen langsam immer um die Paläste herum, so daß alle die heißblütigen Menschen, die da oben auf den Dachterrassen stehen und schauen — auch die feine Märchenmusik hören — die bald feierlich — bald lustig klingt

Währenddem kommt Loschas Bage zu seiner Herrin und meldet einen Menschen, der ganz besonders wild aussieht, einen schäbigen Rock trägt und Loscha durchaus und durchum zu sprechen wünscht.

Longulano heißt der Fremde.

Loscha, die stille Priesterin, hat nichts dagegen, daß der Fremde näher kommt.

Sie empfängt ihn hoch oben auf ihrem Thurm.

Longulano stürzt der Loscha zu Füßen und küßt ihr die Hand.

Sie entzieht ihm ihre Hand.

Er aber begehrt die Lofcha, die stille Priesterin, zum Weibe — ungestüm — rauh — sehnüchlig.

Sie soll kommen mit ihm in die Welt.

Sie soll mit ihm zusammen alle Menschen in der Welt glücklich machen — alle Menschen — alle Menschen.

Doch Lofcha lacht den Schwärmer aus.

Sie sagt:

„Du bist nicht der Erste, bist auch nicht der Letzte, der mich zum Weibe begehrt. Doch ich werde weder dem Ersten noch dem Letzten noch einem Andern die Hand zum Ehebunde reichen. Ich bleibe hier hoch oben auf meinem Thurm. Ich bin an's Geliebtwerden schon gewöhnt. Komm'! setz' Dich still hier neben mir auf meine weiße Bank. Du sollst nicht traurig von dannen gehen.“

Longulano gehorcht.

Lofcha fährt fort:

„Sieh', auch der Wunsch, mich als Eh'frau heimzuführen, strudelt dort unten mitten unter den anderen heißen Wünschen ganz gemüthlich weiter. Er wird auch wie die andern gleich in's grüne Meer stürzen und dort spurlos versinken. Du willst, daß ich mit Dir zusammen alle Menschen auf der Erde glücklich machen soll — aber ist das nicht auch bloß ein Wunsch, der im rothen Strudelwasser dahinbraust? Du willst die Menschen glücklich machen? Mußt nicht so viel wollen — Du weißt ja gar nicht, ob die Menschen auch glücklich werden möchten. Die meisten Menschen wissen gewöhnlich gar nicht, wenn sie glück-

lich und wenn sie unglücklich sind. Wenn sie aber letzteres zu sein glauben, dann können sie ja stets hierher kommen und von meiner Dachterrasse aus niederschauen in die rothen Fluthen, in denen auch die heißen Wünsche der Unglücklichen weiterströmen — dem Meere des ewigen Vergessens entgegen — — immerfort. Unaufhaltsam strudelt's da unten — sieh' nur, wie schnell die rothen Wasser an den weißen Palästen vorüberschäumen —. Longulano, willst Du nun noch, daß ich Ja und Amen zu Deinen so vergänglichen Wünschen sage?“

Longulano erwiderte:

„Du scheinst nur Freude am Neinsagen zu haben.“

Lofcha, die stille Priesterin, nickt und meint:

„Ja — Neinsagen zu Allem und sitzen bleiben, wo man gerade sitzt — das scheint mir das Beste zu sein — so geht's, wenn man alt wird. Sieh! Und hier kann man bei Märchenklang ohne Aerger sehen, wie auch das Wildeste, und wie auch das Größte in uns spurlos vergeht — spurlos!“

Da ruft Longulano:

„Lofcha, Du bist alt und faul!“

Und er stürmt rasch davon.

Und er verschwindet unten in der Menge, die jetzt, da die silberne Sonne untergeht, auch wieder verschwindet; die Thatmenschen tauchen nieder durch große Lücken — versinken da — spurlos — so wie die heißen rothen Wünsche spurlos im grünen Meere versinken.

Die stille Lofcha ist wieder allein, wird nicht mehr von Longulano gestört.

Longulano hat draußen in der Welt schon wieder andere Wünsche.

Die rothen Wasser aber stürzen unaufhörlich in's grüne Meer und kümmern sich nicht darum, ob die Menschen und Geister alt sind oder jung, faul oder fleißig, gut oder schlecht . . .

Lofcha sitzt ruhig hoch oben auf ihrem Thurm, den die blutrothen Strudel wildschäumend umrauschen.“

* * *

Ein Donnerschlag.

Wie meinst Du, Tante? Die Milch wird sauer?

Aber Recht hat sie doch, die gute Lofcha. Nur glaub' ich nicht recht an dieses milchgläserne Mädchen, denn der Weiber Art ist es gar nicht, resignirt auf einem Thurm zu sitzen und stürmische Longulanos abzuweisen.

Die Kleine da unten sieht sicherlich nicht darnach aus. Donnerwetter, was hat sie mir gestern für ein paar braune Blicke zuspeditirt.

Bescheer' ihr Gott einen rechtschaffenen Longulano!

Ich denke: das ist onkelhaft und würdig gesprochen.

* * *

29. Juni.

Sie hat eine Tante, und diese Tante ist dick. Sie hat einen Bruder, und das ist ein ungeschlachter Patron. Sie hat eine jüngere Schwester, und die ist

passabel. Ihr Name aber ist sehr hübsch und lautet Brigitte.

Von wem ich das weiß? Von ihr weiß ich es.

Ich habe nämlich mit ihr gesprochen.

Mein Gott, ich bin ein älterer Herr . . .

Es kam aber so: Im Kloster war Schützenball, und ich sah nicht ein, warum ich nicht einem Schützenball in einem Kloster beizohnen sollte. Es hat das unlegbar was Merkwürdiges. In dem Saal, in dem er abgehalten wurde, haben die Väter Benediktiner ehemals ihr Coenaculum gehabt. Es ist ein schöner, heller Raum mit großen, hohen Fenstern, die auf den wundervollen Klostergarten hinausgehen. Ein italienisches Gemälde aus der Raphaelzeit, ganz angeschwärzt von Tabaksqualm, hängt dort. Es stellt die Fußwaschung dar, und Jesus Christus ist so pompös angezogen, daß man meinen möchte, sein irdischer Vater sei nicht ein Zimmermann gewesen zu Galiläa, sondern ein Zollpächter in Jerusalem. Die mächtigen Wirthstische, auf denen berbe Bauern- und Ackerbürgerfäuste emsig mit Maatzruglupf und anderen nicht eben heiligen Dingen beschäftigt sind, sind noch dieselben, von denen die Chorherren gespeist haben.

Also da ein Schützenball. Ein Wischen zu pseudo-honoratiorenhaft, um wirklich lustig zu sein. Aber die kleine Braune, die hatte, was den Anderen fehlte: Natur und Grazie.

Schon wie sie herein kam, verfelte es mich:

Wie sieht das Mädchen reizend aus
Am großen Lantebusen.

Die Tante aber verführte mich zu dem gewagten Bilde einer schwindenden Gule.

In des Mädels Nähe machte sich ein Jüngling mit verliebten Gebärden und hochstetzenschwippigen Bewegungen bemerkbar, der als Hauptzierde einen überaus wohlgerundeten Popo in knapp anliegender Umhösung förmlich kokett zur Schau trug. Der Herr Apothekerlehrling, wenn ich bitten darf!

Auch die Literatur des Ortes war vertreten: der Buchbindermeister und Redakteur des Lokalblattes, ein sehr schüchternen junger Mann, der beständig an seinem Halsstragen rückte, als hege er die Sehnsucht, ihn mit der Schlipfseite auf dem Nacken zu plaziren, und ein Rahmkäsegesicht hatte, — womit ich ihm nicht zu nahe treten will. Ich wußte aber nicht, wie ich seinen Teint besser kennzeichnen sollte.

Dann waren noch eine Anzahl höchst absonderlich häßlicher Leute da, wie ich mit physiognomischem Interesse bemerkte, häßliche Gesichter mit vertauschten Geschlechtern, vor denen man sich die Frage stellte: Sahst Du je ein so häßliches Frauenzimmer wie dieses Mannsbild, eine so wüste Mannsperson, wie diese ausgeputzte Weiblichkeit?

Aber ich stellte diese Fragen ohne Bosheit. Es wäre schnöde von mir, wollte ich boshast sein. Ich fühlte mich ja so wohl auf diesem Schützenball.

Ich habe sogar getanzt.

Was? Sawohl: mit Brigitten!

Aber richtiger wäre, zu sagen, sie hat mit mir getanzt. Ich wurde gewissermaßen getanzt.

Und, merkwürdig, es machte mir Vergnügen. O himmlische Ki-Katharina, wie mein Pennaltanzlehrer zu seufzen pflegte, wenn ich den Walzer verpolltete. Ihre achtzehn Jahre schwangen meine vierzig in dem alten Coenaculo herum, daß es eine Lust war, und mein verehrter Leichnam fragte meine Seele: Werden wir schon vom Teufel geholt? Oh du thörichte Leichnam, wann wirst du Himmel und Hölle unterscheiden lernen?

Bei der Gelegenheit erfuhr ich ihren Namen und das Uebrige. Das Schnäbeln steht ihr wirklich gut zu Munde. Wenn sich's nur wiedergeben ließe.

Eine Frische geht von dem Dinge aus! Ich habe derlei noch nicht erlebt.

Ein weibliches Wesen, das ganz und gar Natur ist, — Wunder! Unnatürlich scheint mir an ihr nur, daß sie Spaß daran findet, sich mit einem angegriffelten Doktor der Philosophie abzugeben, wie ich bin, einem Menschen, der zum Tanzen nicht viel mehr Geschick hat, als ein Sack voll Mehl, und der wahrhaftig in puncto Schnäbeln von jedem, auch dem melancholischsten, Kettenhunde übertroffen wird. Der Apothekerlehrling und der Buchbinder sind ja gewiß keine Adonisse, wenn sie's auch sicherlich glauben, aber im Vergleich mit mir sind sie einer achtzehnjährigen Brigitte gegenüber doch Potenzen, sollt' ich meinen.

Es muß das Unkelhafte sein, das mir so gut steht.

XXIII.

Herr Pantrazius Graunzer
sitzt zwischen zwei wiesigen
Hügeln am Bach und kon-
frontirt sich. Ein hochnoth-
peinliches Kapitel aus dem
Gersfle = Pepi = Buch.

Es rumort was in mir. Es ist irgendwo was
nicht richtig.

Ich habe nicht mehr völlig die Ruhe des Dunkelthums.
Es wäre Unsinn, es zu leugnen.

Wenn überhaupt noch Rettung möglich ist, so
nur dadurch, daß ich klar erkenne und handle, d. h.
ausreiße, ganz schnell, auf der Stelle, weit weg.

Rösthlich!

Ich! Ich! Der Pantrazius! Ich!

Und das ganze Monstrum ist neunzehn Jahre!

Mehr als noch einmal so alt bin ich, — ich, der
Pantrazius. Es ist zum Lachen, — aber mit schiefem
Maule.

Ich habe versucht, sie grob anzufahren und mich so zu benehmen, daß sie mir vielleicht a Watsch'n geben würde.

Fiel ihr gar nicht ein. Ausgelacht hat sie mich.

Und so herrlich sah sie dabei aus, daß ich sie am Kopf genommen und zweimal abgeküßt habe, daß es eine Lust gewesen wäre, wenn ich nicht der Pantratus wäre . . .

Ja, um Gottes Willen, was ist denn das eigentlich? Ich bin doch kein Primaner?

Da ist dieses verfluchte Wort: Johannistrieb.

Nein, meine Theuern, ich danke. Um Johanni giebt's Hirschtäfer.

Wenn ich nur wüßte, genau, woran ich bin.

Kurz gesagt: Ist's der Dinkel oder der Adam?

Na, und wenn's der Adam wäre?

?

Eja . . . „Was kannst du da mach'n?!“ würde Brigitte sagen, diese ausgezeichnete Philosophin.

Ich hab' mich mit meinem Gerschle-Pepi-Buch hinausgemacht an den Krebsenbach und mir vorgenommen, diesem Unsinn mit dem Bleistift auf den Leib zu rücken und mir zu beweisen, daß ich der aschgraueste alte Esel bin, den der Mond noch je versilbert hat. Aber ich komme, so gut mein Wille auch ist, nicht dazu.

Das Erste war — ich hatte mich kaum niederge-
setzt — daß ich losreimte:

Zwischen zwei wiesigen Hügeln am Bach
Sitz' ich und sinne dem Leben nach.

Dieser Blödsinn ist eigentlich schon Beweis genug.
Es ist geradezu unverschämt:

Sitz' ich und sinne dem Leben nach . . .!

Unglaublich! Bloß, weil sich „nach“ so ungefähr,
wenn auch falsch, auf „Bach“ reimt, lüge ich lustig
darauf los und werfe den Mantel des Philosophen
um mich.

„dem Leben nach“!

Ich will mir diese Schwindelhaftigkeit denn doch
austreiben! —:

Wem sinnst Du nach!?

Einer kleinen dummen Gans sinnst Du nach!

Was sinnst Du ihr nach?

Daß Du sie haben möchtest, sinnst Du ihr nach.

Weshalb sinnst Du ihr das nach?

Weil Du ein alter Esel bist, sinnst Du ihr
das nach.

Aber es wird nicht besser, wenn ich mich angrobse.
Vielleicht ist es besser, milde mit mir in's Gericht
zu gehen. Irgend etwas wie milbernde Umstände muß
es doch geben!

Gewiß, es ist die Nachwirkung der unglücklichen
Freierfahrtsidee. Sie hat sich bloß aus dem Bewußten
in's Unbewußte umgesetzt. Erst hatte ich sie, jetzt hat
sie mich.

„Was kannst du machen.“

Das Wichtigste wäre, die Idee selbst endlich mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Du lieber Gott! Womit rottet man Ideen aus? Wieder mit Ideen!

Wenn aber eine Idee ein Trieb ist?

Herrgott: wenn diese Idee ein Trieb wäre?

Wieder das verfluchte Wort Johannistrieb.

Nieh mir nicht die Wittib, ich sollte mich in ein junges Mädel verlieben?

Wenn ich nicht so verdammt kultivirt wäre, — jetzt glaubte ich, die Wittib hat mich verhezt.

So viel ist ohne Weiteres sicher: sie hat mir diese Neigung zu jungem Gemüse suggestiv beigebracht. Das Volk nennt das: Jemandem einen Floh in's Ohr setzen.

Ein ganz infamer Floh!

Wie singen die lustigen Gefellen in Auerbachs Keller?

Wir knicken und ersticken

Doch gleich, wenn einer sticht.

Na, also? Knicke doch, Graunzer!

Es geht nicht.

Ich kann mir nicht helfen: das Mäd'l hat mich am Bänd'l.

Was thu' ich jetzt jeden Abend?

Ich geh' in's Marionettentheater.

Was thu' ich am Tag?

Ich spiele selber Marionettentheater, ich, Pan-

krazius, ich, und bin das dümmste Kasperle, das je die
Beine schlenkerte und schrie:

Oh Ah—de—leh!
Oh Mah—de—leh!

Es wäre zum Mauschellen, wenn das Mädel
nicht gar so reizend, nicht gar so . . . Genug!

Ich klappe mein Buch zu.

Auch zwischen zwei wiesigen Hügeln am Bach
komme ich nicht weiter.

Lassen wir's halt gehen, wie's geht.

„Was kannscht da mach'n“, sagt's Brigittele.

XXV.

Noch ein Kapitel aus dem
Gersche-Pepi-Buch. Es scheint
darnach, daß Herr Pantrazius
Graunzer an Phantasma-
gorien leidet.

Pratsch! Pratsch!
Kralewatsch!

Jetzt mag i nimmer g'scheidt sein! Hol' der Teifi
die G'scheidtheit!

Wie? Hab' ich nicht links ein rothes Hosenbein
und rechts ein gelbes? Und hat meine Weste nicht
vorn eine blaue Schnebbe, die glöckelt?

Und meine Gogelhaube! Wenn die nicht sieben-
hundert Farben hat und drei, will ich Pantrazius
heißen, wie jener Graunzer, den ich früher 'mal ge-
kannt habe, ich, Kaschperle, Kapaschperle!

Hui, wie ich schön steif gehen kann und mit den
Beinen säbeln und mit den Armen dreschflegeln und
dabei die Nase, die feuerrothe zum Fenster gerichtet,
zum Fenster, aus dem das Wändl hängt, an dem ich
hänge.

Pratsch! Pratsch!
Kralewatſch!

Sie zieht, und ich laufe. Wo ich auch bin, —
zuck! und es geht los, steifbeinig und beharrlich. Die
Arme fausen, und die Nase glüht.

Oh Ah—de—leh!
Oh Mah—de—leh!

Hup! Da steht sie neben mir.

Dh! Dh! Dh!

Dh, ich armes Kasperl, ich vierzigjährig.

Ich halt' ja Deinen Blick nicht aus, Mabel, Dei-
nen jungen, klaren Blick, ich alter bunter Esel ich, ich
Narr, ich — Graunzer.

Da lacht sie, und mir ist, als fielen Blumen, helle,
rothe Blumen von ihren Augen mir zu Füßen, und
ich möchte mich bücken und sie aufnehmen und mir an
die Narrenjacke stecken.

Sie aber wehrt mir's, und — gerechter Gott!
— giebt mir ein Kuß und legt ihren Kopf auf meine
Schulter und sagt: schau doch, alt's Kasperle, in mein
junges Herz, schau doch, wie's da pumpert und krawoit
und glücklich ist, glücklich zu Dir, Du altes Kasperle,
Du liebs!

Herr=, Herr=, Herr=Gott! Ist das nicht zum Mär-
rischwerden?

Kuck! Sie ist weg.

Und es ist Abend. Ich hänge fest am Bündel
und folge ihr, die gelassen vor mir her geht. Kein
Mensch ist in der kleinen Straße. Der Mond schiebt
grün aus. Der Himmel ist halb hell. Die Rosen

riechen so stark. Sie geht ganz langsam und ruckt nur manchmal, daß mir die Beine fliegen.

Born oben am Ende der Gasse glüht's roth herunter vom Licht am Muttergotterbilde ihres Hauses. So ruhig roth, so gütig roth, so muttergütig, mutterblutgütig roth. Mir wird schier ängstlich.

Ist denn Niemand mit einer Scheere da, daß er mich losschneide von diesem Bändl, an dem ich hänge?

Barmherziger Gott: sie hat sich umgedreht und mich bei der Hand genommen. Und sieht mich groß und selbstvergessen an.

Wa . . . wa . . . was? Ich möchte in die Kniee sinken vor ihr und ihr die Füße küssen, aber da ist etwas Inwendiges, was Spitziges, Entgegengesetztes, Scharfes in mir, und ich ziehe die Hand zurück, sehe das Mädel kalt an, drehe mich um und gehe fort, — nicht mehr Kasperle, nicht mehr am Bändl, sondern frei und onkelhaft, der freien Künste Doktor Pantrazius Graunzer.

Ein Brief des Herrn Pan-
trazius Graunzer an seinen
Freund Peter Kahle. Un-
nöthig, zu sagen, wovon er
handelt.

Lieber Peter!

Das hättest Du Dir auch nicht träumen lassen, daß Du Dich noch einmal würdest bemühen müssen, mich vom Weibe loszumachen, Du Prediger in der Wüste.

Zeichen und Wunder, mein Guter! Ich verüble es Dir aber nicht, daß Du mir räthst, sothanan Wundern nicht zu trauen. Jedemnoch: ich erlebe sie eben, sie werden mir täglich Ereigniß.

Kein Zweifel: der neunzehnjährige reizende Balg mit den hurtigen Augen liebt mich, mich den vierzigjährigen Haufen Sauerampfer.

Und ich?

Sa, lieber Peter, ich wünschte wohl, ich könnte Dir sagen, was ich fühle.

Sonderbar ist's. Vor Allem dies: mir ist fortwährend gehoben zu Muth.

Das mußt Du Dir nun aber nicht sehr angenehm vorstellen. Es hat vielmehr was Schwindliges, und es wird Einem schwach dabei um die Beine.

Aber trotzdem: es ist schön. Ja, fizlich schön. Ich komme mir vor wie eine frischgefüllte elektrische Batterie, und ich bilde mir ein, zu Allem fähig zu sein. So geht der Held zur Schlacht, gespannt sind seine Waden. Es schlotterbebt der Feind; mög' ihm der Herr genaden!

Wen aber will ich massakriren?

Mich, mit Verlaub. Mich, d. h. diesen alten Griesebart und Griesegram, diesen Schmollenden und Grollenden, der Welt und den Weibern Uebelwollenden.

Diesen alten Pantrazium, der zuviel gefessen und gegrübelt hat, nehme ich bei den Ohren, häng ihm alle die dicken Schmöker an den Hals, mit denen er sovielle Jahre lang den lieben Gott um seine Vaterfreuden und sich um den Frühling betrogen hat, und werf ihn in den See, wo er am tiefften ist. Und dafür zieh' ich den neuen, von Brigitten ausgeblühten Pantrazius an, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt, von freundlicher Sinnesart und sanguinischem Temperamente ist.

Zeichen und Wunder, mein Alter, Zeichen und Wunder!

Aber ernsthaft: das kleine Mädchen häutet mich. Du glaubst gar nicht, was sie Alles kann.

D. h. eigentlich kann sie bloß eins: unendlich lieb und unendlich natürlich sein. Damit bringt sie alle Kunststücke fertig.

Es giebt viel Gescheidtere als sie, vor Allem solche, die viel mehr gelernt haben, — sie aber hat die große Gabe des verstehenden Instinktes, ja sie hat selbst das, was ich das Genie des Herzens nennen möchte, diese wunderbare Fähigkeit, mit dem Gefühl aller Wahrheit nahe zu kommen.

Sie spricht und schreibt ungrammatisch und unorthographisch, aber in Allem, was sie spricht und schreibt, ist eine innerliche Geradheit und Tiefe, die mich beglückt.

Kurz formulirt kann man sagen: sie ist eine unverbildete aber begabte Natur.

Darum ist nichts Mißwachsenes, nichts Verkrüppeltes, nichts Saftstodriges an ihr. Darum hat sie etwas blühend Ruhiges, blühend Unbefangenes.

Wie kommt sie in diese Umgebung? Sie mit ihrem feinen Gefühl, ihrem zarten Tact, ihrer hellen Heiterkeit, ihren leichten Bewegungen, ihrer geraden Schlichtheit, ihrer herzlichen Wärme?

Es ist ein Wunder, glaubet nur! Es ist daselbe Wunder, wie wenn unter einer Schaar höchst gewöhnlicher Buben und Mädchen ein Genie ist.

Der Teufel mag wissen, welcher Urahn in Brigitte lebendig geworden ist.

Ich bilde mir ein, daß romanisches Blut in ihr ist. Diese Gegend hat jahrhundertlang römische Occupation gehabt. Der Ort selbst wird auf die Römer zurückgeführt.

Im Grunde ist sie aber doch ein Schwabenmädl, ein deutscher Schatz.

Nein Du: was sie für Augen hat. Augen wie das deutsche Volkslied, — sag' aber den Vergleich nicht weiter.

Ihr Vater, der leider todt ist (dafür lebt die Mutter um so merkbarer) hat sie nicht mit Unrecht Gugeline genannt.

Außerdem führt sie in ihren Kreisen noch die folgenden, Dir mysteriösen, mir aber ganz verständlichen Namen:

Krawaunerle
Wolkenschieberle
Schnapperle
Krautwautinußzwad.

In diesen Spitznamen haben die Leute nur den Theil von Brigittens Wesen niedergelegt, der ihnen am verwandtesten und sympathischsten ist: das Drollige, Koboldhafte.

Aber das ist nur ein Theil. Der andere Theil läßt sich mit Spitznamen nicht ausdrücken.

Ich lasse Brigitten mit allen Seiten ihres Wesens auf mich wirken — ich habe auch für alle Namen. Aber die wend' ich nur im direkten Verkehr mit dem lieben Wunder an. Wir haben schon so eine Art Geheimsprache mit einander.

Wenn ich ein Sekundaner wäre, ich könnte nicht muthwilliger sein.

So steckt die Jugend an.

Ich habe Dir aber, glaube ich, noch gar nicht erzählt, wie ich sie kennen gelernt habe. Das kommt

davon, weil es mir mit einem Male ist, als kennt' ich sie schon Jahre lang.

Es war aber so (natürlich in Kürze erzählt, denn, ließ ich mich in Einzelnes ein, würde ein Buch daraus — womöglich ein Buch in Versen): ich habe mich, wenn ich's recht überlege, sofort in sie verliebt (das schreib ich nun so hin!), wie ich sie zum ersten Male gesehen habe. Und sie that desgleichen.

Punktum.

Eine sehr kurze Geschichte — was?

Und Du möchtest mehr wissen?

Nun ja: sie stand im Hausflur und hatte ein Stück Wäsche in der Hand — ein Unterröcklein, ein weißes, wenn Du es wissen willst, eine echte Pfingstfahne, und sie kam just aus dem schattigen Flur hervor in die helle Sonne, die vor der Thür lag, wie ich durch diese Sonne ging, die Hände auf dem Rücken, den Strohhut in der Stirn. Erstaunt blieb sie stehn und sah mich an, und ich hob meinen Kopf und sah zwei braune Augen, aus denen es wie in alten Volksliedweisen sprach, vertraut, lieb, ruhig und voll Sehnsucht.

Groß sah sie mich an. Erstaunt.

Dann lachte sie, wurde roth, flammig roth und rannte in den Schatten zurück.

Ich aber ging in einer seltsamen Betroffenheit fort.

Damals wußte ich nicht, daß ich mich in diesem Augenblicke verliebt hatte. Ich, und so was ahnen! Ich, der große, standhafte Graunzer. Ich hüllte mich in eine Art seelischen Schlafrock, in die Dunkelhaftigkeit,

und bildete mir ein, daß ich jenseits von Mann und Weib in diese braunen Sonnen, die das Mädel im Kopf hat, gesehen hätte. „Ja, — Schnecken!“ Wie das Brigisteslein (auch einer ihrer Spitznamen) sagen würde.

Jetzt weiß ich's besser. Es hat sich ausgeonkelt.

Gut. Es ist eigentlich nichts Verwunderliches daran, daß ich mich verliebt habe

Holla! Sind wir schon so weit? Ich wundere mich schon nicht mehr über mich?

Groß sind Deine Wunder, oh Eros, groß und Unbegreiflich.

Doch ich wollte damit sagen: verwunderlich ist nur, daß auch sie

Aber Du willst Thatfachen.

Also: ich saß nun an der Peripherie der Spinnwebbe, halb frei, halb gefangen, und wie die dicken Fliegen thun, prozig halb, halb widerwillig, promenirte ich den äußersten Faden entlang zu wiederholten Malen um das Netz herum, nicht merkend, daß der Weg spiralisch zum Mittelpunkt führt. Ohne Bild gesprochen: ich ging öfter, als direkt von Nöthen war, an ihrem Haus vorbei. Um mir für dieses Gebahren Genugthuung vor mir selber zu verschaffen, hielt ich mir in meinem Gerschle-Bepi-Buche herzliche Onkelreden.

Dieses Gerschle-Bepi-Buch, — auch ein menschliches Dokument. Man könnte ein Bild dazu machen: Amor auf Graunzern schießend. Aber der Kerl mit der Binde vor den Augen ist hier Pantrazius.

Dann gab es der Zufall, daß ich sie einmal

auf einem Tische sprach — und siehe, nun saß ich längst schon nicht mehr an der Peripherie des Netzes. Denn nun kam der Besuch im Hause.

Du lieber Gott!

Verstehst Du den Seufzer?

Dieses Haus! Diese Familie!

Ein gräßliches Gemengsel aus den verschiedensten Untkulturen. Zuerst eine halb dämonische Alte: die Mutter. Dann eine kleine verfettete und verbollarte Amerikanerin: die Schwägerin. Dann ein theils roher, theils perfider Bursche: der Mann dieser Yankee, der Bruder. Schließlich eine jüngere Schwester — ganz nett, aber gewöhnlich.

Und in dieser Umgebung das Mädel.

Sonderbar, nicht wahr? Die brave Vererbungstheorie, so plausibel sie ist, scheint ganz so einfach, wie sie von fingerfertigen Problemdramatikern behandelt wird, doch nicht zu sein. Auch hier beliebt Madame Natur gewisse Schliche, hinter die die Vielzuzigen noch nicht gekommen sind.

Vielleicht zerbrech ich mir später mal den Kopf darüber, wenn ich mehr Einblick in die Familiengeschichte habe.

Einstweilen nehm' ich die Dinge, wie sie liegen und freue mich des Guten in ihnen.

Mit anderen Worten: ich bin häufiger Gast in dem kleinen grünen Hause unten am See und sitze recht oft und still in meinem Gotte (merkst Du was, alter Psychologe?) mit Brigitten auf der weißen Gartenbank vor der Thüre.

Am Tag freut uns die Sonne,
Daß sie so golden blinkt,
Und nächten ist der Mond uns lieb,
Der in den See versinkt.

Es ist um uns ein Wesen,
Das uns verschwiegen macht,
In uns ist Mond- und Sonnenschein
Und aller Sterne Pracht.

Es scheint, man kann so was nur in Versen
sagen — noch besser nur in Löhnen.

Aber Du willst Thatsachen. Also: bei sothanan
Besuchen, bei gemeinschaftlichen Ausgängen (mit der
gräßlichen Familie und ohne sie) sind wir uns nahe
genug gekommen, daß ich wirklich sagen kann: wir
haben uns.

Nun müssen wir uns aber auch kriegen.

Und das ist nicht so einfach.

Ja, wenn es bloß auf das Brigisteslein ankäme...

Aber es giebt Mütter.

Ich fürchte, ich fürchte: es wird noch allerlei
Kämpfe geben, fatale Kämpfe.

Die Mutter nämlich . . .

Aber nein! Was soll ich mir den Brief vergällen!
Wir werdens schon machen, die Kleine und ich. Hat
sie das Wunder fertig gekriegt, sich in mich zu ver-
lieben, wird sie auch das andre vermögen und die Alte
überzeugen, daß ich einer bin, mit dem man's wagen
kann — obwohl ich aus Berlin bin und nicht in die
Beichte gehe. Die Dantkeese geht auch nicht in die
Beichte.

Den Teufel auch! Ich habe vierzig Jahre lang warten müssen, bis sich Frau Venus auf mich besonnen hat — nun will ich mich mal erst ein Bischen in ihrer Sonne dehnen und nicht gleich den großen Sorgenkarren zieh'n. Die Kleine soll Alles vorbereiten, die Kleine mit den flinken Augen, dem flinken Munde und dem flinken Herzen. Hat sie das Feld klar gemacht, dann komm' ich, der Kanonier von Schmausenbuck, aber diesmal, bei der heiligen Barbara, der Artullerey Patronin, vermess' ich mich zu schwören: diesmal laß' ich mich nicht vom Plane hauen, auch nicht von einer widerwilligen Schwiegermutter.

Ich krieg' ordentlich Courage, Mann! Bin ich nicht jung geworden? Bin ich nicht ein Kerl, den ein junges Mädchel liebt? Ein Kerl, der fensterlt? Fensterlt, wie ein Bauernbursch in Kniehosen, sag' ich Dir! Ein Kerl, der Küsse giebt und nimmt, der einen jungen, heißen, lieben, schmiegebangen Leib an sich preßt, und zu dem die zwei schönsten Augen der Welt sagen: ich vertraue auf Dich, Du wirst's wohl machen!

Oh! Eine ganze Leibgarde des Teufels, bestehend aus lauter dämonischen alten Weibern, will ich zum Frühstück mit aufessen, und ich tanze, wenn's sein muß, mit des Teufels Großmutter selber Rantan, so lange, bis sie am Boden liegt und nimmer schnaufen kann.

So stehen die Sachen.

* * *

Ich wollte aber, Du könntest mich jetzt mal sehen, wenn ich mit den beiden Mädeln ausziehe und, etwa nach St. Alban, spaziere.

An der einen Hand Brigitten,
An der andern Hand Babetten
Schreit' ich wie in Rosenketten
Liebespfingstochsfeierlich.

Wenn Du aber gar sähest, wie ich mit Brigitten allein gehe — Du würdest Dich auf Deine große Präzeptorenstirn klopfen und sagen: Das der Graunzer? Graunzer, der Misogyn? Graunzer, der Würdebär?

Denn, siehst Du, alter Peter: Wenn ein junger Mann mit einem jungen Mädchen, das er liebt, und das hinwiederum ihn liebt, spazieren geht, so macht er nicht ein Gesicht, wie ein Pintscher, der spanische Fliegen gefressen hat, und er wirft auch keine grimigen Blicke um sich, wie ein hämorrhoidarischer Bibliothekar oder Geheimrath, sondern, erstens, was seine Beine anlangt: er hat einen sehr fröhlichen und lustigen Gang, als wollt er sagen: gebt mir ein Sprungbrett und ich spring' in den Himmel, Gottvatern direkt auf den Schooß; und, zweitens, was sein Gesicht anlangt: er mißbraucht dessen Muskeln nicht zu senkrechten Falten des Aergers, sondern er benutzt sie vielmehr zu den wagerechten Falten, auf denen sich die Fröhlichkeit lagert, und seine Augen lieblosen die Welt.

Die Welt, das heißt: sein Mädchen.

Und das auch nicht bloß mit den Augen, sondern auch mit den Händen und mit den Lippen.

Und dabei begiebt es sich denn wohl zu manchen

Malen, daß dieser junge Mann und dieses junge Mädchen sich im Schatten einer Linde niederlassen.

Hoch auf einem Berge steht sie, die Linde, wie ein Tempelposten, groß, ruhig, herrlich; steht vor einem rauschenden Walde. Dunkel ist der und voller Heimlichkeiten. Zwischen hohen Buchen ist in ihm ein Platz, ein großer, runder, grüner Wiesenplan — das ist ein Garten der Seligen, und die Seligen, das sind meine liebegewordenen Gedanken. Oh, Peter, wenn ich Dir erzählte, in was für schönen Kleidern die Lustwandeln, und wie hold sie von Antlitz sind! Es lacht der blaueste Himmel über ihnen und freut sich dieser schönen, fröhlichen Geschöpfe. Vor der Linde aber, dieser großen, reichen, in deren Nestern tausend Bienen summen und sich berauschen, breitet sich eine andere Wiese, eine blumige, mollig umbuscht und legt sich hinab, den Berg hinunter wie ein grüner Teppich.

Nun sieh: die beiden liegen im Schatten dieser Linde und küssen sich und sehen bald hinauf in die Blätterwelt, in der die Bienen sind, bald auch hinüber in den Wald, wo die Heimlichkeit der Seligen wohnt, bald auf die Wiese hinab in's Thal zum See, zu allermeist aber sich in die Augen, lange und tief. Du: in solchen Mädchenaugen, die voll Liebe sind, ist auch mehr, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt, Herr Doktor.

Als ich ein kleiner Knabe war, sollt' ich mich einmal photographiren lassen. Man stellte mich auf einen Stuhl und verlangte, ich sollte stille stehen, aber ich fürchtete mich und zappelte. Da sprach der kluge

Mann hinter dem Gucklochkasten: paß auf, Junge, aus dem schwarzen Loche hier werden gleich Soldaten marschirt kommen! Und ich stand still und sah, — wirklich, ich sah Soldaten.

Daselbe passirt mir, wenn ich in Brigittens Augen sehe.

Zwar Soldaten seh' ich nicht, aber Dinge, die mir heute so lieb sind, wie Soldaten damals.

Zum Beispiel, wieder unter der Linde: ich seh' in ihrem Auge die Wiese, die zum Thale geht, aber auf der Wiese dreht sich ein Tanz von Mädchen, ein Tanz um sie:

Und sie schweben und sie heben
Ihre Arme, ihre weißen,
Diese schönen runden Arme
Gegen das Blau des Sommerhimmels.

Wie von bunten Schmetterlingen
Wehen Farben durch den hellen
Tag, es sind die seidenbunten
Tanzgewänder dieser Holben.

Ihre Füße sind dem Rasen
Linde, leise Rederinnen;
Ach, die schönen, nackten Füße!
Gerne hätt' ich sie zum Küssen.

Gern', ach gerne, hätt' ich alle
Diese holden Tänzerinnen,
Doch ich weiß, wollt' ich sie greifen,
Wehten sie in Blatt und Blüthen.

Nur ein leiser Duft von Rosen,
Selben Rosen, bleibt zurück, und
Tief im Busch verklingen leise,
Windverwehte Walzerhauche

Siehst Du, so was sehen junge Leute in jungen Mädchenaugen. Ihr Alten glaubt es natürlich nicht. Natürlich! Wie sollten alte Leute so was glauben! Drummt nur! Drummt! Wir Jungen verdenken's Euch nicht, wenn Ihr nichts dazu zu sagen wißt, als: Schwindel!

Ist aber keiner. Noch ganz andere Sachen sieht unsere helllichtige Jugend, Sachen, daß Einem das Herz schier springen möchte vor Glück.

Vielleicht erzähl' ich Dir auch von diesen noch einmal.

Ich bin sehr zum Erzählen aufgelegt, und es könnte sein, daß ich noch zum Dichter würde gratia Brigittae.

Was nicht Alles aus einem Bibliothekar werden kann, wenn er in der Venussonne liegt.

Aber ich bin nicht stolz, so jung ich geworden bin, und

bleibe

Dein

Krazi.

Anmerkung des Adressaten: Es hat ihn.

XXVII.

Herr Pantrazius Graunzer versucht, hinter sich selber herzugehen und die Lehren zu lesen, die aus dem breviario Brigittae fallen, giebt es aber als unfruchtbar auf und ermannt sich statt dessen zu einem wichtigen Entschlusse.

Ich glaube, wir befinden uns gegen Ende des Juli. Es ist eine himmlische Hitze, und die Sonnenstrahlen quirlen die Luft, daß sie wie's Wasser im Klostropfe wellt.

Ich sitze gut auf meinem Balkon zwischen den Weinranken. Unten muht Gerschle-Bepis Ruh; ganz ferne, irgendwo, donnert's, als wäre es des Ruhmuhs Echo; drüben auf Andechs blizt ein Fenster in der Sonne.

Sizt wohl ein kluger, alter Benediktiner dahinter und sinnirt behaglich in die Landschaft hinab und denkt sich: Schabt mir die Glaze!

Gestern war ich drüben.

Was das schön war!

Erstens, weil's überhaupt schön ist, und zweitens, weil ich mein Brevier mithatte.

Ich lese sonst nicht gerne draußen. Nur den Vogelweiden-Walther und das Brevier — die beiden können die Konkurrenz der Natur aushalten. Denn sie sind selbst Natur.

Das Brevier noch mehr als der Walther. Denn das Brevier ist Brigitte. Nein: bloß ein Theil von ihr. Ach, bloß ein ganz, ganz kleines Theilchen, — ein paar Briefe.

Sie schickt sie mir mit einem kleinen Mädelchen, die ich, nicht sehr zart, die Kognaspost nenne und die durch diese Botengänge noch zur Kapitalistin werden wird. Denn ich gebe ihr, — Liebe macht generös, — für jeden Brief einen großen Nickel.

Ein ganzer Haufen von den Briefen liegt vor mir.

Ich mag sie nicht chronologisch ordnen. Anordnen, — das paßt nicht zu ihnen. Es sind Feldblumen, die man nicht an Drähte spießt und zu Bouquets maltraitirt.

Wenn ich mit ihnen spazieren gehe, mach' ich's so: Ich nehme sie, wie sie mir gerade in die Hände kommen, und stecke sie in die rechte Brusttasche. So. Nun los. Welchen werd' ich zuerst greifen?

Und ich fange an, auszurathen. Das ist eine gute Vorübung, der ich obliege, so lange ich in der Nähe menschlicher Wohnungen bin.

Dann aber, sobald ich rings um mich nichts sehe,

als Wiesen, Felder und Himmel: dann der Griff in's Glückstasche und stehen geblieben und gelesen . . .

Jeder gelesene Brief kommt in die linke Brusttasche, und wenn diese voll, die rechte aber leer ist, wende ich mich um und trete den Rückgang an, während dessen die Briefe wieder langsam von links nach rechts wandern.

Daß ich mich dabei nicht selten verlaufe, — was Wunders? Ach, ich verlauf' mich immer, — in den Himmel.

* * *

Ich möcht's 'mal versuchen, hinter mir selber herzugehen bei einem solchen Spaziergang, 'mal die Lehren zu lesen, die ich habe fallen lassen, mir 'mal selber zu erzählen, wie schön es gewesen ist, das Wandern mit dem Breviario Brigittae.

Was fiel mir gestern zuerst in die Hand, da oben, hinter St. Georgen?

Ah, der da war's:

„. . . Wenn ich in der Früh aufwache, so denk ich gleich an Di und kann mich ärgern, weil es mir von Dir nicht träumt hat. Aber gar nicht, nicht mal bloß sehen, gar nichts. Komm, nehm mich und halt mi recht fest in Deinen starken Armen. Hast Du mich lieb? Ja! Ich küß Dich so, daß Du todt bist, und dann küß ich Di wieder lebendig. Nein, ich küß Dich nur, bis Du schlaffst. Gell? — — —

Wenn Du kommst, so nimmt Dich Miezgi und tragt Dich überallhin . . .“

Ach, Du Aff', Du, schreibst es hin und weißt gar nicht, wie wahr es ist! Wo hast Du mich schon überallhin getragen!

Dann, hinter der Kapelle mit dem Weidenbaum, kam mir der in die Hand:

„Ein kleiner Spatz sitzt vor meinem Fenster und schaut zu mir rein. Grüß Di Gott, Spazei, ich liebe Dich! Prr fliegt er weg, nauf zum Gerschle-Pepi-Haus. I glaub, der Spatz warst Du!

Nicht böse sein, daß ich so dummes Zeug schreib! Es ist mir aber immer besser, wenn ich das Gefindel los bin.

Und da sitzt auf einem Male wieder einer da, aber ein ganzer kleiner jeh, und piepst jämmerlich und fiercht sich, daß er 'runter fällt. Ich glaub 's is a junger.

Ach, mir ist so schwerherzig, Du. Ich hab Dich so lieb.“

Merkwürdig, diese Briefe, so lieb sie mir sind, wenn ich sie sehe, — sie verändern sich, wenn ich sie abschreibe. Plötzlich sehen sie dann kahl und dürftig aus.

Umgesetzte Pflanzen!

Warum thu' ich es überhaupt?

Will ich mir vielleicht über etwas klar werden?

Ueber Brigitte? Ueber mich? Ueber uns beide?

Ach! Das Blatt mag ich dreh'n und wenden wie ich will: es zeigt nur den einen Text:

Und wenn Du die Welt abliefst im Kreise

Und liefst die Kreuz und Duer,

Du fändest in Nord, Süd, Osten und Westen
Keine die besser wär',
Sie ist die Eine, Dir vorbestimmte,
Daß sie das Werkzeug sei,
Daß Du das Wunder mit ihr verübest:
Eins und Eins ist — Drei.

Und siehe: damit bin ich wieder zu der Fahne zurückgekehrt, unter der ich auszog, ein Weib zu suchen: der künftige Junker des Liebighofes lacht mich an mit Brigittens braunen Augen.

Oh, was das für ein Lachen ist!

Es ist, als wäre all' meine Seele nichts als ein Lächeln der Zuversicht und Begnadung.

Das ist es, wodurch meine Liebe sich von der zutappenden Liebe der Fahrjungen unterscheidet: in mir ist nicht bloß der Wunsch, zu besitzen; in mir ist auch der Wunsch, zu schaffen.

Darum ist etwas von Schwarmgeistererei in meiner Liebe, und in manchen Augenblicken komm' ich mir gar supranaturalistisch vor — — — — —

Ohm . . . Ja, ja . . . Arme, liebe, kleine Brigitte, was Du für einen auspergamentirten Bua hast. Es ist doch eigentlich stilwidrig — — — — —

Wie? Unsinn! Ich wäre wahrhaftig im Stande und machte im letzten Augenblick Dummheiten aus Mitleid, diese dümmsten Dummheiten.

Gottlob, daß ich Jemand habe, der es versteht,

mir den Text zu lesen mit Augen, die in jedem Nebel
einen Lichtkern finden.

* * *

Aber es ist Zeit, zu handeln. Gott hat mir ein
Korn geschenkt, das bald geschnitten sein will. Ich wär'
ein schlechter Bauer, wollt' ich es auswachsen lassen,
das arme, liebe, ungeduldige, goldige Korn.

Auf, Faust, in's Reich der Mütter!



XXVIII.

Ein Bündel Briefe des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle, genannt die Briefe vom Kriegs- schauplatz.

St. Georgen, am 4. August.

Lieber Peter,

es wird mobil gemacht. Brigitte hat genug geplänkelt. Das arme Kind ist schon marode. Die Sache liegt schlimmer, als ich gedacht.

Die Mutter will nicht.

Das steht fest.

Ich habe daher den Bruder und die Yantkeese als Bundesgenossen geworben. Beim Himmel: keine saubere Allianz. Aber es mußte sein.

Sie bohren nun zu zweit an der Alten, und die Angebohrte läßt ihren Zorn über die Operation an Brigitten aus.

Verweinte Augen. Verweinte Briefe.

Ich selber renne hin und her und frage und bitte

und tröste und, wenn ich zu Hause bin, fluch ich und halte grimmige Monologe.

In zweierlei Eigenschaft, so scheint's, bin ich der chère mère unlieblich: einmal als Preuß' und dann als Reher.

Ich betheure, daß meine Seele nicht preußischer und lutheranischer ist, als die Seele eines Stallpintschers.

Hilft nichts: der Tauffchein beweist, Seele ist Nebensache.

Ich weise darauf hin, daß die Dame aus den Vereinigten Staaten auch nicht in Bayern geboren und auch nicht mit katholisch geweihtem Wasser getauft ist.

Hilft nichts: bei einer Frau ist das ganz was Anderes. Die wird halt das, was der Mann ist.

Darauf versuch' ich, mich auf allerlei tiefgründige Entwicklungen einzulassen (eine Heidenschinderei, kann ich Dir sagen).

Hilft nichts: die Alte kapirt kein Wort.

Soll ich vielleicht katholisch werden?

Nein! Man kennt das! Ich würde halt so katholisch, wie ich jetzt lutherisch bin. Das wär' ein sauberer Katholizismus.

Und so dreht und dreht und dreht sich die Scheibe, aber ein Topf wird nicht d'raus.

Beim hohen Himmel: man könnte rabiat werden und drehkrank bei dem Geschäft.

Aber dann treff' ich mich auf ein paar liebe

Minuten mit Brigitten auf dem Anger, und es ist
Alles wieder gut.

Goldene Wellen, die die Sonne tragen,
Kommen mir aus ihren Augen her.
Wirf, du dummes Herze, Grimm und Klagen
Tief hinab in dieses goldene Meer.

Dein

Panfranz.

* * *

St. Georgen, am 10. August.

Lieber Peter!

Da bin ich und trag' auf der Spitze meines
Schwertes den Kranz des Siegers aus heißer Schlacht.

Ah, mein Lieber, derber durchgewalkt ist noch kein
Ritter heimgekehrt aus dem Kreuzzuge.

Vielleicht findest Du das Bild ein Wischen kühn
(ich thue desgleichen), aber ich muß es doch aussprechen,
denn es thut mir wohl, es zu sagen: meine Seele
schwigt von diesem Kampfe.

Nicht umsonst wohn' ich in St. Georgen, denn
es war mir beschieden, mit einem Drachen zu kämpfen.

Höre und bewundre mich!

Gestern erklärten mir meine Wirten, der Plan
sei bereit, und ich sollte ausziehen und mein Heil ver-
suchen. Freies Geleite sei mir gewährt, und hinaus-
geworfen würde ich höchstens am Schluß.

Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir bei
dieser Eröffnung ein wenig bänglich zu Muth ward.

Brigitte zitterte am ganzen Leibe, und ihre Angst

war so groß, daß sie weder weinen noch sprechen konnte. Wortelos begleitete sie mich zu dem Hause hinauf, in dem die Mutter Tags über weilt.

Ach, ihre Augen zu sehen, wie sie voll Liebe und Sorge waren! Und wie sie sich an mich schmiegte, daß ich ihr Herz klopfen fühlte.

Ich hatte Lust, dieser Mutter vorher die Fenster einzuwerfen, eh' ich sie um die Hand ihrer Tochter bat.

„Rehr' jezt um, Mädi, und hab' keine Angst. Sie wird schon ja sagen.“

Sie ließ den Kopf hängen und lief, lief schnell den Berg herunter.

Unten blieb sie einen Augenblick stehen, wandte mir ihr Gesicht zu und rief nur das eine Wort: Du! Wer das Wort in Musik setzen könnte!

Alle Kunst ist Gestammel.

* * *

Ich trat in's Haus.

Und nun ging mir's, wie mir's immer geht in schweren Tagen. Vorher bin ich keiner von den Muthigsten, aber, sobald ich der wüsten Frau Gefahr direkt in's Auge sehe, kommt Ruhe und Zuversicht über mich. So ging mir's im Examen, so ging mir's, als ich damals mit dem lächelnden Biedermann Pistolen knallte, und so also auch jezt, als es sich um viel Wichtigeres handelte, um das liebe Brigittenwunder.

Also: ich war heroisch kühl.

Die Alte saß in einer rauchigen Werkstatt und goß zinnernes Spielzeug, das, in Verkleinerung, allerlei

Altargeräthe der katholischen Kirche darstellte. (Das ist nämlich das Geschäft, das sie nach dem Tode ihres Mannes fortsetzt, obwohl sie es „nicht nöthig“ hat.)

Ich dachte an den Kugelguß in der Wolfschlucht, und es war Alles sehr stimmungsvoll und ungewöhnlich.

„Parbleu“ sagte ich zu mir selber (wirklich: parbleu sagt' ich, — es war darin wohl ein Bißchen Renommirfuchsigkeit), „parbleu, es ist mir doch lieber, als wenn ich in irgend einer ‚Berliner Stube‘ zwischen Ausstattungsstücken preußischen Tapeziergeschmacks diesen Tanz tanzen müßte“, und ich freute mich, wie der grüne Garten in diese rauchige niedere Bude hineinschien.

Also: Auf die Mensur! Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!

Hupp dich! Da hatt' ich schon einen Sauhieb weg.

Madame war nämlich lebenswürdig und sprach also:

„So, das is schee, daß der Herr Doktor sich 'mal das Zinggießen anschagn will! Gell, so 'was haben's in Berlin net?“

„Nein, wirklich nicht! Sehr interessant! Ah! So sieht so eine Form aus? hm! Und das ist ein Gießlöffel? Ja ja, das will gelernt sein!“

„Ach, is net schwer. Wollen's ebet mal versuchen?“

Und richtig: ich mußte erst lernen, eine Monstanz zu gießen.

Am liebsten hätt' ich Alles zusammengeschnitten, aber ich hielt an mich und goß, daß mir der Schweiß in Perlen die Backen hinunter rann.

„So! Recht schee! Recht schee! Ja, so a Doktor, der lernt halt Alles gar schleuni.“

„Zumal ein preußischer Doktor, nicht wahr?“

„Ja, die Preußen. Dös san halt Malefizi . . . Na, na, nig für ungut. Sie wissen scho. I moan's net so schlimm.“

„Wirklich nicht? Aber dann ist's ja gut! Dann können Sie mir ja auch Brigitten geben!“

„'s Brigittle? Was wollen S' denn mit dera? Die is ja viel z'schlecht für so an noblichten preißischen Doktor! So a dumm's Mäd! Viel zu schlecht is!“

„Das muß ich schon besser wissen. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt nichts so Liebes und Gutes giebt, und, sehen Sie, ich bin doch nicht bloß ein Doktor, sondern auch ein ziemlich alter Knabe. Bierzig.“

„Hm. Ja. Dös is grad. I moan halt: Dös kann net recht sei'. Sie is z'jung no!“

Darauf war ich nicht gefaßt! Denn das war ja eigentlich nicht unvernünftig.

Aber über diesen vernünftigen Einwurf, der ihr, wie ich bald merkte, durchaus nicht ernst war, kamen wir schnell weg.

Nicht so schnell leider über Anderes.

Der „Preiß“ und der „Reger“ waren auch schnell abgethan, eigentlich kaum berührt, so daß ich die Empfindung hatte, bisher von meinen Wirten ganz falsch berichtet worden zu sein. Die Alte spielte sich vielmehr eher als Freigeist auf und that so, als kümmere sie die Religion gar nicht.

Dagegen verlegte sie sich mit einem wüthenden

Eifer darauf, mir klar zu machen, wie unendlich tief Brigitte unter mir stehe. Ich habe noch nie einen Menschen so schlecht machen hören, wie es hier einer Tochter durch ihre Mutter geschah.

Du kannst Dir denken, in welchen Zorn mich das versetzte.

Schließlich schrieen wir uns rechtschaffen an, und die Alte sprang wie im Weitztanze um mich herum, eine Schlechtigkeit nach der andern auf ihre Tochter häufend.

Ich bring' es nicht über mich, die Worte und Bilder zu wiederholen, die sie gebrauchte. Ihr ganzes Gebahren machte einen pathologischen Eindruck, und ich hatte zuweilen direkte physische Angst vor dieser fuchtelnden, wortspeienden Aufgeregtheit.

Aber ich hielt Stand und behauptete das Feld. Sie konnte nicht halb so viel schimpfen, wie ich pries, und schließlich fiel sie erschöpft in ihren Stuhl und lächelte bloß noch blöde zu der großen Schlußrede, die ich auf Brigitten hielt.

Und siehe: aus dem blöden Lächeln wurde ein befriedigtes Lauschen, und ein ganz anderes Lächeln gewann Macht über dies gelbe, harte Gesicht, das langsam weich und freundlich wurde, und ich merkte: Das ganze Geschimpfe war nur Scheingefecht, die stärkste ihrer Taktiken, meinen Angriff abzuschlagen und das zu behaupten, was die Alte in mütterlichem Egoismus für sich selber behalten wollte: Brigitte, das Scheusal.

Du kannst Dir vorstellen, daß mich das um sehr

viel milder gegen sie stimmte, obwohl ich deshalb nicht nachlassen konnte, meine Sache zu verfechten, die zugleich Brigittens Sache war. Auch muß ich gestehen, daß diese Gattung mütterlicher Liebe mir nicht sonderlich behagt. Verstieg sie sich doch so weit, daß sie es als ihr Ziel erklärte, Brigitte in ein Aljtungsfernstift einzukaufen, um ihrer völlig sicher zu sein. Und dabei kam Eines heraus: die Alte meinte, nicht aus mütterlichem Egoismus zu handeln, sondern aus mütterlicher Fürsorge:

„Ich weiß, was es mit dem Verheirathetsein is: Mir als Sorg'n und Wehthum. Und's Ende is das Wittfrauthum, das allerschlimmst!“

Wie sie das sagte, überkam mich für eine Weile diese verfluchte Objektivität, die uns Deutsche schon manchmal im kritischen Momente in die Hand unserer Gegner gespielt hat, unsre vermaledeite Erbtugend, an der wir wahrscheinlich noch zu Grunde gehen werden. Sie trieb's so toll mit mir, daß mir — Antigone einfiel! Der Frauen Schicksal ist bejammernswerth . . .

Ja ja, Leben und Lieben . . . Ehrisch macht sich's recht süße, aber . . .

Nein doch! Ich weiß, daß ich kein Hundsfott bin, Gottlob, und Brigitte wird nicht zu klagen haben und wird nicht klagen.

Das sagte ich denn auch ihr, und ich sagte es so, daß es sie überzeugte, und so kam es, daß sie mir die harte, knochige Hand gab und ja zu meinem Wunsche sagte.

Vier Stunden hatte der Kampf gedauert, während

dessen aus einem Drachen eine zwar nicht sehr liebenswürdige, aber doch eine nach ihrer Art liebende Mutter wurde, — wenigstens für mich, der ich ihr abbitte, daß ich sie so häßlich beurtheilt habe.

Ich rannte hinaus. Ich rannte den Berg hinab. Ich rannte in Brigittens Arme, und, weiß Gott, wir zweie haben geweint mit einander vor Glück.

Jetzt ist bloß die Frage: wann wird Hochzeit sein?

Denn ich habe Eile, Peter! Mir wird Angst, daß, wenn ich nicht ganz fix mache, irgend etwas Plumpes, Dummes, Gräßliches kommt, das da sagt: Weg da, Glück!

Also: Lauffschritt! Marsch! Marsch!

Dein
sehr glücklicher
Pantrazius.

* * *

St. Georgen, am 20. August.

Lieber Peter!

Das Schiff hat ein Loch,
Aber an's Land kommt's doch.

Höre: Nachdem die Alte Handschlag und Jawort gegeben, bin ich, Verschiedenes, z. B. ein Brautkleid (ein hold weißseiden Gedicht), zu kaufen, nach München gefahren. Ich lief dort wie auf Sammt, so leicht und glücklich war mir zu Muth, da, plötzlich, heute, als thäte sich flammend der unbewölkte blaue Himmel auf, kommt mir die schauerhafte Nachricht: die Mutter nimmt

Alles zurück, will nimmer, Alles ist aus. Und flehentlich bat Brigitte: Komm! Komm!

Ich fuhr sofort nach Dießen. In einem Gewitterguß lief ich von Wilshofen, bis ich am Hausthor stand. Durch's Fenster sah ich Brigitten ganz verweint in der Ecke sitzen. Ich läute; sie springt heraus, mir an die Brust und weint und weint. Drängt mich aber fort. Ich dürfe nicht hinein, sie werde Nachts kommen und mir Alles sagen.

O, dieses Warten nun!

Endlich kam sie. Es war elf Uhr. Stockdunkel die Nacht und gießender Regen.

Die arme nasse Maus! Und konnte wohl eine halbe Stunde nicht reden vor Weinen.

War fortgelaufen, obwohl sie sicher glaubte, daß es bemerkt werden würde. So, mitten in der Nacht, erzählte sie mir, es wäre wie Maserei über die Mutter gekommen, die sie nun mißhandelte in ihrer Wuth. Ja, sie sollte nur zu mir laufen, immer zu! Aber nicht mit ihrem Willen! Wählen sollte sie zwischen dem Hergelaufenen und der Mutter, die ihr als Segen einen Tritt geben wolle, daß sie nur recht weit wegflöge, recht weit.

Und die ganze Familie sofort im Einflange mit dieser Tonart. Von allen Seiten war man auf das arme Kind losgefahren.

Wie ein verprügeltes kleines Hündchen kam sie mir vor, und wenn sie mir jetzt gesagt hätte: Ich muß Dich lassen, — ich hätte nicht das Herz gehabt, sie zu schelten.

Welches Mädchen hätte nicht so gethan?

Aber in ihr war von diesem Gedanken nicht ein Hauch.

Ihre Arme langten nach mir, ihr Herz war schon fort aus dem Hause, in das mir der Zutritt verwehrt sein sollte.

Hätte ich jetzt, im Sturm der Regennacht, gesagt: Komm, wir wollen gehen! — ohne Besinnen hätte sie meinen Arm genommen.

Ich dachte einen Augenblick daran, so zu handeln, aber schließlich überlegte ich, daß das zwar romantisch, aber auch unklug und unrecht wäre. Ich brachte sie also zurück an ihr Haus und half ihr zum Fenster hinein. Eine Weile blieb ich und lauschte, ob sich kein Lärm erheben würde. Aber es blieb ruhig. Es war nichts bemerkt worden.

Das war ein Tag, heute!

Aber da seh ich, daß schon der Morgen graut und daß also auch dieser böse Tag bereits vorüber ist. Jetzt heißt es nun schnell die andern bösen folgen lassen, damit wir auf die guten, die schon auf dem Wege zu uns sind, nicht zu lange warten müssen.

Wie sang uns're rothmüzigige Jugend?

Hopp, hurrah, voran!

Es schleicht der Wicht, es springt der Mann;

Und ging es in die Speere!

Ein Ende mach' dem Saueremuth,

Das Glück ist bloß dem Raschen gut,

Das Glück und auch die Ehre!

Setzt noch drei Stunden auf's Ohr gelegt, dann diesen Brief auf die Post und dann, was kann da sein, hopp, hurrah, in die Speere!

Dein

Krazi.

* * *

St. Georgen, den 21. August.

Lieber Peter!

Gottlob, das Feld ist klar. Ich hatte schon Angst, daß wiederum diplomatisirt werden müßte.

Nein. Ich bin kurzweg hinausgeworfen, will sagen gar nicht eingelassen worden und nun, mein Lieber, sollst Du eine kleine romantische Entführung erleben und stolz auf Deinen alten Korpsbruder sein, daß er rasch wie ein junger das Glück am goldenen Schopfe packt.

Brigitte und ich haben heute das Kunststück fertig gebracht, trotz aller Belauerung zusammen zu kommen, und wir haben beschlossen, auf und davon zu geh'n. Jetzt, wo keine Wahl mehr ist, ist es uns Beiden, als hätt' es gar nicht anders kommen können, und wir berathschlagen unser Werk mit einer Art von kühler Heiterkeit.

Gott, wer das mir prophezeit hätte!

Tante, Tante, was sagst Du nun! O, ich weiß, Du giebst mir Recht, so wenig Du von Allem wissen wolltest, das nach billiger Romantik aussieht. Wir handeln in der Nothwehr. Man will uns unseres Rechtes auf uns berauben. Freilich greift man uns

mit den Waffen des formalen Rechtes an. Ei freilich! Aber wir ziehen das Recht vor, das mit uns geboren ist.

Du runzelst die Präzeptorenstirn, Peter? Na, warte nur, wenn ich Dir Brigitten zeigen werde, wirfst Du sie wieder glätten.

Dein staatsgefährlicher
Pantrazius.

* * *

Augsburg, in den Drei Mohren
am 30. August.

Mein theurer Peter mit der Runzelstirn!

Es ist wirklich wahr, man ist in den drei Mohren ausgezeichnet gut, und wenn Du mir's nicht glauben willst, so frag' Deinen Kollegen, den Gymnasiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern, der augenblicklich mit seiner Nichte Sophrosyne in diesem sehr vortrefflichen Gasthaus abgestiegen ist und es sich über die Maassen wohl sein läßt bei altem Burgunder Ruits und Schweinsbraten nebst Bauchstecherlen, einem schwäbischem Gerichte von großem Liebreiz.

Ich habe mir nämlich, um Dich für Deinen sauerkloßigen Brief wenigstens etwas, wenn auch viel zu gelinde, zu bestrafen, Deinen vielwerthen Namen beigelegt, da ich Ursache habe, den meinen hier nicht zu nennen, denn Deine Nichte Sophrosyne ist meine liebe Brigitte, und wir zwei Beiden befinden uns fröhlich auf dem Pfade, vor dem Du so eindringlich und in unver-

kennbaren Anklängen an den Stil der lateinischen Aufsätze abgerathen hast.

Ich sehe Dich erbleichen, Alter, und so will ich Dich denn gleich trösten.

Also: Unsrer Flucht (das klingt!) hat sich nicht ganz so freiwillig und vorbedacht gestaltet, als wir eigentlich vorhatten. Das Schicksal, das es so gut mit uns meint, hat uns vielmehr im letzten Augenblick noch einen mildernden Umstand gestiftet.

Spitze die Ohren, mein Freund, paß auf und laß mich erzählen! —:

Brigitte und ich lebten so heiter und zuversichtlich, wie Leute leben, die einen guten, starken Vorsatz gefaßt haben und dabei sind, ihn in allen Einzelheiten der Ausführung zu überdenken. Wir konnten uns nur heimlich sehen, aber das machte unsre Zusammenkünfte nur noch reizvoller. Freilich, kurz waren sie, zu kurz, und das wollte uns nicht behagen.

Deshalb beschloffen wir, einmal kühn zu sein und uns einen ganzen Sonntag Nachmittag zu schenken, einfach so, daß Brigitte mit einer Freundin, die nun natürlich in's Vertrauen gezogen werden mußte, scheinbar spaziren ginge, in Wahrheit aber zu mir käme, während die Freundin in ihrer Güte allein weiter-spazirte.

Und so geschah's. Alles ging nach Wunsch, wir thaten uns gütlich aneinander, und, wie es in dem alten chinesischen Roman vom schönen Mädchen von Pao heißt: „Die Freude der Fische im Wasser zu schildern, ist überflüssig.“

Als der Abend kam, stellte sich die Freundin wieder ein und holte Brigitten mit spitzbübischem Lächeln ab. Es sah hübsch aus, wie die beiden Mädchen mit einander heimwärts schritten durch die Dämmerung. Oft wandte Brigitte das liebe Gesicht zurück, und immer, wenn sie es that, war mir's, als leuchte die Sonne im grauen Dämmer.

Wie der Abend dichter ward, ging ich auch in den Ort, in ein Wirthshaus, das dem Vater des Mädchens gehört, durch dessen einsamen Spaziergang uns die Möglichkeit, allein miteinander zu sein, gegeben worden war. Ich war etwa fünfzig Schritte vor dem Thore des Hauses, da hör' ich im Dunkel was Leises, Rauschendes hinter mir her, und wie ich mich umbrehe, liegt mir auch schon Brigitte am Hals, schluchzend, feucht die Backen von Thränen.

Es war lange nicht möglich, ein Wort aus ihr herauszubekommen. Erst, als ich sie weit hinaus, den Hügelweg hinauf, geführt hatte, der nach Landsberg geht, rang sich's langsam los aus ihr.

Was soll ich Dir's weitläufig erzählen: es war bemerkt worden, wo sie gewesen war, und, da sie es auch ruhig und fest gestanden und erklärt hatte, sie werde sich nimmer von mir losreißen lassen, hatte die Mutter, rasend vor Wuth, sie zur Thüre hinausgewiesen mit den Worten: sie solle zu mir gehen und bei mir bleiben und es nicht wagen, sich wieder vor ihr sehen zu lassen. Es hatte auch nicht an handgreiflichen Hinzufügungen gefehlt.

Und da hatt' ich sie nun, meine liebe kleine Frau.

Anfangs flogen mir die Pulse vor Aufregung und Zorn und Schmerz, aber, just als der Mond herübertrat über den Burgwald und silberschön das Mädel beglänzte, da kam mir's wie ein Gefühl ruhigen Dankes, und ich nahm sie an den Hüften und hob sie hoch und küßte sie lange und schwang sie dann herum im Kreise und lachte sie an und sagte: Herrlich, Mädi, so brauchen wir also nicht auszureißen, sondern gehen ganz friedlich miteinander ab und lassen die Andern uns gern haben, allemiteinand.

Gell?!

Ja! sagte sie leise und sah mich mit wehrohen Augen an, die sprachen: wie Du willst!

Nun lagen die Dinge aber so: die Mutter würde freilich keinen Finger rühren, um rückgängig zu machen, was sie gethan, und ginge Brigitte jetzt in's Haus zurück, die Alte würde sie mit einem Scheit Holz hinausstreiben und nur bedauern, daß nicht Winter und Sturm draußen ist. Aber der Bruder und die Schwägerin — die würden Alles versuchen, sie zurückzuholen. Sie würden sie vielleicht eine Weile vor der Alten verborgen halten, bis sich deren Wuthparoxysmus in etwas gelegt hätte, dann aber, zumal wenn ich fort wäre, würde sich Alles langsam wieder einlenken.

Liebe, verständige Verwandte, — nicht wahr?

Ach, Du Idealist! Was sich die wackeren Zweie retten wollten, war nicht die Schwester, nicht die Schwägerin, — war einfach der billige Diensthote, das treue, eifrige, willige Arbeitsthier, das keinen Lohn verlangte und mehr that als ein Fremdes.

Du glaubst das nicht?

Es ist aber leider so. Der Bruder hat mir's an jenem Abend, gestern Abend, selber gesagt.

Denn nun kam Folgendes. Ich brachte Brigitten in einem Hause oben in Skt. Georgen unter, das ein mir bekannter Maler mit seiner Frau bewohnte, machte Alles Nöthige mit ihr aus und ging dann in das Gasthaus, um mit Brigittens Freundin Einiges zu besprechen. Denn das arme Thierchen hatte ja natürlich keine Reisefleider, keinen Hut, keine Schuhe.

Die Freundin war bald verständigt und schnell bereit, zu helfen, und ich ging nun, mich zu stärken, in's Gastzimmer. Wunderlicher Gegensatz! Da knallten die Zimmerstuzen, da klang von Zither und Guitarre, und die Maßkrüge donnerten auf die Tische.

Der wackere Bruder war auch bei den Schützen. Gerad, wie ich eintrat, war er am Schuß. Er zielte lange, drückte ab und traf in's Schwarze. Allgemeines Halloh, die Maßkrüge klangen zusammen, wohlgefällig lächelnd nahm er die Komplimente seiner Genossen entgegen.

Dann kam er langsam auf mich zu, grinste mich freundschaftlich an, gab mir die Hand, hieß sein Bier an meinen Tisch bringen und fing nun auf's Gemüthlichste an, mit mir über die Sache zu reden.

Ich sollte ihm sagen, wo Brigitte wäre; das war das Erste.

Ich sagte ihm sehr ruhig und gleichfalls mit dem Biedertone der Gemüthlichkeit, daß mir das gar nicht einfiel.

Dann werde er sie suchen, — er!

Das möge er thun, wenn's ihm Spaß mache.
Finden werde er sie aber nicht.

Oh! Wenn er nur wollte! Er fände sie schon!
Er könne sich schon denken, wo sie stecke. Aber nein:
er werde sich gar keine Mühe geben und sich das
Zimmerstuzenschießen verhunzen, jetzt, wo er wahrschein-
lich heut' Abend König sein werde. Nein: ich würde
schon ein Einsieh'n haben und dem Mädcl den Kopf
zurecht setzen und sie nach Hause schicken.

Wie er auf solche alberne Einfälle komme?

Na, mir sei's doch nicht Ernst um das Mädcl,
mir, dem Studirten! Gott, er hätte ja gar nichts da-
gegen, wenn ich mich mit dem Mädcl amüsirte. Ich
würde schon dafür sorgen, daß ihr nichts passirte...

Ich hatte Lust, den Kerl zu mauschellen, den
infamen, aber ich hielt an mich und erklärte ihm
ruhig, zum Amüsirverhältniß sei mir seine Schwester
zu gut, aber ich würde sie heirathen, obwohl er ihr
Bruder sei.

Jetzt wurde er aber wild: Nein! Dazu gebe er
seine Einwilligung nicht!

Darauf ich: ich bäte ihn auch nicht darum, und
er habe auch keine zu geben.

Doch! Er hätte sie zu geben.

Wieso? Ob er ihr Vormund sei?

Nein: aber ihr — Dienstherr!

Donnerwetter!

Ich sah mir den Burschen eine Weile sprachlos
an, dann nahm ich meinen Hut und ging.

Er brüllte was hinter mir her.

Als ich in den Abend, der mittlerweile zur stockdunklen, stürmischen Nacht geworden war, hinaustrat, und als mich nach dem Gelärm und Gequalm der Wirthsstube die stille Reinheit der freien Luft empfing, da ward es mir mit einem Male klar, wie das Wunderbare geschehen konnte, das sich Brigitte so schnell und so fest an mich angeschlossen hatte. Ich war der Erste gewesen, der ihrem unbewußten Drange nach etwas Besserem, Höherem entgegengekommen war. Von mir hatte sie zum ersten Male eine Sprache, frei von Roheiten und Gemeinheiten, gehört, ich hatte ihr zum ersten Male den Blick in eine reinere Welt aufgethan, in eine Welt von Interessen, für die sie zwar nicht die Bildung, aber die instinktive Empfindungskraft besaß. Unter jenen, obwohl sie ihr verwandt waren, war sie die Fremde gewesen, wenn auch ihr frischer Lebenshumor es verhinderte, daß Melancholie ihr Wesen übersumpfte — mir war sie herzungsverwandt, obwohl ich aus einem ihr fernen Lande, aus einer ihr fremden Stadt kam und viel älter als sie war. War es da ein Wunder, daß sie sich mir erschloß, zumal ihr weiblicher Instinkt bald bemerkte, daß ich sie keineswegs mit Dinkelaugen ansah?

Jetzt hatt' ich die Lösung des Räthsels, das mir manche bange Stunde gemacht hatte, und da ich sie hatte, ward ich so froh, daß ich am liebsten gleich zu ihr hinausgelaufen wäre, sie noch einmal in die Arme zu nehmen und noch einmal im Kreise um mich zu

schwingen, ich ganz verwandelter Pantrazius, Süngling von ihren Gnaden.

Ach, Peter, so froh war ich, — es ist nicht zu schildern.

Der Wind nahm mir den Hut und wehte ihn in die dunkle Nacht, den Berg hinab.

Hurrah! schrie ich, wie ein junger Lieutenant, der hinterm Sieg her ist, und lief in's Dunkel, dem Hute nach, den Brigitte um seiner Farbe und Weichheit Willen „die Frühlingswolke“ getauft hatte.

„Frühlingswolke, wo bist Du?!“ schrie ich und rannte in's Dunkel.

„Frühlingswolke, bist Du in den Himmel gefahren?!“ und da lag ich auf der Nase.

„Frühlingswolke, ich kriege Dich, so gewiß ich Brigitten schon habe!“ und ich turnte in einem dicken Buschgehege herum.

„Frühlingswolke! . . .“, und da hatt' ich ihn, der auf einem Rosenbusche hing.

Ich ging sehr befriedigt nach Hause, meine Frühlingswolke auf dem Kopfe, den Frühling im Herzen und bloß von der Angst geplagt: Du wirst es doch nicht verschlafen?

Denn die Post nach Landsberg, mein Lieber, geht schon um's Morgengrauen ab.

Wir hatten nämlich beschlossen, ganz einfach und unromantisch mit der Post nach Landsberg und von dort mit der Bahn nach Augsburg zu fahren. Das deshalb, weil wir so kalkulirten: wahrscheinlich wird

die werthe Familie gar nichts thun, weil sie von unserer Seite gar nichts erwartet; wenn sie aber was thut, so wird sie die Ausfallsthore nach München öffnen.

Und, damit ich nun kurz bin: wir hatten uns nicht verrechnet.

Berschlafen hab' ich's Gott sei Dank nicht.

Als ich erwachte, prunkte der Himmel noch in schwarzem silberbestickten Sammet. Von der großen Eiche vor meinem Fenster krallten ein paar Krähen ab und krächzten in die tintige Luft. „Absit omen“ beschwor ich feierlich und fuhr in die Hosen. Mit Gerschle=Pepi war meiner Effekten wegen Alles be- redet, ich konnte also ruhig wandern, und ich thats. Unten in der Post zwei Billets genommen („Zwoa?“ „Jawohl, oben in Skt. Georgen steigt wer zu!“) und nun in den Kumpelkasten.

Ein verzweifelter Trompetenlauf, wie wenn zwanzig Frösche jäh aus dem Schlafe erwachten und erschreckt quakten, bis sie mitten im beruhigter werdenden „Quarr“ wieder einschlafen. Das war der blauweiße Herr Postillon. Und nun bergauf durch die Hauptstraße. Die deutsche Sprache hat nicht Naturlaute genug, um onomatopoetisch das Gerassel, Gerumpel, Geratter, Geknatter, Geächze, Geträchze, Sequietsche, Geratsche, Gekfirre, Geknurre, Gepumpre und Gedonnere dieses königlich bayerischen Postfuhrwerkes anschaulich zu schildern. Wenn der Teufel seiner Großmutter zu ihrem Namens- tag ein recht höllisches Ständchen bringen will, so läßt er sicherlich vor den Fenstern ihrer guten Stube einen

Höllenkorso mit bayerischen Postomnibussen fahren. Aber den rechten Genuß hätte Madame doch erst, wenn sie drin säße.

Auf der Landstraße wurde es besser. Und wenn auch die Ohren und die vielwerthen vier Buchstaben weiterhin fasteit worden wären, jetzt hätte ich es nimmer gefühlt; denn den Augen widerfuhr ein herrliches Schauen. Ich sah ein abenteuerliches Bild: gleich einer großen, langen Raupe kroch ein heller Nebelkegel über den See. Und dann der sieghafte Aufstieg der Sonne. Vor sich her warf sie eine Hand voll flüssigen Goldes über das Kloster Andechs und den „heiligen Berg“, dann kam sie in wunderbarer Majestät empor, — ich kann es nicht sagen, wie schön und wie gewaltig. Aber daß mir andächtig zu Muth wurde, das stehe hier. Es war eine jauchzende Andacht, ein innerliches Rufen, wie einem siegenden Helden entgegen, der mit letztem Lichtspeer den geblähten Bauch giftiger Gemeinheit trifft. O Du Ritter Sankt Jörg der Welt, wie fuhr Dein goldener Strahl in den Nebelwurm über dem See, daß er auseinanderquoll und verendete. Und klar und glatt, sonnenübergliert lag in aller Helle und Morgenfrische der große Wasserplan, daß die Blicke darüber hin sich tummeln konnten und frohlich wurden in Glück und Glanz.

Und sieh, da stand auch das Brigittele und winkte mit dem weißen Tüchel. Stand unter einer Linde und sah aus wie ein leibhaftiger Engel, obwohl der Freundin Mina Kleider ihr viel zu weit waren.

„Komm!“ rief ich, und sprang aus dem Wagen

und nahm sie bei der Hand und führte sie zu Postillonsmaulaufreißendem Erstaunen in das königlich bayerische Kumpampolium.

„Höh!“ sagte der, „dös is ja's Krawaunerle!“

„Sawohl 's Krawaunerle! Macht a Vergnügungssreif!“

Gottlob, daß wir alleine waren den ganzen Weg. Zwar, gesprochen haben wir wenig, hatten uns aber doch viel zu sagen, das Niemand — zu sehen brauchte.

Und nun, Brigittelle, schreib hier Deinen Namen drunter zum Gruße meinem lieben Peter Kahle, Deinem würdigen Onkel.

Schau: da stehts: Brigitte Graunzer.

Dein

bis zum Blasen der Tuben
am Tage des jüngsten Gerichts!
Pantrazius.

**Einige Briefe des Herrn Pan-
trazius Graunzer an seinen
Freund Peter Kahle, genannt
die fröhlichen Briefe Sep-
tembris.**

München!

Lieber Peter!

Deine Nichte und ich, ihr Onkel, haben beschlossen, über München nach London zu fahren, — aus Gründen der deutschen Kolonialpolitik. Wir wären nämlich, wenn die Regierung Seiner Majestät nicht Helgoland gegen ein Stück Afrika eingetauscht hätte, nach Helgoland gefahren, aber seitdem dieses Eiland für den Rest seiner glorreichen Tage dem Deutschen Reiche einverleibt worden ist, hat es die Vorzüge, die es in puncto Standesamt besaß, eingebüßt und ist auch in dieser Hinsicht so regelrecht deutsch geworden, daß wir schon Old England selber auffuchen müssen, wenn wir in all' unserer Papierlosigkeit heirathen wollen.

Und das wollen wir.

Ei freilich! Was sollten wir sonst wollen? Ewig

kann ich unmöglich als Gymnasiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern mit seiner Nichte Sophrosyne ebendaher die Welt durchwandern, und was würden Hansjörg und Christine sagen, wenn ich mit einer ledigen Brigitte auf Kiebitzhof angezogen käme?

Also: London!

Aber vorher: München!

Erstens möchte ich dem furchtbaren Kunstgelehrten gerne unter Dankesthränen einmal um den Hals fallen, daß er mich aus der Hauptstadt Biermaniens fortgegrault hat, da ich sonst kaum auf die Idee gekommen wäre, an den Ammersee zu gehen, und dann war es auch Brigittens Wunsch, einmal auf „Minga“ zu fahren, bevor es in die Fremde geht. Die Oberbayern sind nämlich gar sehr in ihre Haupt- und Residenzstadt verliebt, und Brigitte ist nicht weit von der Meinung entfernt, daß sie auf der ganzen ihr bevorstehenden Reise doch nichts sehen werde, das mit München einen Vergleich auszuhalten im Stande wäre.

So viel ist sicher: gemüthlicher wird's nirgends sein, und es wird mir nicht leicht sein, von hier aufzubrechen.

Uebermorgen geht's fort! Die Rundreisebillets sind schon gekauft und Brigitte hütet sie wie einen Ehekontrakt.

Beneidest Du mich nicht? Oder hast Du noch immer feierliche und moralische Bedenken? Ich komme Dir wohl noch immer bedenklich spanisch Don Juanisch vor?

Hast Du eine Ahnung!

Wäre Brigitte eine wirkliche Sophrosyne und ich ein wirklicher Kahle-Peter, wir könnten nicht vernünftiger sein. Und das ist es ja eben: was wir begehen ist kein Lieutenantstreich, obwohl wir höchst heiter und über die Maßen lustig sind. Es steckt ein köstlicher Ernst hinter und in uns beiden, und daß auch diesen Ernst Brigitte hat, das macht mich so glücklich, denn das giebt mir die Gewähr, daß wir uns nicht eines Tages auf der Sandbank der Enttäuschung finden werden.

Ich entdecke täglich neue Seelenherrlichkeiten in ihr, Herrlichkeiten, die mir um so kostbarer sind, als ich der Erste bin, der sie erblickt. Sie sind unberührt, unverbaut. Meine Aufgabe wird es sein, sie zu erhalten und zu pflegen. Gott behüte mich davor, daß ich an ihnen herumkorrigire, daß ich auf dieses Neuland, das voll aller Kraft treibender Natur ist, zu schnell und zu beflissen Kultur aufspropfe.

Mit einer unglaublichen Sicherheit nimmt diese feingefühlbegabte Natur Alles in sich auf, was ihr an innerer und äußerer Kultur zuträglich und gemäß ist. Jeden Tag staun' ich auf's Neue, wie sie sich in neue, schöne Formen schmiegt, ohne an Frische und Ursprünglichkeit einzubüßen.

Du siehst: ich habe genug zu thun, denn vor mir spielt sich ein Entwicklungsschauspiel vom höchsten Reize ab, und, übrigens, auch ich mache eine heilsame und gute Mauserung durch. Wie sich Brigitte mir nähert auf ihre Art, nähere ich mich auf meine Art Brigitten. *Arx amandi* und *Metamorphosen*, — ich erlebe Beides in einem Zuge. Vergiß nicht, Deine

Sekundaner, wenn Du Ovidium Rasonem mit ihnen traktirst, darauf aufmerksam zu machen. Gott, wie hätt' ich mich auf die lebernen Lektionen präparirt, hätt' ich das damals gewußt.

Aber das ist das Pech des menschlichen Lebens, daß man auf die besten Hintergründe der Dinge meist immer erst dann stößt, wenn es zu spät ist. *Big vel maxima!*

Deine Nichte und ich,

wir sind

Deine Graunzers.

* * *

London!

Lieber Peter!

Wenn Dir einmal ein Arzt eine Kieselsteindouche empfehlen sollte, so fahr' nach London. Nicht anders ist mir zu Muthe, als wie wenn ich Tage lang in einem Brausebade von Kieseln wäre.

Diese Stadt der Massenhaftigkeit ist etwas Unerhörtes. Das ist keine Stadt, das ist ein Stropf von Menschen, eine Schilddrüsenenerweiterung der Erde. Geduckten Kopfes lauf' ich in diesem Menschenwirricht herum, und hielte mich nicht Brigitte aufrecht, ich würde davonlaufen.

Wir sind jetzt vier Tage hier und müssen noch zehn Tage bleiben. Das ist die einzige Bedingung, die man hier zu Lande denen stellt, die im Namen Ihrer Majestät zusammengethan sein wollen.

Gar nichts Schriftliches wird verlangt?

Nein, gar nichts Schriftliches.

„Wenn der Beamte aber doch ein Papier verlangen sollte? . . .!“ fragte ich einen Engländer.

„So schlagen Sie ihn einfach nieder“, erwiderte er entrüstet.

Das ist das Land, in dem das feierlich abgegebene Wort hochgeachtet wird. Wer freilich gelogen hat, wird um so nachdrücklicher auf's Maul geschlagen.

Das paßt so in den Styl des Ganzen, der etwas durchaus Grades, Großes hat.

Ich muß sagen: anheimeln thut mich's nicht, aber Respekt zwingt mir's ab. Diese Engländer bilden sich nicht ohne Grund was darauf ein, daß sie Engländer sind.

Wenn doch in Deutschland so viel Charakter steckte, wie in diesem perfiden Albion! Ich meine: Gesamtcharakter, wie er sich in allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, der Sitte, der Kunst, der Manieren ausdrückt. Selbst die Heuchelei hat hier Charakter, der imponirt. Selbst das Elend, wie es sich geradenwegs zum Verbrechen ausschwillt, hat Charakter. Daher denn hier eine Kunst im Wachsen ist, eine Kunst nicht bloß für Museen, sondern für's Leben, vor der ich mit Andacht stehe.

Trogdem, um Gottes willen! möchte ich nicht hier leben. Und das hängt eben auch mit dem ausgesprochenen Sonderwesen des Englischen zusammen. Man muß Engländer sein, um sich hier glücklich zu fühlen. Bei uns dagegen fühlt sich alle Welt wohl, weil wir ein Allerweltswesen haben. Wir sind halt complaisante Leute.

Dies, damit Du nicht denkst, Brigitte und ich
thun nichts als Schnäbeln.

Wir grüßen Dich
Pantrazius und Brigitte.

* * *

London, am 25. September.

Lieber Peter!

Nun sei beruhigt! Die skandalöse Situation, daß
ich mit Deiner Nichte Sophrosyne die Welt durch-
wand're, hat ein Ende, denn:

Ihre am 25. September
in St. Giles London
vollzogene Verehelichung beehren sich hier-
durch anzuzeigen
Pantrazius Graunzer
Brigitte Graunzer
geb. Oberalmer.

Laß Dir den Tag, diesen großen Tag der Graunzer
vom Riebighofe, schildern! Ich benutze dazu die paar
Minuten, die uns noch übrig bleiben vor der Abreise.
Brigitte packt die Koffer und singt dazu:

A Dearndl geht um Holz in Wald
Gar zeitli in der Fruah,

und die Sonne blizt auf ihrem Eheringe, den ich . . .
aber das gehört schon zur Schilderung der Kopulation.
Wir begannen den Tag mit eifrigem Studium.

„Noch einmal, Brigitte, noch einmal! Also: I do solemnly declare . . .!“

„I do solemnly declare . . .“

„Nicht dekläre! Dekläre! Also: I do . . .“

„I do solemnly declare, that I know not of any lawful impediment, why I Brigitte Graunzer . . .“

„Oh, Du Schaf, Du Schaf, Du blührieselweißes Schaf! Nix Graunzer! Wie heißt Du?“

„Brigitte Graunzer heiß i!“

„Ich bitte Dich um Gottes Willen, mach' keine Wize in dieser ernsten Stunde! Es geht um die Wurst! Also: brav sein: why I Brigitte . . .“

„Why I Brigitte Oberalmer may . . .“

„Nicht: mai! Mä!“

„Also: may not be joined in matrimony to my lieber Aff' . . .“

„Willst Du gescheidt sein, Bedenkliches! . . . Be joined in matrimony to . . .“

„To Pankrazius Graunzer, — muß ich den Graunzer auch Englisch sagen?“

„Gott behüte mich, nein, das sag' Deutsch, voll und wohlkautend mit einem langhin säuselnden au!“

„Gell, ich kann's scho! Paß auf, jetzt sag' i's nochmal: I do solemnly dekläre . . .“

„Kläre!“

Und so noch eine halbe Stunde. Dieses alte, brave Standesamtenglisch hat seine Mucken, wenn weder der Lehrer, noch die Schülerin Englisch kann.

Daher kam's, daß wir ein Bischen mit der Angst von Abc-Schützen zum Office fuhren. Unser Zeuge,

ein liebenswürdiger junger Landsmann Namens Möder, Sekretär bei dem hiesigen Vertreter einer großen deutschen Zeitung, erwartete uns und stellte uns dem zweiten Zeugen vor, dem Thürhüter des Office, der ein einträgliches Geschäft daraus macht, als Trauzeugen zu fungiren, und in seinem schwarzen Bratenrocke ganz würdig aussah.

Noch würdiger sah freilich der Deputy Registrar Henry Hulford aus, der uns bis zum Beginne der feierlichen Handlung auf's Anmuthigste damit unterhielt, daß er uns Schmeicheleien über Deutschland sagte und nachträglich ein Pfund Kopiaturgebühren eintrieb.

Das gab den ersten Zwischenfall.

Ich hatte nämlich nur zehn Schillings im Portemonnaie, und Brigitte trug unser Vermögen in einem Saffianledertäschchen auf der Brust.

Unmöglich, das hier zu produziren! Also wurde sie feierlich hinausbegleitet, verschwand hinter einer Thür, um nach kurzer Zeit sehr würdig mit einer Pfundnote wieder zu erscheinen.

Sehr würdig, aber doch ein wenig aus dem inneren Gleichgewicht gebracht, wie sich später zeigen sollte.

Bis Schlag 12 Uhr, als um welche Zeit die Handlung bestimmt war, wurde gewartet, dann, als der letzte Schlag der Uhr im Verklingen war, wurden die Thüre des Amtszimmers und das Thor des Hauses geöffnet, um Allen, die Einspruch zu erheben gewillt waren, freien Eintritt zu ermöglichen.

Ich schloß eine Sekunde die Augen und begrüßte mich mit der Einbildung, daß die freundliche Schwiegermama erschien und im unverfälschten Schwabbafrisch erklärte: „I moag itten!“ Aber wie ich die Augen wieder aufmachte, war schon des Deputy Registrars Würde dabei, die Fragen an uns zu richten, und ich erhob mich zu der wohlleinstudirten Erklärung „I do solemnly . . .“

Gut ging's.

Nun kam Brigitte daran. Und siehe: sie begann sehr schön. Sie vermied die Klippe der „Kläre“ und schiffte um das Riff des „Mai“, aber da fiel es dem galanten Deputy Registrar ein, zart in die Hände zu klatschen und „Bravo!“ zu lispeln, und das war der Bescheidenheit Brigittens zu viel. Vorher roth vor Aufregung, war sie jetzt violett vor Beschämung und las das Ende ohne jede Rücksicht auf die Tücken der englischen Aussprache Buchstabe für Buchstabe so, wie jemand, der einen englischen Text deutsch liest. Der phonische Effekt war grausam, und ich erschrak nicht wenig. Aber der liebe Beamte erklärte: auch das sei Englisch, und die Hauptsache, nämlich ihren und meinen Namen, habe sie richtig gesprochen.

Das war der zweite Zwischenfall.

Der dritte fügte sich mit unanständiger Eile an, nachdem wir auch den gefährlichen zweiten Satz hinter uns hatten: I call upon these persons here present to witness that I (P. G. und B. O.) do take thee (B. O. und P. G.), to be my lawful wedded wife (ober husband).

Jetzt sollte ich nämlich Brigitten und Brigitte sollte mir den Ehering anstecken.

Vorzüglich! Aber, um aller Heiligen, hol' mich doch . . . wo sind die unseligen Ringe?

Ich tastete mich von oben bis unten ab und that wie die Kage im Liede der Studenten im Faust, ich fuhr in alle Löcher. Peinliches Gefühl! Höchst unangebrachte Armbeweglichkeit des Bräutigams. Angstvolle Brigittenaugen. Gelassenes Warten des stets würdigen präsidirenden Gentlemans.

Endlich! In der oberen Westentasche! In dieser verfluchten, eigens für Eheringe bestimmten Westentasche! Gottlob!

Daß ich ihr den Ring durchaus auf den Daumen stecken wollte, rechne ich schon gar nicht mehr als Zwischenfall.

Nun noch eine kleine Formalität; auch nicht ganz leicht, und ich hatte mit Angst auf sie gewartet; richtig: der Zeuge-Thürhüter, bisher unbeweglich, zusammengesunken auf seinem Stuhle, spaltete plötzlich sein Gesicht durch eine von Ohr zu Ohr gehende Lippengrinslinie, erhob sich, schritt langsam und wohlwollend auf mich zu, gratulirte mit einem unendlich schmelzenden Gefühlston in der Stimme und reichte mir die Rechte. Das war der Augenblick, vor dem ich gebebt hatte, denn es galt, dieser Hand drei Schillinge zu applizieren und sie gleichzeitig mit herzlicher Wärme zu drücken.

Wohl mir! Es gelang! Mister Humpshley zeigte sich sehr geübt und virtuos, erwiderte den Druck meiner Hand, daß ich das Porträt Ihrer Majestät vom Präge-

bild des obersten Schillingsstückes auf meine Hand übertragen erhielt, und begab sich voll Würde zur Thüre hinaus.

Als wir das Gleiche thun konnten, waren wir sehr froh, und wir werden sehr froh sein, wenn wir nun heute Abend in Queensborough das Schiff nach Blissingen betreten werden. Denn ich sehne mich schrecklich darnach, Brigitten den Kiebighof und dem Kiebighof Brigitten zu zeigen.

Das ist unser letzter Brief aus London.

Wir sind

Deine Graunzers,
Gutsbesitzerseheleute.

* * *

Kiebighof am 30. September.

Lieber Peter!

Christiane ist in Brigitte verliebt, Hansjörg ist in Brigitte verliebt, alle Pferde, Kühe und Schafe sind in Brigitte verliebt, ich bin in Brigitte verliebt, der ganze Kiebighof ist in Brigitte verliebt.

Resolut ist sie, sag' ich Dir! Schade, daß es die Tante nicht mehr sehen kann.

Auch die Zeit des Leidens, die wir miteinander durchgemacht haben (sie war etwas bitterer, als Du es vielleicht aus meinen Briefen hast ersehen können), ist ihr gut angeschlagen. Sie fühlt es selbst mit ihrer wunderbaren Gabe der unbewußten Erkenntniß durch

das Herz, wie sie durch die Uebel, die wir zusammen
aushalten mußten, erst eigentlich reif und inwendig
fertig geworden ist, und wir singen Dank unserm Leiden,
das uns die Liebe der Anderen beschert hat:

Du und ich, wir zwei Weiden,
Wir wissen, was Leiden,
Wir wissen, was Lieben und Leiden heißt.
Wir haben's erfahren:
Mit Haut und mit Haaren
Hätte gern uns die Liebe der Andern verspeist.

Nun wir uns gerettet
Und weich uns gebettet
In Ruhe weit ab vom Gelärme der Welt,
Nun wollen wir warten
Den blühenden Garten,
Den Lieben und Lachen in Früchten erhält.

Jetzt braucht nur noch Prinz Peter zu kommen
(denn Peter soll er heißen), und unser Glück ist voll.

Dein

Pantrazius,
der Ehemann.

**Kurzer Nachbericht über Herrn
Pantrazius Graunzers Kindstau-
fen nebst einigen Bemerkun-
gen über seine Leibes- und
Seelenzustände in der Ehe.**

„Ach, a Maitaker!“ sagte im Mai des Jahres, das auf die Freierversfahrten des Herrn Pantrazius Graunzer gefolgt ist, Frau Brigitte, als sie nach den Schmerzen der Entbindung zu sich kam und ein kleines Mädel neben sich liegen sah.

Herr Pantrazius aber hatte ganz vergessen, daß er einen Sohn gewollt, und gebärdete sich unbeschreiblich glücklich.

Und er lud Frau verwittwete Frankebeil in Nürnberg ein, daß sie Pathe stünde, und es ging hoch her auf Kiebighof, als die erste Kindstaufe gefeiert wurde. Die Wittib hielt eine Rede, und Herr Pantrazius hielt eine Rede, — bloß Frau Brigitte schwieg, aber sie konnte bloß nicht reden vor lauter Glück.

Dieses erste Mädchen erhielt in der Taufe den

Namen Katharina, zum Andenken an die Gefahr, die Herr Pantrazius Graunzer im Pſchorr zu Berlin ſo ſiegreich überſtanden.

* * *

Ein und dreiviertel Jahr ſpäter hatte es Herr Pantrazius Graunzer wiederum ſehr wichtig mit Trip-peln und Leiſegehen um die Wochenbettſtube, und als er endlich hineingelaſſen wurde, da rief er: „Haben wir's Mariechen?“

Denn das zweite Mädchen ſollte natürlich Mariechen heißen, zum ewigen Gedächtniſſe an die gehäkelten Falſſtriche von Dresden.

Und wahrhaftig, es war ein Mädchen.

Mutter Schützen ſollte Pathe ſtehen, aber ſie ließ ſchreiben, es ginge nicht mehr mit den alten Beinen, aber ſie wünſchte, daß der alte, verrückte Junge ein halbes Duzend Mädchen kriegte zur Strafe dafür, daß er ſo ein nährſches Luderchen wäre.

* * *

Und Mutter Schützen hat ihren Kopf durchgeſetzt. Es ſind wirklich ſechs Mädels hintereinander gekommen auf Kiebiſhof.

Sechs! Man kam in Verlegenheit um die Namen.

Auf die gute Laune und die Entfaltung der Leiblichkeit des Herrn Pantrazius Graunzer hat das aber nicht ungünstig eingewirkt. Er nimmt ſtetig zu an Heiterkeit der Seele und Rundlichkeit des Leibes.

Freilich, äußerlich kann er das Brummen nicht immer ganz lassen. Aber Frau Brigitte hat für solche Fälle ein gar siegreiches Lächeln zur Verfügung, das ihn schnell dazu vermag, seine Graunzerischen Monologe, wenn er sie durchaus vom Stapel lassen muß, in dem schön Schweinsledern gebundenen Folianten abzuladen, der genannt ist: Der Seelenwälzer von Kiebitzhof, und auf dessen erster Seite die Fischeartworte stehen: „Kurzum wer kein Ehegesibete hat, ist halb todt, mangelt ein stück des Leibs, weiß kein seßhaft Häußlich wohnunge wie die Tartarische Heerkärch, ist nirgends daheim. Dann ob er schon ein Obtack hat, ist ihm, als wer er drein gelehnet, vnd siht wandersweiß wie ein anderer Landstreiffer im Gasthauß, niemand kocht für seinen Mund, niemand helt ihm das sein zusammen, weder das groß noch das kleinst Haußrätlein, weder das täglich noch das nächtlich, alles verschwind ihm vnder den Händen, hat niemand, dem er sein noht klaget, der ihm sein anligen abnimmt oder mit gleichen Achseln leichtert, keiner eyffert vmb sein Heyl, niemand warnet ihn mit tremen, vnd wann der Han todt ist, freht kein Henne nach ihm.“

Kapitelfolge.

	Seite
I. Kurzer Vorbericht über Herrn Pantrazius Graunzer's Leibes- und Seelenzustände, sowie Einiges aus seinem früheren Leben	7
II. Ein Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Peter Kahle. Handelt von einer verstorbenen Tante. . . .	14
III. Ein zweiter Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen lieben Freund Peter Kahle. Handelt von allerlei läudlichen und seelischen Dingen .	28
IV. Ein Kapitel, das einige Tagebuchblätter enthält, die Herr Pantrazius Graunzer im Februar des Jahres geschrieben hat, in dem diese Geschichte spielt	36
V. Eine parlamentarische Standrede des Herrn Pantrazius Graunzer an sich selber. Handelt von einem sehr wichtigen Entschluß und darf durchaus nicht überschlagen werden	47
VI. Ein Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen mehrfach genannten Freund den Gymnasiallehrer Peter Kahle. Gibt einen Kommentar zu der eben vernommenen Standrede, den ich jungen Mädchen nicht zu lesen rathe . . .	53
VII. Ein ganz kurzer Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an dieselbe Adresse. Handelt von dem vorigen Briefe	58

VIII.	Aus einem Briefe des Amtsgerichtsrathes Kropfer an seinen Korpsbruder Herrn Peter Kahle. Handelt von Herrn Pantrazius Graunzer	Seite 60
IX.	Ein Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt von einer decidiv-modernen Dame	62
X.	Herr Pantrazius Graunzer faßt Reisepläne und berichtet darüber seinem Freunde Peter Kahle	78
XI.	Einiges aus Herrn Pantrazius Graunzers Reisetagebuche. Handelt von einer Karoline, von einem Schwimm mädchen und von Dresden .	80
XII.	Bei Mutter Schützen. Von Herrn Pantrazius Graunzer selber aufgezeichnet	88
XIII.	Ein Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Kahle. Handelt, wie der geneigte Leser schon zu erathen die Güte hatte, von Schmidts Marietchen	103
XIV.	Herr Pantrazius Graunzer fährt von Dresden nach Leipzig, steigt in Wurzen aus und berichtet darüber ausführlich in seinem Reisetagebuche .	118
XV.	Ein Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt vom Stamm-tisch zum Ring in der Westentasche	128
XVI.	Herr Pantrazius Graunzer macht eine Reise in's Altenburgsche, wo er nach dem Prinzip der Buchtwahlauseise eine mit besonders schätz-baren Vererbungsfaktoren ausgestattete Gattin zu finden hofft. Was ihm dabei widerfahren ist, meldet er seinem Freunde dem Staatsanwalt Da-gobert Prellerhahn in verschiedentlichen Briefen	139
XVII.	Ein Stück aus Herrn Pantrazius Graunzers Reisetagebuche, wunderbarlich überschrieben: Was de deuz, getanzt von meinen verehrlichen beiden Seelen	169

XVIII.	Herr Pantrazius Graunzer reist nach Nürnberg, badet sich in Deutschthum, lernt eine seelenfeste Frau kennen und berichtet über all' dies seinem Freunde Herrn Peter Kahle in mehreren Briefen	Seite 178
XIX.	Einige Seiten aus Herrn Pantrazius Graunzers Reisetagebuch, aus denen hervorgeht, daß er philosophische und andere Anwandlungen wunderlichsten Charakters hat	204
XX.	Herr Pantrazius Graunzer trinkt in München Bier, sieht sich Silber an, fühlt sich wohl und berichtet über all' dies seinem Freunde Poffer in Nürnberg	212
XXI.	Ein Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt von idyllischen Plänen	218
XXII.	Herrn Pantrazius Graunzer parabelt es, und er erzählt seinem Tagebuche eine Hirtengeschichte	223
XXIII.	Ein Stück aus Herrn Pantrazius Graunzers Gerschle-Pepi-Buch. Man wird erfahren, was das für ein Buch ist	226
XXIV.	Herr Pantrazius Graunzer sitzt zwischen zwei wiesigen Hügeln am Bach und konfrontirt sich. Ein hochnothpeinliches Kapitel aus dem Gerschle-Pepi-Buch	241
XXV.	Noch ein Kapitel aus dem Gerschle-Pepi-Buch. Es scheint darnach, daß Herr Pantrazius Graunzer an Phantasmagorien leidet . . .	246
XXVI.	Ein Brief des Herrn Pantrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Unnöthig, zu sagen, wovon er handelt	249
XXVII.	Herr Pantrazius Graunzer versucht, hinter sich selber herzugehen und die Lehren zu lesen, die aus dem Breviario Brigittae fallen, giebt es aber als unfruchtbar auf und ermannt sich statt dessen zu einem wichtigen Entschlusse .	262

